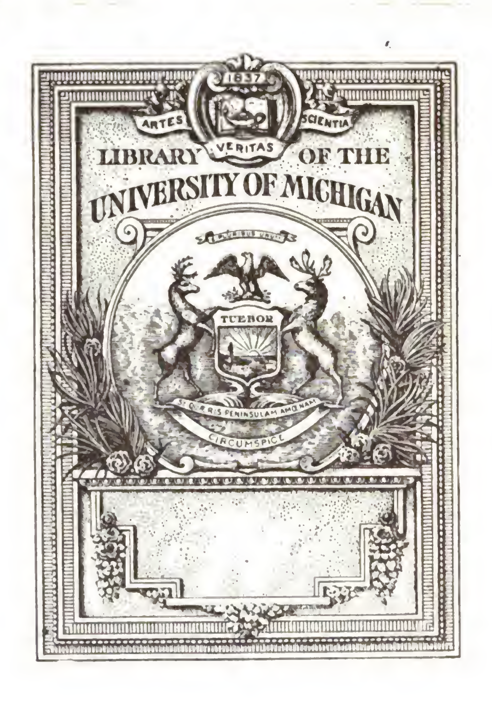



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Ideen
zu einer
Philoſophie der Natur.

Als

Einleitung in das Studium dieſer Wiſſenſchaft.

Erſter Theil.

Von
F. W. J. Schelling,
Doktor der Philoſophie und Medicin, und Profeſſor zu Jena.

Zweite durchaus verbeſſerte und mit berichtigenden Zusätzen vermehrte Auflage.

Landshut,
bei Philipp Krüll, Univerſitätsbuchhändler.
1803.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Was als reines Resultat der bisherigen philosophischen Untersuchungen unsers Zeitalters übrig bleibt, ist kürzlich folgendes: "Die bisherige theoretische Philosophie (unter dem Namen Metaphysik) war eine Vermischung ganz heterogener Principien. Ein Theil derselben enthielt Gesetze, welche zur Möglichkeit der Erfahrung gehören, (allgemeine Naturgeseze) ein anderer Grundsätze, die über alle Erfahrung hinausreichen (eigentlich metaphysische Principien)."

"Nun iſt aber ausgemacht, daſs von den letzteren in der theoretiſchen Philoſophie nur ein regulativer Gebrauch gemacht werden kann. Was uns allein über die Erſcheinungs-welt erhebt, iſt unſere moraliſche Natur, und Geſetze, die im Reich der Ideen von konſtitutivem Gebrauch ſind, werden eben damit praktiſche Geſetze. Was alſo bisher in der theoretiſchen Philoſophie metaphyſiſches war, bleibt künftig einzig und allein der praktiſchen überlaſſen. Was für die theoretiſche Philoſophie übrig bleibt, ſind allein die allgemeinen Principien einer möglichen Erfahrung, und anſtatt eine Wiſſenſchaft zu ſeyn, die auf Phyſik folgt (Metaphyſik), wird ſie künftig eine Wiſſenſchaft ſeyn, die der Phyſik vorangeht."

Nun zerfällt aber theoretiſche und praktiſche Philoſophie (die man zum Behuf der Schule etwa trennen kann, die aber im menſchlichen Geiſte urſprünglich und nothwendig vereinigt ſind) in die reine und angewandte.

Die reine theoretische Philosophie beschäftigt sich bloſs mit der Untersuchung über die Realität unsers Wissens überhaupt; der angewandten aber, unter dem Namen einer Philosophie der Natur, kommt es zu, ein bestimmtes System unsers Wissens (d. h. das System der gesammten Erfahrung) aus Principien abzuleiten.

Was für die theoretische Philosophie die Physik ist, ist für die praktische die Geschichte, und so entwickeln sich aus diesen beyden Haupttheilen der Philosophie die beyden Hauptzweige unsers empirischen Wissens.

Mit einer Bearbeitung der Philosophie der Natur, und der Philosophie des Menschen hoffe ich daher die gesammte angewandte Philosophie zu umfassen. Durch jene soll die Naturlehre, durch diese die Geschichte eine wissenschaftliche Grundlage erhalten.

Die vorliegende Schrift soll nur der Anfang einer Ausführung dieses Plans seyn. Ueber die

Idee einer Philoſophie der Natur, die dieſer Schrift zu Grunde liegt, werde ich mich in der Einleitung erklären. Ich muſs alſo erwarten, daſs die Prüfung der philoſophiſchen Principien dieſer Schrift von dieſer Einleitung ausgehe.

Was aber die Ausführung betrift, ſo ſagt der Titel ſchon, daſs dieſe Schrift kein wiſſenſchaftliches Syſtem, ſondern nur Ideen zu einer Philoſophie der Natur enthält. Man kann ſie als eine Reihe einzelner Abhandlungen über dieſen Gegenſtand betrachten.

Der gegenwärtige erſte Theil dieſer Schrift zerfällt in zwey Theile: den empiriſchen und den philoſophiſchen. Den erſten voranzuſchicken hielt ich für nothwendig, weil in der Folge der Schrift ſehr oft auf die neuern Entdeckungen und Unterſuchungen der Phyſik und Chemie Rückſicht genommen wird. Dadurch entſtand aber die Unbequemlichkeit, daſs manches zweifelhaft bleiben muſste, was ich erſt ſpäterhin aus philoſophiſchen Principien entſcheiden zu können glaubte. Ich muſs alſo we-

gen mancher Aeusserungen des ersten Buchs auf das zweyte (vorzüglich das achte Kapit.) verweisen. In Ansehung der jetzt zum Theil noch streitigen Fragen über die Natur der Wärme und die Phänomene des Verbrennens, befolgte ich den Grundsatz: in den Körpern schlechterdings keine verborgne Grundstoffe zuzulassen, deren Realität durch Erfahrung gar nicht dargethan werden kann. In alle diese Untersuchungen über Wärme, Licht, Elektricität, u. s. w. hat man neuerdings mehr oder weniger philosophische Principien eingemengt, ohne sich übrigens von dem empirischen Boden zu entfernen, die der experimentirenden Naturlehre an und für sich schon fremd, und gewöhnlich noch so unbestimmt sind, dass daraus unausbleibliche Verwirrung entsteht. So wird mit dem Begriff von Kraft jetzt häufiger als je in der Physik gespielt, besonders seitdem man an der Materialität des Lichts, u. s. w. zu zweifeln anfieng; hat man doch schon einigemale gefragt: Ob nicht die Elektricität vielleicht Lebenskraft seyn möchte? Alle diese vage, in die Physik widerrechtlich eingeführten Begriffe, musste ich, da sie nur philosophisch

zu berichtigen ſind, im erſten Theil dieſer Schrift in ihrer Unbeſtimmtheit laſſen. Sonſt habe ich mich in dieſem Theil immer in den Gränzen der Phyſik und Chemie zu halten -- alſo auch ihre Bilderſprache zu ſprechen geſucht. -- Im Abſchnitt vom Licht (S. 123. ff.) wollte ich vorzüglich zu Unterſuchungen über den Einfluſs des Lichts auf unſere Atmossphäre Veranlaſſung geben. Daſs dieſer Einfluſs nicht bloſs mechaniſcher Art ſeye, lieſse ſich ſchon aus der Verwandſchaft des Lichts mit der Lebensluft ſchlieſsen. Weitere Unterſuchungen über dieſen Gegenstand könnten vielleicht ſelbst über die Natur des Lichts und ſeiner Fortpflanzung in unſerer Atmosſphäre nähere Aufſchlüſſe geben. Die Sache ist doppelt wichtig, da wir jetzt zwar die Miſchung der atmosphäriſchen Luft kennen, aber nicht wiſſen, wie die Natur dieſes Verhältniſs heterogener Luftarten, der zahlloſen Veränderungen in der Atmosſphäre ungeachtet, beständig zu erhalten weiſs. Was ich darüber im Abſchnitt von den Luftarten geſagt habe, reicht bey weitem nicht hin, hierüber vollkommnen Aufſchluſs zu geben. Die von mir vorgetragene

und mit Beweisen unterstützte Hypothese, über den Ursprung der elektrischen Erscheinungen, wünschte ich um so mehr geprüft zu sehen, da sie, wenn sie wahr ist, ihren Einfluss noch weiter (z. B. auf Physiologie) erstrecken muss.

Der philosophische Theil dieser Schrift betrifft die Dynamik, als Grundwissenschaft der Naturlehre, und die Chemie, als Folge derselben. Der nächstfolgende Theil wird die Principien der organischen Naturlehre, oder sogenannten Physiologie umfassen.

Aus der Einleitung wird man sehen, dass mein Zweck nicht ist, Philosophie auf Naturlehre anzuwenden. Ich kann mir kein betrübteres Tagelöhnergeschäft denken, als eine solche Anwendung abstrakter Principien auf eine bereits vorhandene empirische Wissenschaft. Mein Zweck ist vielmehr: die Naturwissenschaft selbst erst philosophisch entstehen zu lassen, und meine Philosophie ist selbst nichts anders, als Naturwissenschaft. Es ist wahr, dass uns Chemie die Elemente, Physik die Sylben, Mathematik die Natur lesen lehrt;

aber man darf nicht vergessen, daſs es der Philoſophie zuſteht, das Geleſene **auszulegen.**

—

Vorrede
zur zweyten Auflage.

Diese Schrift, welche hier in einer neuen Ausgabe erscheint, hatte die fortdaurende Nachfrage ohne Zweifel hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daſs sie die ersten Ideen und Studien des Verfassers zur Naturphilosophie enthielt. Seitdem hat diese Wissenschaft nach auſsen, durch die Bereicherungen, welche ihr durch einige treffliche Köpfe zu Theil geworden sind, so wie durch Anwendung auf fast alle Zweige der Naturlehre, an objektivem Umfang gewonnen: nach innen ist, wie ich voraussetzen zu dürfen glaube, ihr Verhältniſs zur Philosophie überhaupt entschieden worden. Um so gröſser muſste das Bestreben seyn, die Mängel der frühern Erscheinung dieser Schrift, welche mir vielleicht am wenigsten unbekannt bleiben konnten, in der spätern, so viel möglich, aufzuheben.

Zu diesem Ende sind nicht nur in dem Text der ersten Ausgabe die nöthig scheinenden Verbesserungen gemacht, sondern es ist auch versucht worden, durch Zusätze zu jedem

Kapitel, den gegenwärtigen Grad der Vollendung der Wissenschaft zu bezeichnen, und die späteren Früchte mit den Keimen der ersten Anlage zu verknüpfen. Hiebey wurde die zwiefache Rücksicht beobachtet: den Freunden der Philosophie in dem Zusatz zur Einleitung, und zerstreut in den übrigen, den durch fortgesetzte Ausbildung erreichten Stand der Naturphilosophie, in ihrer Beziehung auf Spekulation überhaupt, darzulegen: den Naturforschern aber, welche dieser Schrift vor meinen andern noch die meiste Aufmerksamkeit geschenkt haben, in den Zusätzen zum ersten und zweiten Buch, einen Inbegriff der jetzigen Ansichten der Naturphilosophie über alle in vorliegender Schrift berührte Gegenstände mitzutheilen.

In diesem Betracht wird sie, in ihrer neuen Gestalt, sich als Einleitung in das Studium der Naturphilosophie rechtfertigen, indem sie zugleich den Uebergang zu einem zweiten Theil bildet, welcher die organische Physik, und eine Kritik der vorzüglichsten bisherigen Lehrmeynungen über dieselbe, enthalten würde.

Jena, den 31. Dec.

1802.

I n h a l t.

*

Seite

Zweytes Buch.

Ideen

Ideen

zu einer

Philosophie der Natur.

Einleitung.

Was Philoſophie überhaupt ſey, läſst ſich nicht ſo unmittelbar beantworten. Wäre es ſo leicht, über einen beſtimmten Begriff von Philoſophie übereinzukommen, ſo brauchte man nur dieſen Begriff zu analyſiren, um ſich ſogleich im Beſitz einer allgemeingültigen Philoſophie zu ſehen. Die Sache iſt dieſe. Philoſophie iſt nicht etwas, was unſerm Geiſte, ohne ſein Zuthun, urſprünglich und von Natur beywohnt. Sie iſt durchaus ein Werk der Freyheit. Sie iſt Jedem nur das, wozu er ſie ſelbſt gemacht hat; und darum iſt auch die Idee von Philoſophie nur das Reſultat der Philoſophie ſelbſt, welche als eine unendliche Wiſſenſchaft zugleich die Wiſſenſchaft von ſich ſelbſt iſt.

Anſtatt alſo einen beliebigen Begriff von Philoſophie überhaupt, oder von Philoſophie der Natur insbeſondre vorauszuſchicken, um ihn nachher in ſeine Theile aufzulöſen, werde ich mich beſtreben, einen ſolchen Begriff ſelbſt erſt vor den Augen des Leſers entſtehen zu laſſen.

Indeſs, da man doch von irgend Etwas ausgehen muſs, ſetze ich indeſs voraus, eine Philoſophie der Natur ſolle die Möglichkeit einer Natur, d. h. der geſammten Erfahrungswelt, aus Principien ablei-

ten. Diesen Begriff aber werde ich nicht analytisch behandeln, oder ihn als richtig voraussetzen und Folgerungen aus ihm herleiten, sondern vor allen Dingen untersuchen, ob ihm überhaupt Realität zukomme, und ob er etwas ausdrücke, das sich auch ausführen läſst.

Ueber die Probleme, welche eine Philosophie der Natur zu lösen hat.

Wer in Erforschung der Natur und im bloſsen Genuſs ihres Reichthums begriffen ist, der fragt nicht, ob eine Natur und eine Erfahrung möglich seye? Genug, sie ist für ihn da; er hat sie durch die That selbst wirklich gemacht, und die Frage, was möglich ist, macht nur der, der die Wirklichkeit nicht in seiner Hand zu halten glaubt. Ganze Zeitalter sind über Erforschung der Natur verflossen, und noch ist man ihrer nicht müde. Einzelne haben in dieser Beschäftigung ihr Leben hingebracht, und nicht aufgehört, auch die verschleyerte Göttin anzubeten. Groſse Geister haben, unbekümmert um die Principien ihrer Erfindungen, in ihrer eignen Welt gelebt, und was ist der ganze Ruhm des scharfsinnigsten Zweiflers gegen das Leben eines Mannes, der eine Welt in seinem Kopfe und die ganze Natur in seiner Einbildungskraft trug?

Wie eine Welt auſser uns, wie eine Natur und mit ihr Erfahrung möglich seye? diese Frage verdanken wir der Philosophie, oder vielmehr mit dieser Frage entstand Philosophie. Vorher hatten die Menschen im (philosophischen) Naturstande gelebt. Damals war der Mensch noch einig mit sich

ſelbſt und der ihn umgebenden Welt. In dunkeln Rückerinnerungen ſchwebt dieſer Zuſtand auch dem verirrteſten Denker noch vor; Viele verlieſsen ihn niemals, und wären glücklich in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht das leidige Beyſpiel verführte; denn freywillig entläſst die Natur keinen aus ihrer Vormundſchaft, und es giebt keine gebohrnen Söhne der Freyheit. Es wäre auch nicht zu begreifen, wie der Menſch je jenen Zuſtand verlaſſen hätte, wüſsten wir nicht, daſs ſein Geiſt, deſſen Element Freyheit iſt, ſich ſelbſt frey zu machen ſtrebt, ſich den Feſſeln der Natur und ihrer Vorſorge entwinden, und dem ungewiſſen Schickſal ſeiner eignen Kräfte überlaſſen muſste, um einſt als Sieger und durch eignes Verdienſt in jenen Zuſtand zurückzukehren, in welchem er unwiſſend über ſich ſelbſt die Kindheit ſeiner Vernunft verlebte.

Sobald der Menſch ſich ſelbſt mit der äuſsern Welt in Widerſpruch ſetzt, (wie er das thut, davon ſpäterhin,) iſt der erſte Schritt zur Philoſophie geſchehen. Mit jener Trennung zuerſt beginnt Reflexion, von nun an trennt er, was die Natur auf immer vereinigt hatte, trennt den Gegenſtand von der Anſchauung, den Begriff vom Bilde, endlich, (indem er ſein eignes Objekt wird,) ſich ſelbſt von ſich ſelbſt.

Aber dieſe Trennung iſt nur Mittel, nicht Zweck. Denn das Weſen des Menſchen iſt Handeln. Je weniger er aber über ſich ſelbſt reflektirt, deſto thätiger iſt er. Seine edelſte Thätigkeit iſt die, die ſich ſelbſt nicht kennt. So bald er ſich ſelbſt zum Objekt macht, handelt nicht mehr der ganze

Mensch, er hat einen Theil seiner Thätigkeit aufgehoben, um über den andern reflektiren zu können. Der Mensch ist nicht gebohren, um im Kampf gegen das Hirngespinnst einer eingebildeten Welt seine Geisteskraft zu verschwenden; sondern einer Welt gegenüber, die auf ihn Einfluss hat, ihre Macht ihn empfinden läfst, und auf die er zurückwirken kann, alle seine Kräfte zu üben: zwischen ihm und der Welt also muss keine Kluft befestigt, zwischen beyden muss Berührung und Wechselwirkung möglich seyn, denn so nur wird der Mensch zum Menschen. Ursprünglich ist im Menschen ein absolutes Gleichgewicht der Kräfte und des Bewufstseyns. Aber er kann dieses Gleichgewicht durch Freyheit aufheben, um es durch Freyheit wieder herzustellen. Aber nur im Gleichgewicht der Kräfte ist Gesundheit.

Die blosse Reflexion also ist eine Geisteskrankheit des Menschen, noch dazu, wo sie sich in Herrschaft über den ganzen Menschen setzt, diejenige, welche sein höheres Daseyn im Keim, sein geistiges Leben, welches nur aus der Identität hervorgeht, in der Wurzel tödtet. Sie ist ein Uebel, das den Menschen selbst in's Leben begleitet und auch für die gemeinern Gegenstände der Betrachtung alle Anschauung in ihm zerstört. Ihr zertrennendes Geschäft erstreckt sich aber nicht nur auf die erscheinende Welt: indem sie von dieser das geistige Princip trennt, erfüllt sie die intellektuelle Welt mit Chimären, gegen welche, weil sie jenseits aller Vernunft liegen, selbst kein Krieg möglich ist. Sie macht jene Trennung zwischen dem Menschen und der Welt permanent, indem sie die letzte als ein Ding an sich betrachtet, das weder

Anſchauung noch Einbildungskraft, weder Verſtand noch Vernunft zu erreichen vermag.

Ihr entgegen ſteht die wahre Philoſophie, die Reflexion überhaupt als bloſses Mittel betrachtet. Die Philoſophie muſs jene urſprüngliche Trennung vorausſezen, denn ohne ſie hätten wir kein Bedürfniſs zu philoſophiren.

Darum eignet ſie der Reflexion nur negativen Werth zu. Sie geht von jener urſprünglichen Trennung aus, um durch Freyheit wieder zu vereinigen, was im menſchlichen Geiſte urſprünglich und nothwendig vereinigt war, d. h. um jene Trennung auf immer aufzuheben. Und da ſie, in wie weit ſie ſelbſt nur durch jene Trennung nothwendig gemacht — ſelbſt nur ein nothwendiges Uebel — eine Diſciplin der verirrten Vernunft war — ſo arbeitet ſie in dieſem Betracht zu ihrer eignen Vernichtung. Derjenige Philoſoph, der ſeine Lebenszeit, oder einen Theil derſelben dazu angewendet hätte, der Reflexions - Philoſophie in ihre endloſe Entzweiung zu folgen, um ſie in ihren letzten Verzweigungen aufzuheben, erwürbe ſich durch dieſes Verdienſt, das, wenn es auch negativ bliebe, den höchſten andern gleich geachtet werden dürfte, die würdigſte Stelle, geſetzt daſs er auch nicht ſelbſt den Genuſs haben ſollte, die Philoſophie in ihrer abſoluten Geſtalt aus den Zerreiſſungen der Reflexion für ſich ſelbſt aufleben zu ſehn. — Der einfachſte Ausdruck verwickelter Probleme iſt immer der beſte. Wer zuerſt darauf achtete, daſs er ſich ſelbſt von äuſsern Dingen, daſs er ſomit ſeine Vorſtellungen von den Gegenſtänden, und umgekehrt, dieſe von

jenen unterscheiden konnte, war der erste Philosoph. Er unterbrach zuerst den Mechanismus seines Denkens, hob das Gleichgewicht des Bewusstseyns auf, in welchem Subjekt und Objekt innigst vereinigt sind.

Indem ich den Gegenstand vorstelle, ist Gegenstand und Vorstellung Eins und Dasselbe. Und nur in dieser Unfähigkeit, den Gegenstand während der Vorstellung selbst von der Vorstellung zu unterscheiden, liegt für den gemeinen Verstand die Ueberzeugung von der Realität äusserer Dinge, die doch nur durch Vorstellungen ihm kund werden.

Diese Identität des Gegenstandes und der Vorstellung hebt nun der Philosoph auf, indem er fragt: Wie entstehen Vorstellungen äusserer Dinge in uns? Durch diese Frage versetzen wir die Dinge ausser uns, setzen sie voraus als unabhängig von unsern Vorstellungen. Gleichwohl soll zwischen ihnen und unsern Vorstellungen Zusammenhang seyn. Nun kennen wir aber keinen realen Zusammenhang verschiedner Dinge, als den von Ursache und Wirkung. Also ist auch der erste Versuch der Philosophie der: Gegenstand und Vorstellung ins Verhältniss der Ursache und Wirkung zu setzen.

Nun haben wir aber ausdrücklich Dinge als unabhängig von uns gesetzt. Uns dagegen fühlen wir als abhängig von den Gegenständen. Denn unsere Vorstellung ist selbst nur reel, in so fern wir genöthigt sind, zwischen ihr und den Dingen Uebereinstimmung anzunehmen. Also können wir die Dinge nicht zu Wirkungen unserer Vorstellungen machen. Es bleibt daher nichts übrig, als die Vor-

ftellungen von den Dingen abhängig zu machen, diese als Ursachen, jene als Wirkungen zu betrachten.

Nun kann man aber auf den ersten Blick einsehen, daſs wir mit diesem Versuch eigentlich nicht erreichen, was wir wollten. Wir wollten erklären: wie es komme, daſs in uns Gegenstand und Vorstellung unzertrennlich vereinigt sind. Denn nur in dieser Vereinigung liegt die Realität unsers Wissens von äuſsern Dingen. Und eben diese Realität soll der Philosoph darthun. Allein, wenn die Dinge Ursachen der Vorstellungen sind, so gehen sie den Vorstellungen voran. Dadurch aber wird die Trennung zwischen beyden permanent. Wir aber wollten, nachdem wir Objekt und Vorstellung durch Freyheit getrennt hatten, beyde wieder durch Freyheit vereinigen, wollten wissen, daſs und warum zwischen beyden ursprünglich keine Trennung ist.

Ferner, wir kennen die Dinge nur durch und in unsern Vorstellungen. Was sie also sind, in wie fern sie unserer Vorstellung vorangehen, also nicht vorgestellt werden, davon haben wir gar keinen Begriff.

Ferner, indem ich frage: Wie kommt es, daſs ich vorstelle, erhebe ich mich selbst über die Vorstellung, ich werde durch diese Frage selbst zu einem Wesen, das in Ansehung alles Vorstellens sich ursprünglich frey fühlt, das die Vorstellung selbst, und den ganzen Zusammenhang seiner Vorstellungen unter sich erblickt. Durch diese Frage selbst

werde ich ein Wesen, das, unabhängig von äussern Dingen, ein **Seyn in sich selbst** hat.

Also trete ich mit dieser Frage selbst aus der Reihe meiner Vorstellungen heraus, sage mich los vom Zusammenhang mit den Dingen; trete auf einen Standpunkt, wo mich keine äussere Macht mehr erreicht, jetzt zuerst scheiden sich die zwey feindlichen Wesen **Geist** und **Materie**. Beyde versetze ich in verschiedene Welten, zwischen welchen kein Zusammenhang mehr möglich ist. Indem ich aus der Reihe meiner Vorstellungen trete, sind selbst **Ursache** und **Wirkung** Begriffe, die ich unter mir erblicke. Denn beyde entstehen selbst nur in der nothwendigen Succession meiner Vorstellungen, von der ich mich losgesagt habe. Wie kann ich mich also diesen Begriffen selbst wieder unterwerfen, und Dinge ausser mir auf mich einwirken lassen? *)

Oder lasst uns den umgekehrten Versuch machen, lasst äussere Dinge auf uns einwirken, und nun erklären, wie wir dessen ungeachtet zu der Frage kommen, wie Vorstellungen in uns möglich sind?

---

*) Dies haben gleich anfangs einige scharfsinnige Männer der Kantischen Philosophie entgegengesetzt. Diese Philosophie läfst alle Begriffe von Ursache und Wirkung nur in unserm Gemüth, in unsern Vorstellungen entstehen, und doch die Vorstellungen selbst wieder, nach dem Gesetz der Causalität, durch äussere Dinge in mir **bewirken**. Man wollte es damals nicht hören; wird es aber nun doch hören müssen.

Zwar ist es gar nicht zu begreifen, wie Dinge auf mich (ein freyes Wesen) wirken. Ich begreife nur, wie Dinge auf Dinge wirken. In so fern ich aber frey bin, (und ich bin es, indem ich mich über den Zusammenhang der Dinge erhebe und frage, wie dieser Zusammenhang selbst möglich geworden?) — bin ich gar kein Ding, kein Objekt. Ich lebe in einer ganz eignen Welt, bin ein Wesen, das nicht für andere Wesen, sondern für sich selbst da ist. In mir kann nur That und Handlung seyn, von mir können nur Wirkungen ausgehen, es kann kein Leiden in mir seyn, denn Leiden ist nur da, wo Wirkung und Gegenwirkung ist, und diese ist nur im Zusammenhange der Dinge, über den ich mich selbst erhoben habe. Allein es sey so, ich seye ein Ding, das selbst in der Reihe der Ursachen und Wirkungen mit begriffen ist, seye selbst zusammt dem ganzen System meiner Vorstellungen ein blosses Resultat der mannichfaltigen Einwirkungen, die auf mich von aussen geschehen, kurz, ich seye selbst ein blosses Werk des Mechanismus. Aber was im Mechanismus begriffen ist, kann nicht aus demselben heraustreten und fragen: wie ist dieses Ganze möglich geworden? hier, mitten in der Reihe der Erscheinungen hat ihm absolute Nothwendigkeit seine Stelle angewiesen; verläßt es diese Stelle, so ist es nicht mehr dieses Wesen, man begreift nicht, wie noch irgend eine äussere Ursache auf dieses selbstständige, in sich selbst ganze und vollendete Wesen einwirken kann?

Man muss also jener Aufgabe selbst, mit der alle Philosophie beginnt, fähig seyn, um philosophiren zu können. Diese Frage ist nicht eine solche,

die man, ohne eignes Zuthun, andern nachſprechen kann. Sie iſt ein freyhervorgebrachtes, ſelbſt aufgegebnes Problem. Daſs ich dieſe Frage aufzuwerfen fähig bin, iſt Beweis genug, daſs ich als dieſer von äuſsern Dingen unabhängig bin, denn wie hätt' ich ſonſt fragen können, wie dieſe Dinge ſelbſt für mich, in meiner Vorſtellung möglich ſind? Man ſollte alſo denken, daſs, wer nur dieſe Frage aufwirft, eben damit darauf Verzicht thut, ſeine Vorſtellungen durch Einwirkung äuſserer Dinge zu erklären. Allein dieſe Frage iſt unter Leute gekommen, die ſie ſich ſelbſt aufzugeben, völlig unfähig waren. Indem ſie in ihren Mund übergieng, nahm ſie auch einen andern Sinn an, oder vielmehr ſie verlor allen Sinn und Bedeutung. Sie ſind Weſen, die ſich gar nicht anders kennen, als in wie fern Geſetze von Urſache und Wirkung über ſie ſchalten und walten. Ich, indem ich jene Frage aufwerfe, habe mich über dieſe Geſetze erhoben. Sie ſind im Mechanismus ihres Denkens und Vorſtellens begriffen; ich habe dieſen Mechanismus durchbrochen, wie wollen ſie mich verſtehen?

Wer für ſich ſelbſt nichts iſt, als das, was Dinge und Umſtände aus ihm gemacht haben; wer, ohne Gewalt über ſeine eignen Vorſtellungen, vom Strom der Urſachen und Wirkungen ergriffen, mit fortgeriſſen wird, wie will doch der wiſſen, woher er kommt, wohin er geht, und wie er das geworden iſt, was er iſt? Weiſs es dann die Woge, die im Strome daher treibt? Er hat nicht einmal das Recht zu ſagen, er ſey ein Reſultat der Zuſammenwirkung äuſserer Dinge: denn um dies ſagen zu können, muſs er vorausſetzen, daſs er ſich ſelbſt kenne,

dass er also auch etwas für sich selbst seye. Dies ist er aber nicht. Er ist nur für andere vernünftige Wesen — nicht für sich selbst da, ist ein blosses Objekt in der Welt, und es ist nützlich für ihn und die Wissenschaft, dass er nie von etwas Anderm höre, noch etwas anders sich einbilde.

Von jeher haben die alltäglichsten Menschen die grössten Philosophen widerlegt, mit Dingen, die selbst Kindern und Unmündigen begreiflich sind. Man hört, liest und staunt, dass so grossen Männern so gemeine Dinge unbekannt waren, und dass so anerkannt-kleine Menschen sie meistern konnten. Kein Mensch denkt daran, dass sie vielleicht all' das auch gewusst haben, denn wie hätten sie sonst gegen den Strom von Evidenz schwimmen können? Viele sind überzeugt, dass Plato, wenn er nur Locke lesen könnte, beschämt von dannen gienge; mancher glaubt, dass selbst Leibnitz, wenn er von den Toden auferstünde, um eine Stunde lang bey ihm in die Schule zu gehen, bekehrt würde, und wie viele Unmündige haben nicht über Spinoza's Grabhügel Triumphlieder angestimmt? —

Was war es doch, fragt ihr, was alle diese Männer antrieb, die gemeinen Vorstellungsarten ihres Zeitalters zu verlassen, und Systeme zu erfinden, die Allem entgegen sind, was die grosse Menge von jeher geglaubt und sich eingebildet hat? Es war ein freyer Schwung, der sie in ein Gebiet erhob, wo ihr auch ihre Aufgaben nicht mehr versteht, so wie ihnen dagegen manches unbegreiflich wurde, was euch höchst einfach und begreiflich scheint.

Es war ihnen unmöglich, Dinge zu verbinden und in Berührung zu bringen, die in Euch Natur und Mechanismus auf immer vereinigt hat. Sie waren gleich unfähig, die Welt aufser ihnen, oder, dafs ein Geift in ihnen fey, abzuläugnen, und doch fchien zwifchen beyden kein Zufammenhang möglich. — Euch, wenn ihr ja jene Probleme denkt, kommt es nicht darauf an, die Welt in ein Spiel von Begriffen, oder den Geift in Euch in einen todten Spiegel der Dinge zu verwandeln.

Lange fchon hatte fich der menfchliche Geift, (noch jugendlich kräftig, und von den Göttern her frifch) in Mythologien und Dichtungen über den Urfprung der Welt verloren, Religionen ganzer Völker waren auf jenen Streit zwifchen Geift und Materie gegründet, ehe ein glücklicher Genius — der erfte Philofoph — die Begriffe fand, an welchen alle folgende Zeitalter die beyden Enden unfers Wiffens auffafsten und fefthielten. Die gröfsten Denker des Alterthums wagten fich nicht über jenen Gegenfatz hinaus. Plato noch ftellt die Materie als ein Anderes Gott gegenüber. Der erfte, der Geift und Materie mit vollem Bewufstfeyn als Eines, Gedanke und Ausdehnung nur als Modifikationen deffelben Princips anfah, war Spinoza. Sein Syftem war der erfte kühne Entwurf einer fchöpferifchen Einbildungskraft, der in der Idee des Unendlichen, rein als folchen, unmittelbar das Endliche begriff und diefes nur in jenem erkannte. Leibnitz kam und gieng den entgegengefetzten Weg. Die Zeit ift gekommen, da man feine Philofophie wieder herftellen kann. Sein Geift verfchmähte die Feffeln der Schule, kein Wunder, dafs er unter uns nur in we-

nigen verwandten Geistern fortgelebt hat und unter den übrigen längst ein Fremdling geworden ist. Er gehörte zu den Wenigen, die auch die Wissenschaft als freies Werk behandeln. Er hatte in sich den allgemeinen Geist der Welt, der in den mannichfaltigsten Formen sich selbst offenbart, und wo er hinkommt, Leben verbreitet. Doppelt unerträglich ist es daher, dass man jetzt erst für seine Philosophie die rechten Worte gefunden haben will, und dass die Kantische Schule ihm ihre Erdichtungen aufdringt — ihn Dinge sagen läſst, von denen allen er gerade das Gegentheil gelehrt hat. Leibnitz konnte von nichts weiter entfernt seyn, als von dem spekulativen Hirngespinnst einer Welt von Dingen an sich, die, von keinem Geiste erkannt und angeschaut, doch auf uns wirkt und alle Vorstellungen in uns hervorbringt. Der erste Gedanke, von dem er ausgieng, war: „dass die Vorstellungen von äussern Dingen in der Seele kraft ihrer eigenen Gesetze, wie in einer besondern Welt entstünden, als wenn nichts als Gott (das Unendliche) und die Seele (die Anschauung des Unendlichen) vorhanden wären." — Er behauptete in seinen letzten Schriften noch die absolute Unmöglichkeit, dass eine äussere Ursache auf das Innere eines Geistes wirke; behauptete, dass sonach alle Veränderungen, aller Wechsel von Perceptionen und Vorstellungen in einem Geiste nur aus einem innern Princip hervorgehen könne. Als Leibnitz dies sagte, sprach er zu Philosophen: Heut zu Tage haben sich Leute zum Philosophiren gedrungen, die für alles andere, nur für Philosophie nicht, Sinn haben. Daher, wenn unter uns gesagt wird, dass keine Vorstellung in

uns durch äuſsere Einwirkung entſtehen könne, des Anſtaunens kein Ende iſt. Jetzt gilt es für Philoſophie, zu glauben, daſs die Monaden Fenſter haben, durch welche die Dinge hinein und heraus ſteigen. *)

Es iſt gar wohl möglich, auch den entſchiedenſten Anhänger der Dinge an ſich als des Bewürkenden der Vorſtellungen durch Fragen aller Art in die Enge zu treiben. Man kann ihm ſagen: ich verſtehe, wie Materie auf Materie wirkt, nicht aber, weder wie ein An ſich auf das andre wirkt, da im Reiche des Intelligibeln keine Urſache und keine Wirkung ſeyn kann, noch wie dieſes Geſetz von einer Welt in eine von ihr ganz verſchiedne ja ihr entgegengeſetzte reicht: du müſsteſt alſo, wenn ich von äuſsern Eindrücken abhängig bin, geſtehen, daſs ich ſelbſt nichts mehr bin, als Materie, ein optiſches Glas etwa, in dem ſich der Lichtſtrahl der Welt bricht. Aber das optiſche Glas ſieht nicht ſelbſt, es iſt nur Mittel in der Hand des Vernünftigen. Und was iſt denn dasjenige in mir, was urtheilt, es ſey ein Eindruck auf mich geſchehen? Abermals ich ſelbſt, der doch, in ſo fern er urtheilt, nicht leidend, ſondern thätig iſt — alſo etwas in mir, das ſich vom Eindruck frey fühlt, und das doch um den Eindruck weiſs, ihn auffaſst, ihn zum Bewuſstſeyn erhebt.

Ferner, während der Anſchauung entſteht kein Zweifel über die Realität der äuſsern Anſchauung. Aber nun kommt der Verſtand, fängt an zu theilen

*) Leibnitii Princip. Philoſ. §. 7.

len und theilt ins Unendliche. Ist die Materie ausser euch wirklich, so muss sie aus unendlichen Theilen bestehen. Besteht sie aus unendlich vielen Theilen, so musste sie aus diesen Theilen zusammengesetzt werden. Allein für diese Zusammensetzung hat unsere Einbildungskraft nur ein endliches Maass. Also müsste eine unendliche Zusammensetzung in endlicher Zeit geschehen seyn. Oder die Zusammensetzung hat irgendwo angefangen, d. h. es giebt letzte Theile der Materie, so muss ich (bey der Theilung) auf solche letzte Theile stossen; allein ich finde immer wieder nur gleichartige Körper, und komme nie weiter, als bis zu Oberflächen, das Reale scheint vor mir zu fliehen, oder unter der Hand zu verschwinden, und die Materie, die erste Grundlage aller Erfahrung, wird das Wesenloseste, das wir kennen.

Oder ist dieser Widerstreit vielleicht nur da, um uns über uns selbst aufzuklären? Ist die Anschauung etwa nur ein Traum, der allen vernünftigen Wesen Realität vorspiegelt, und ist ihnen der Verstand nur dazu gegeben, sie von Zeit zu Zeit zu wecken — zu erinnern, was sie sind, damit so ihre Existenz (denn offenbar genug sind wir ja Mittelwesen) zwischen Schlaf und Wachen getheilt seye? Aber einen solchen ursprünglichen Traum begreife ich nicht. Alle Träume sind sonst doch Schatten der Wirklichkeit, „Erinnerungen aus einer Welt, die vorher da war.“ Wollte man annehmen, ein höheres Wesen bewirkte uns diese Schattenbilder von Wirklichkeit, so würde auch hier die Frage nach der realen Möglichkeit des Begriffs von einem sol-

chen Verhältniſs zurückkehren, (da ich in dieſer Region einmal nichts kenne, was nach Urſach und Wirkung erfolgte) und da jenes doch das, was es mir mittheilte, aus ſich ſelbſt producirte, ſo wäre, vorausgeſetzt, wie nothwendig iſt, daſs es keine transſitive Wirkung auf mich haben könne, keine andre Möglichkeit als, daſs ich jene Schattenbilder bloſs als eine Beſchränkung oder Modifikation ſeiner abſoluten Produktivität, alſo innerhalb dieſer Schranken immer wieder durch Produktion, erhielte.

Die Materie iſt nicht weſenlos, ſagt ihr, denn ſie hat urſprüngliche Kräfte, die durch keine Theilung vernichtet werden. „Die Materie hat Kräfte.“ Ich weiſs, daſs dieſer Ausdruck ſehr gewöhnlich iſt. Aber wie? „die Materie hat“ — Hier wird ſie alſo vorausgeſetzt als etwas, das für ſich und unabhängig von ſeinen Kräften beſteht. Alſo wären ihr dieſe Kräfte nur zufällig? Weil die Materie auſser euch vorhanden iſt, ſo muſs ſie auch ihre Kräfte einer äuſsern Urſache verdanken. Sind ſie ihr etwa, wie einige Newtonianer ſagen, von einer höhern Hand eingepflanzt? Allein von Einwirkungen, wodurch Kräfte eingepflanzt werden, habt ihr keinen Begriff. Ihr wiſst nur, wie Materie, d. h. ſelbſt Kraft gegen Kraft wirkt, und wie auf Etwas, das urſprünglich nicht Kraft iſt, gewirkt werden könne, begreifen wir gar nicht. Man kann ſo etwas ſagen, es kann von Mund zu Munde gehen; aber noch nie iſt es in eines Menſchen Kopf wirklich gekommen, weil kein menſchlicher Kopf ſo etwas zu denken vermag. Alſo könnt ihr Materie ohne Kraft gar nicht denken.

Ferner: jene Kräfte ſind Kräfte der Anziehung und Zurückſtoſsung. — „Anziehung und Zurückſtoſsung“ — findet denn die im leeren Raum ſtatt, ſetzt ſie nicht ſelbſt ſchon erfüllten Raum, d. h. Materie voraus? Alſo müſst ihr eingeſtehen, daſs weder Kräfte ohne Materie, noch Materie ohne Kräfte vorſtellbar iſt. Nun iſt aber Materie das letzte Subſtrat eures Erkennens, über das ihr nicht hinausgehen könnt, und da ihr jene Kräfte aus der Materie nicht erklären könnt, ſo könnt ihr ſie überall nicht empiriſch, d. h. aus Etwas auſser euch erklären, was ihr doch euerm Syſteme gemäſs thun müſstet.

Deſſen ungeachtet wird in der Philoſophie gefragt, wie Materie auſser uns möglich ſey, alſo auch, wie jene Kräfte auſser uns möglich ſeyen? Man kann auf alles Philoſophiren Verzicht thun, (wollte Gott, es gefiele denen, die ſich nicht darauf verſtehen,) aber wenn ihr denn philoſophiren wollt, ſo könnt ihr jene Frage einmal nicht abweiſen. Nun könnt ihr aber gar nicht verſtändlich machen, was eine Kraft unabhängig von euch ſeyn möge. Denn Kraft überhaupt kündigt ſich bloſs euerm Gefühl an. Aber das Gefühl allein giebt euch keine objektiven Begriffe. Gleichwohl macht ihr von jenen Kräften objektiven Gebrauch. Denn ihr erklärt die Bewegung der Weltkörper — die allgemeine Schwere — aus Kräften der Anziehung, und behauptet in dieſer Erklärung ein abſolutes Princip dieſer Erſcheinungen zu haben. In euerm Syſtem aber gilt die Anziehungskraft für nichts mehr oder weniger eine phyſiſche Urſache. Denn da die Materie unabhängig von euch auſser euch da iſt, ſo könnt ihr auch, welche Kräfte ihr zukom-

men, nur durch Erfahrung wiſſen. Als phyſiſcher Erklärungsgrund aber iſt die Anziehungskraft nichts mehr und nichts weniger, als eine dunkle Qualität. Allein, laſst uns erſt zuſehen, ob denn überhaupt empiriſche Principien hinreichen können, die Möglichkeit eines Weltſyſtems zu erklären? Die Frage verneint ſich ſelbſt; denn das letzte Wiſſen aus Erfahrung iſt dieſes, daſs ein Univerſum exiſtirt; dieſer Satz iſt die Gränze der Erfahrung ſelbſt. Oder vielmehr, daſs ein Univerſum exiſtire, iſt ſelbſt nur eine Idee. Noch vielweniger alſo kann das allgemeine Gleichgewicht der Weltkräfte etwas ſeyn, das ihr aus Erfahrung geſchöpft hättet. Denn ihr könnt dieſe Idee nicht einmal für das einzelne Syſtem aus der Erfahrung nehmen, wenn ſie überall Idee iſt; auf das Ganze übergetragen aber wird ſie nur durch analogiſche Schlüſſe: dergleichen Schlüſſe aber geben nur Wahrſcheinlichkeit; dagegen Ideen, wie jene eines allgemeinen Gleichgewichts, an ſich ſelbſt wahr, alſo Produkte von etwas oder in etwas gegründet ſeyn müſſen, das ſelbſt abſolut, nicht von der Erfahrung abhängig iſt.

Alſo müſst ihr einräumen, daſs dieſe Idee ſelbſt in ein höheres Gebiet, als das der bloſsen Naturwiſſenſchaft, hinübergreift. Newton, der ſich ihr nie ganz überlieſs, und ſelbſt noch nach der wirkenden Urſache der Anziehung fragte, ſah nur allzu gut, daſs er an der Gränze der Natur ſtand, und daſs hier zwo Welten ſich ſcheiden. — Selten haben groſse Geiſter zu gleicher Zeit gelebt, ohne von ganz verſchiedenen Seiten her auf denſelben Zweck hinzuarbeiten. Während Leibnitz auf die präſtabilirte Harmonie das Syſtem der Geiſterwelt

gründete, fand Newton im Gleichgewicht der Weltkräfte das Syſtem einer materiellen Welt. Aber wenn anders im Syſtem unſers Wiſſens Einheit iſt, und wenn es je gelingt, auch die letzten Extreme deſſelben zu vereinigen, ſo müſſen wir hoffen, daſs eben hier, wo Leibnitz und Newton ſich trennten, einſt ein umfaſſender Geiſt den Mittelpunkt finden wird, um den ſich das Univerſum unſers Wiſſens — die beyden Welten bewegen, zwiſchen welchen jetzt noch unſer Wiſſen getheilt iſt, und Leibnitzens präſtabilirte Harmonie und Newtons Gravitationsſyſtem als Ein und daſſelbe, oder nur als verſchiedne Anſichten von Einem und demſelben erſcheinen werden.

Ich gehe weiter. Die rohe Materie, d. h. die Materie, in ſo fern ſie bloſs als den Raum erfüllend gedacht wird, iſt nur der feſte Grund und Boden, auf welchem erſt das Gebäude der Natur aufgeführt wird. Die Materie ſoll etwas Reales ſeyn. Was aber real iſt, läſst ſich nur empfinden. Wie iſt nun Empfindung in mir möglich? Daſs von auſsen auf mich gewirkt wird, wie ihr ſagt, iſt nicht genug. Es muſs Etwas in mir ſeyn, das empfindet, und zwiſchen dieſem und dem, was ihr auſser mir vorausſetzt, iſt keine Berührung möglich. Oder wann dieſes Aeuſsere auf mich, wie Materie auf Materie wirkt, ſo kann ich nur auf dieſes Aeuſsere, (etwa durch repulſive Kraft,) nicht aber auf mich ſelbſt zurückwirken. Und doch ſoll dieſes geſchehen, denn ich ſoll empfinden, ſoll dieſe Empfindung zum Bewuſstſeyn erheben.

Was ihr von der Materie empfindet, heiſst ihr Qualität, und nur inſofern ſie eine beſtimmte Qua-

lität hat, heiſst ſie euch real. Daſs ſie Qualität überhaupt hat, iſt nothwendig, daſs ſie aber dieſe beſtimmte Qualität hat, erſcheint euch als zufällig. Iſt dies, ſo kann die Materie überhaupt nicht eine und dieſelbe Qualität haben: es muſs alſo eine Mannichfaltigkeit von Beſchaffenheiten geben, die ihr doch alle durch bloſse Empfindung kennt. Was iſt denn nun das, was die Empfindung bewirkt? „Etwas Inneres, eine innere Beſchaffenheit der Materie.“ Dies ſind Worte, nicht Sachen. Denn wo iſt es dann dieſes Innere der Materie? Ihr mögt theilen ins Unendliche, und kommt doch nie weiter, als bis zu Oberflächen der Körper. Dies alles war euch längſt einleuchtend, darum habt ihr ſchon lange das, was bloſs empfunden wird, für Etwas erklärt, was bloſs in eurer Empfindungsart ſeinen Grund hat. Allein dies iſt das Wenigſte. Denn daſs nichts auſser euch exiſtiren ſoll, das an ſich ſüſs oder ſauer wäre, macht die Empfindung deshalb noch nicht begreiflicher, denn immer nehmt ihr doch eine Urſache an, die, auſser euch wirklich, dieſe Empfindung in euch bewirkt. Geſetzt aber, wir räumen euch die Einwirkung von auſsen ein, was haben denn Farben, Gerüche u. ſ. w. oder die Urſachen dieſer Empfindungen auſser euch mit euerm Geiſte gemein? Ihr unterſucht wohl ſehr ſcharfſinnig, wie das Licht, von den Körpern zurückgeſtrahlt, auf eure Sehnerven wirkt, auch wohl, wie das verkehrte Bild auf der Netzhaut, in eurer Seele doch nicht verkehrt, ſondern gerade erſcheint? Aber was iſt denn dasjenige in euch, was dieſes Bild auf der Netzhaut ſelbſt wieder ſieht, und unterſucht, wie es wohl in die Seele gekommen ſeyn möge? Offenbar Etwas, das in ſo fern vom äuſsern Eindruck völ-

lig unabhängig ist, und dem doch dieser Eindruck nicht unbekannt ist. Wie kam also der Eindruck bis in diese Gegend eurer Seele, in der ihr euch völlig frey und von Eindrücken unabhängig fühlt? Mögt ihr doch zwischen die Affektion eurer Nerven, eures Gehirns u. s. w. und die Vorstellung eines äussern Dinges noch so viele Zwischenglieder einschieben; ihr täuscht nur euch selbst, denn der Uebergang vom Körper zur Seele kann, nach euern eignen Vorstellungen, nicht kontinuirlich — sondern nur durch einen Sprung geschehen, den ihr doch vermeiden zu wollen, vorgebt.

Ferner, eine Masse wirkt auf die andere vermöge ihrer blossen Bewegung, (durch Undurchdringlichkeit) dies heisst ihr Stoss, oder mechanische Bewegung.

Oder eine Materie wirkt auf die andere ohne Bedingung einer zuvor erhaltnen Bewegung, so dass Bewegung aus Ruhe hervorgeht: durch Anziehung, und dies heisst ihr Schwere.

Ihr denkt euch die Materie als träg, d. h. als Etwas, das sich nicht selbstthätig bewegt, sondern nur durch äussere Ursache bewegt werden kann.

Ferner, die Schwere, welche ihr den Körpern zuschreibt, setzt ihr, als specifisches Gewicht, der Quantität der Materie (ohne Rücksicht auf das Volumen) gleich.

Nun findet ihr aber, dass ein Körper dem andern Bewegung mittheilen kann, ohne doch selbst bewegt zu seyn, d. h. ohne durch Stoss auf ihn zu wirken.

Ihr bemerkt ferner, dafs zween Körper sich wechselseitig anziehen können, schlechterdings unabhängig vom Verhältnifs ihrer Masse, d. h. unabhängig von den Gesetzen der Schwere.

Ihr nehmt alfo an, der Grund diefer Anziehung könne weder in der Schwere, noch auf der Oberfläche des auf folche Art bewegten Körpers gesucht werden, der Grund müsse ein innerer feyn, und von der Qualität des Körpers abhängen. Allein ihr habt noch nie erklärt, was ihr unter dem Innern eines Körpers versteht. Ferner, es ist erwiesen, dafs Qualität blofs in Bezug auf eure Empfindung gilt. Hier aber ist nicht von eurer Empfindung, fondern von einem objektiven Faktum die Rede, das aufser euch vorgeht, das ihr mit euern Sinnen auffafst, und das euer Verstand in verständliche Begriffe überfetzen will. Gefetzt nun, wir räumen ein, Qualität fey etwas, das nicht blofs in eurer Empfindung, fondern im Körper aufser euch einen Grund hat, was heifsen denn nun die Worte: Ein Körper zieht den andern an vermöge feiner Qualitäten? Denn was an diefer Anziehung real ist, d. h. was ihr anzufchauen vermögt, ist blofs — die Bewegung des Körpers. Bewegung ist aber eine rein-mathematifch Gröfse, und kann rein-phoronomifch bestimmt werden. Wie hängt denn nun diefe äufsere Bewegung mit einer innern Qualität zusammen? Ihr entlehnt bildliche Ausdrücke, die von lebendigen Wefen hergenommen find, z. B. Verwandfchaft. Aber ihr würdet fehr verlegen feyn, diefes Bild in einen verständlichen Begriff zu verwandeln. Ferner, ihr häuft Grundstoffe auf Grundstoffe: diefe aber find nichts anders, als eben fo viele

Afyle eurer Unwiffenheit. Denn was denkt ihr euch unter ihnen? Nicht die Materie felbft, z. B. die Kohle, fondern etwas, das in diefer Materie noch enthalten, gleichfam verborgen ift, und ihr erft diefe Qualitäten mittheilt. Aber wo im Körper ift denn diefer Grundftoff? Hat ihn je einer durch Theilung oder Scheidung gefunden? Nicht einen diefer Stoffe konntet ihr bis jetzt finnlich darftellen. Gefetzt aber, wir räumen ihre Exiftenz ein, was ift damit gewonnen? Ift etwa dadurch die Qualität der Materie erklärt? Ich fchliefse fo: Entweder kommt den Grundftoffen felbft die Qualität zu, die fie den Körpern mittheilen, oder nicht. Im erftern Falle habt ihr nichts erklärt, denn eben das war die Frage, wie Qualitäten entftehen? Im andern Falle ift wiederum nichts erklärt, denn, wie ein Körper (mechanifch) auf den andern ftofsen und fo ihm Bewegung mittheilen könne, verftehe ich; wie aber ein von Qualitäten völlig entblöfster Körper einem andern Qualität mittheilen könne, dies verfteht niemand, und niemand wird es verftändlich machen. Denn überhaupt ift Qualität etwas, wovon ihr bis jetzt keinen objektiven Begriff zu geben im Stande waret, und wovon ihr doch (in der Chemie wenigftens) objektiven Gebrauch macht.

Dies find die Elemente unfers empirifchen Wiffens. Denn, wenn wir einmal Materie, und mit ihr Kräfte der Anziehng und Zurückftofsung, ferner eine unendliche Mannichfaltigkeit von Materien, die fich alle durch Qualitäten von einander unterfcheiden, vorausfetzen dürfen, fo haben wir, nach Anleitung der Kategorientafel,

1) quantitative Bewegung, die einzig der Quantät der Materie proportional ist: Schwere;

2) qualitative Bewegung, die den innern Beschaffenheiten der Materie gemäfs ist — chemische Bewegung;

3) relative Bewegung, die den Körpern durch Einwirkung von aufsen (durch Stofs) mitgetheilt wird — mechanische Bewegung.

Diese drey möglichen Bewegungen sind es, aus welchen die Naturlehre ihr ganzes System entstehen und werden läfst.

Der Theil der Physik, welcher sich mit der ersten beschäftigt, heifst Statik. Der, welcher sich mit der dritten beschäftigt, heifst Mechanik. Dies ist der Haupttheil der Physik, denn im Grunde ist die ganze Physik nichts als angewandte Mechanik. *) Derjenige Theil, welcher sich mit der zweyten Art von Bewegung beschäftigt, dient in der Physik nur hülfsweise: die Chemie nämlich, deren Gegenstand es eigentlich ist, die specifische Verschiedenheit der Materie abzuleiten, ist die Wissenschaft,



*) In der Mechanik können zugleich die allgemeinen Eigenschaften der Körper, in so fern sie auf mechanische Bewegung Einflufs haben, mitgenommen werden, wie Elasticität, Härte, Dichtigkeit. — Die allgemeine Bewegungslehre aber gehört gar nicht in die empirische Naturlehre. — Ich glaube, dafs nach dieser Eintheilung die Physik einen weit einfachern und natürlichern Zusammenhang bekommt, als sie bis jetzt noch in den meisten Lehrbüchern erhalten hat.

welche erst der Mechanik (einer an sich ganz formalen Wissenschaft,) Inhalt und mannichfaltige Anwendung verschaft. Es ist nämlich sehr geringe Mühe, aus den Principien der Chemie die Hauptgegenstände, welche die Physik (ihren mechanischen und dynamischen Bewegungen nach,) untersucht, abzuleiten, z. B. daſs chemische Anziehung zwischen den Körpern statt finde, kann man sagen, muſs es eine Materie geben, die sie ausdehnt, der Trägheit entgegen wirkt — Licht und Wärme. Ferner: Stoffe, die sich wechselseitig anziehen, und damit die gröſste Einfachheit möglich seye, Einen Grundstoff, den alle übrigen anziehen. Und da die Natur selbst zu ihrer Fortdauer viele chemische Prozesse nöthig hat, so müssen diese Bedingungen der chemischen Prozesse überall gegenwärtig seyn, daher die Lebensluft, als Produkt aus Licht und jenem Grundstoff. Und weil diese Luft die Gewalt des Feuers allzusehr beförderte, die Kraft unserer Organe zu sehr erschöpfte, eine Mischung aus ihr und einer andern, ihr gerad' entgegengesetzten Luftart — atmosphärische Luft u. s. w.

Dies ist ungefähr der Weg, auf welchem die Naturlehre zur Vollständigkeit gelangt. Allein uns ist es jetzt nicht darum zu thun, wie wir ein solches System, wenn es einmal existirt, darstellen, sondern d a r u m, wie überhaupt ein solches System existiren könne. Die Frage ist nicht, ob und wie jener Zusammenhang der Erscheinungen und die Reihe von Ursachen und Wirkungen, die wir Naturlauf nennen, a u ſ s e r u n s, sondern wie sie f ü r u n s wirklich geworden, wie jenes System und jener Zusammenhang der Erscheinungen, den Weg zu unserm Geiste gefunden, und wie sie in unserer Vorstellung die Noth-

wendigkeit erlangt haben, mit welcher sie zu denken wir schlechthin genöthigt sind? Denn als unleugbare Thatsache wird vorausgesetzt, dafs die Vorstellung einer Succession von Ursachen und Wirkungen ausser uns, unserm Geiste so nothwendig ist, als ob sie zu seinem Seyn und Wesen selbst gehörte. Diese Nothwendigkeit zu erklären, ist ein Hauptproblem aller Philosophie. Die Frage ist nicht, ob dieses Problem überhaupt existiren solle, sondern wie dasselbe, wenn es einmal existirt, gelöset werden müsse.

Vorerst, was heifst es: Wir müssen uns eine Succession der Erscheinungen denken, die schlechthin nothwendig ist? Offenbar so viel: Diese Erscheinungen können nur in dieser bestimmten Succession auf einander folgen, und umgekehrt nur an diesen bestimmten Erscheinungen kann diese Succession fortlaufen.

Denn dafs unsere Vorstellungen in dieser bestimmten Ordnung auf einander folgen, dafs z. B. der Blitz dem Donner vorangeht, nicht nachfolgt u. s. w. davon suchen wir den Grund nicht in uns, es kommt nicht auf uns an, wie wir die Vorstellungen auf einander folgen lassen, der Grund muss also in den Dingen liegen, und wir behaupten, diese bestimmte Aufeinanderfolge sey eine Aufeinanderfolge der Dinge selbst, nicht blofs unserer Vorstellungen von ihnen, nur insofern die Erscheinungen selbst so und nicht anders auf einander folgen, seyen wir genöthigt, sie in dieser Ordnung vorzustellen, nur weil und insofern diese Succession objektiv-nothwendig seye, seye sie auch subjektiv-nothwendig.

Daraus folgt nun ferner: Diese bestimmte Succession kann nicht von diesen bestimmten Erscheinungen getrennt werden, die Succession muss also zugleich mit den Erscheinungen, und umgekehrt, die Erscheinungen müssen zugleich mit der Succession werden und entstehen; beyde also, Succession und Erscheinung, sind in einem Wechselverhältniss, beyde sind in Bezug auf einander wechselseitig nothwendig.

Man darf nur die gemeinsten Urtheile, welche wir über den Zusammenhang der Erscheinungen alle Augenblicke fällen, analysiren, um zu finden, dass in ihnen jene Voraussetzungen enthalten sind.

Wenn nun weder die Erscheinungen von ihrer Succession, noch umgekehrt die Succession von ihren Erscheinungen getrennt werden kann, so sind nur folgende zwey Fälle möglich:

Entweder, Succession und Erscheinungen entstehen beyde zugleich und ungetrennt ausser uns:

Oder, Succession und Erscheinungen entstehen beyde zugleich und ungetrennt in uns.

Nur in diesen beyden Fällen ist die Succession, die wir uns vorstellen, eine wirkliche Succession der Dinge, nicht bloss eine ideale Aufeinanderfolge unserer Vorstellungen.

Die erste Behauptung ist die des gemeinen Menschenverstandes, selbst von Philosophen Reid, Beattie u. a. Hume's Skepticismus förmlich entgegengesetzt. In diesem System folgen die Dinge an sich auf einander, wir haben dabey nur das Zusehen; wie aber die Vorstellung davon in uns gekommen,

iſt eine Frage, die für dieſes Syſtem viel zu hoch liegt. Nun wollen wir aber nicht wiſſen, wie die Succeſſion auſser uns möglich ſey, ſondern wie dieſe beſtimmte Succeſſion, da ſie ganz unabhängig von uns erfolgt, doch als ſolche, und inſofern mit abſoluter Nothwendigkeit von uns vorgeſtellt werde. Auf dieſe Frage nimmt nun jenes Syſtem gar keine Rückſicht. Es iſt daher keiner philoſophiſchen Kritik fähig, es hat mit der Philoſophie nicht einen Punkt gemein, von wo aus man es unterſuchen, prüfen oder beſtreiten könnte, denn es weiſs nicht einmal um die Frage, welche aufzulöſen eigentlich das Geſchäft der Philoſophie iſt.

Man müſste jenes Syſtem vorerſt philoſophiſch machen, um es nur prüfen zu können. Allein dann läuſt man Gefahr, gegen eine bloſe Erdichtung zu kämpfen, denn der gemeine Verſtand iſt ſo konſequent nicht, und ein ſolches Syſtem, als das konſequente des gemeinen Verſtandes wäre, hat in der That noch in keines Menſchen Kopf exiſtirt, denn ſobald man es auf philoſophiſche Ausdrücke zu bringen ſucht, wird es völlig unverſtändlich. Es ſpricht von einer Succeſſion, die, unabhängig von mir, auſser mir ſtatt finden ſoll. Wie eine Succeſſion (der Vorſtellungen) in mir ſtatt finde, verſtehe ich; eine Succeſſion aber, die in den Dingen ſelbſt, unabhängig von den endlichen Vorſtellungen, erfolgt, iſt mir ganz unverſtändlich. Denn ſetzen wir ein Weſen, das nicht endlich, demnach an die Succeſſion der Vorſtellungen gebunden wäre, ſondern alles Gegenwärtige und Künftige in Einer Anſchauung zuſammenfaſste, ſo würde für ein ſolches Weſen in den Dingen auſser ihm keine Succeſſion ſeyn: ſie iſt

alſo überhaupt nur unter der Bedingung der Endlichkeit der Vorſtellung. Wenn aber die Succeſſion auch unabhängig von allen Vorſtellungen in den Dingen an ſich gegründet wäre, ſo müſste es auch für ein ſolches Weſen, als wir angenommen haben, eine Succeſſion geben, was ſich widerſpricht.

Deswegen haben bis jetzt alle Philoſophen einmüthig behauptet, Succeſſion ſeye Etwas, was, unabhängig von den Vorſtellungen eines endlichen Geiſtes, gar nicht könne gedacht werden. Nun haben wir aber feſtgeſetzt, wenn die Vorſtellung einer Succeſſion nothwendig ſeye, ſo müſſe ſie zugleich mit den Dingen und umgekehrt entſtehen; die Succeſſion müſſe ohne die Dinge ſo wenig, als die Dinge ohne die Succeſſion möglich ſeyn. Iſt alſo Succeſſion etwas, was nur in unſern Vorſtellungen möglich iſt, ſo hat man nur zwiſchen zwey Fällen die Wahl.

Entweder, man bleibt dabey, die Dinge exiſtiren auſser uns, unabhängig von unſern Vorſtellungen. Man erklärt alſo eben dadurch die objektive Nothwendigkeit, mit der wir uns eine beſtimmte Succeſſion der Dinge vorſtellen, für bloſse Täuſchung, indem man leugnet, daſs die Succeſſion in den Dingen ſelbſt ſtatt finde.

Oder, man entſchlieſst ſich zu der Behauptung, daſs auch die Erſcheinungen ſelbſt zugleich mit der Succeſſion nur in unſern Vorſtellungen werden und entſtehen, und daſs nur in ſo fern die Ordnung, in der ſie auf einander folgen, eine wahrhaft objektive Ordnung ſeye.

Die erſte Behauptung nun führt offenbar auf das abentheuerlichſte Syſtem, das je exiſtirt hat, und

das auch erst in unsern Zeiten von einigen Wenigen, ohne dass sie es selbst wussten, behauptet wurde. — Hier ist nun der Ort, den Grundsatz, dass Dinge von aussen auf uns einwirken, völlig zu vernichten. Denn man frage einmal, was denn die Dinge ausser uns, unabhängig von diesen Vorstellungen, seyen? Vorerst müssen wir sie von Allem entkleiden, was nur zu den Eigenthümlichkeiten unsers Vorstellungsvermögens gehört. Dahin gehört nicht nur Succession, sondern auch aller Begriff von Ursache und Wirkung, und, wenn man konsequent seyn will, auch alle Vorstellung von Raum und Ausdehnung, die beyde ohne Zeit, aus der wir die Dinge an sich hinweggenommen haben, gar nicht vorstellbar sind. Nichtsdestoweniger müssen diese Dinge an sich, obgleich unserm Anschauungsvermögen gänzlich unzugänglich, doch — man weiss nicht wie und wo? — wahrscheinlich in den Zwischenwelten Epikurs — wirklich vorhanden seyn und diese Dinge müssen auf mich wirken, meine Vorstellungen veranlassen. Zwar hat man sich noch nie darauf eingelassen, welche Vorstellung man sich eigentlich von solchen Dingen mache. Dass man sagt: sie sind nicht vorstellbar, ist ein Ausweg, der bald abgeschnitten ist. Indem man davon redet, muss man eine Vorstellung davon haben, oder man redet, wie man nicht reden soll. Auch von Nichts hat man eine Vorstellung, man denkt es sich wenigstens als das absolut - Leere, als etwas rein - Formales, u. s. w. Man könnte denken, die Vorstellung vom Dinge an sich wäre eine ähnliche Vorstellung. Allein die Vorstellung vom Nichts kann man sich doch noch durch das Schema des leeren Raums versinnlichen. Die Dinge

Dinge an ſich aber werden ausdrücklich aus Zeit und Raum hinweggenommen, denn dieſe gehören ja nur zur eigenthümlichen Vorſtellungsart endlicher Weſen. Alſo bleibt nichts übrig, als eine Vorſtellung, die zwiſchen Etwas und Nichts in der Mitte ſchwebt, d. h. die nicht einmal das Verdienſt hat, abſolut-Nichts zu ſeyn. Es iſt in der That kaum glaublich, daſs ſolch eine widerſinnige Zuſammenſetzung von Dingen, die, aller ſinnlichen Beſtimmungen beraubt, dennoch als ſinnliche Dinge wirken ſollen, je in eines Menſchen Kopf gekommen ſeye. *) — In der That, wenn man vorher alles aufgehoben hat, was zu den Vorſtellungen einer objektiven Welt gehört, was bleibt mir noch übrig, das ich verſtünde? Offenbar nur ich ſelbſt. Alſo müſsten aus mir ſelbſt alle Vorſtellungen einer äuſsern Welt ſich entwickeln. Denn wenn Succeſſion, Urſache, Wirkung u. ſ. w. erſt in meiner Vorſtellung zu den Dingen hinzukommen, ſo begreift man eben ſo wenig, was jene Begriffe ohne die Dinge, als was die Dinge ohne jene Begriffe ſeyn können. Daher die abentheuerliche Erklärung, die dieſes Syſtem vom Urſprung der Vorſtellung zu geben genöthigt iſt. Den Dingen an ſich ſtellt es gegenüber ein Gemüth, und dieſes Gemüth enthält in ſich gewiſſe Formen a priori, die vor den Dingen an ſich nur den Vorzug haben, daſs man ſie wenigſtens als etwas abſolut-Lee-

*) Das Wahre iſt, daſs die Idee der Dinge an ſich an Kant durch Tradition gekommen war und in der Ueberlieferung allen Sinn verlohren hatte.

res vorſtellen kann. In dieſe Formen werden die Dinge gefaſst, indem wir ſie vorſtellen. Dadurch erhalten die formloſen Gegenſtände Geſtalt, die leeren Formen Inhalt. Wie es zugehe, daſs Dinge überhaupt vorgeſtellt werden, darüber iſt tiefes Stillſchweigen. Genug, wir ſtellen Dinge auſser uns vor, tragen aber erſt in der Vorſtellung auf ſie über Raum und Zeit, ferner die Begriffe von Subſtanz und Accidens, Urſache und Wirkung u. ſ. w. ſo entſteht Succeſſion unſerer Vorſtellungen in uns, und zwar eine nothwendige Succeſſion, und dieſe ſelbſtgemachte, mit Bewuſstſeyn erſt hervorgebrachte Succeſſion, heiſst man den Naturlauf.

Dieſes Syſtem bedarf keiner Widerlegung. Es darſtellen, heiſst es von Grund aus umſtürzen. Wirklich darüber erhaben, mit ihm gar nicht vergleichbar iſt der Humiſche Skepticismus. Hume läſst (ſeinen Principien getreu) völlig unentſchieden, ob unſern Vorſtellungen Dinge auſser uns entſprechen, oder nicht. Auf jeden Fall aber muſs er annehmen, daſs die Succeſſion der Erſcheinungen nur in unſern Vorſtellungen ſtatt finde; — daſs wir aber gerade dieſe beſtimmte Succeſſion als nothwendig denken, erklärt er für bloſse Täuſchung. Allein, was man von Hume mit Recht fordern kann, iſt, daſs er wenigſtens den Urſprung dieſer Täuſchung erkläre. Denn daſs wir uns wirklich eine Aufeinanderfolge von Urſachen und Wirkungen als nothwendig denken — daſs darauf alle unſere empiriſchen Wiſſenſchaften, Naturlehre und Geſchichte, (in der er ſelbſt ein ſo groſser Meiſter war,) beruhen, kann er nicht ableugnen. Woher aber dieſe Täuſchung ſelbſt? — Hume antwortet: „aus Gewohnheit,

weil die Erscheinungen bisher in dieser Ordnung auf einander folgten, hat sich die Einbildungskraft gewöhnt, dieselbe Ordnung auch aufs Künftige zu erwarten, und diese Erwartung ist uns endlich, wie jede lange Gewohnheit, zur andern Natur geworden." — Allein diese Erklärung geht im Cirkel. Denn eben das sollte ja erklärt werden, warum die Dinge (was Hume nicht leugnet) bisher in dieser Ordnung auf einander gefolgt sind? War diese Aufeinanderfolge etwa in den Dingen ausser uns? Aber ausser unsern Vorstellungen ist keine Succession. Oder war es blosse Succession unserer Vorstellungen, so muss sich auch ein Grund der Beständigkeit dieser Succession angeben lassen. Was unabhängig von mir da ist, vermag ich nicht zu erklären; was aber nur in mir vorgeht, davon muss sich auch der Grund in mir finden lassen. Hume kann sagen: Es ist so: und dies genügt mir. Allein dies heisst nicht philosophiren. Ich sage nicht, dass ein Hume philosophiren solle, aber wenn man einmal philosophiren zu wollen vorgiebt, so kann man die Frage warum? nicht mehr abweisen.

Also bleibt nichts mehr übrig, als der Versuch, aus der Natur unsers, und in so fern des endlichen Geistes überhaupt die Nothwendigkeit einer Succession seiner Vorstellungen abzuleiten, und damit diese Succession wahrhaft objektiv seye, die Dinge selbst zugleich mit dieser Aufeinanderfolge in ihm werden und entstehen zu lassen.

Unter allen bisherigen Systemen nun kenne ich nur die beyden — das Spinozische und Leibnitzische — welche diesen Versuch nicht nur unternahmen, sondern deren ganze Philosophie nichts an-

ders als dieſer Verſuch iſt. Weil nun jetzt noch über das Verhältniſs dieſer beyden Syſteme — ob ſie ſich widerſprechen, oder wie ſie zuſammenhangen — viel Zweifelns und Redens iſt, ſo ſcheint es nützlich, Einiges darüber zum voraus beyzubringen.

Spinoza, wie es ſcheint, ſehr frühzeitig bekümmert über den Zuſammenhang unſrer Ideen mit den Dingen auſser uns, konnte die Trennung nicht ertragen, die man zwiſchen beyden geſtiftet hatte. Er ſah' ein, daſs in unſerer Natur Ideales und Reales (Gedanke und Gegenſtand) innigſt vereinigt ſind. Daſs wir Vorſtellungen von Dingen auſser uns haben, daſs unſere Vorſtellungen ſelbſt über dieſe hinaus reichen, konnte er ſich nur aus unſerer idealen Natur erklären; daſs aber dieſen Vorſtellungen wirkliche Dinge entſprechen, muſste er ſich aus den Affektionen und Beſtimmungen des Idealen in uns erklären. Des Realen alſo konnten wir uns nicht bewuſst werden, als im Gegenſatz gegen das Ideale, ſo wie des Idealen nur im Gegenſatz gegen das Reale. Mithin konnte zwiſchen den wirklichen Dingen und unſern Vorſtellungen von ihnen keine Trennung ſtatt finden. Begriffe und Dinge, Gedanke und Ausdehnung waren ihm daher Eins und Daſſelbe, beydes nur Modifikation Einer und derſelben idealen Natur.

Anſtatt aber in die Tiefen ſeines Selbſtbewuſstſeyns hinabzuſteigen, und von dort aus dem Entſtehen zweyer Welten in uns — der idealen und realen — zuzuſehen, überflog er ſich ſelbſt; anſtatt aus unſerer Natur zu erklären, wie Endliches und Unendliches, urſprünglich in uns vereinigt, wechſelſeitig

aus einander hervorgehen, verlor er ſich ſogleich in der Idee eines Unendlichen auſser uns: in dieſem Unendlichen entſtanden, oder vielmehr waren urſprünglich — man wuſste nicht woher? — Affektionen und Modifikationen, und mit dieſen eine endloſe Reihe endlicher Dinge. Denn weil es in ſeinem Syſtem vom Unendlichen zum Endlichen keinen Uebergang gab, ſo war ihm ein Anfang des Werdens ſo unbegreiflich, als ein Anfang des Seyns. Daſs aber dieſe endloſe Succeſſion von mir vorgeſtellt wird, und mit Nothwendigkeit vorgeſtellt wird, folgte daraus, daſs die Dinge und meine Vorſtellungen urſprünglich Eins und Daſſelbe waren. Ich ſelbſt war nur ein Gedanke des Unendlichen, oder vielmehr ſelbſt nur eine ſtete Succeſſion von Vorſtellungen. Wie ich mir aber ſelbſt wieder dieſer Succeſſion bewuſst würde, vermochte Spinoza nicht verſtändlich zu machen.

Denn überhaupt iſt ſein Syſtem, ſo wie es aus ſeiner Hand kam, das unverſtändlichſte, das je exiſtirt hat. Man muſs dieſes Syſtem in ſich ſelbſt aufgenommen, ſich ſelbſt an die Stelle ſeiner unendlichen Subſtanz geſetzt haben, um zu wiſſen, daſs Unendliches und Endliches nicht auſser uns, ſondern in uns — nicht entſtehen, ſondern — urſprünglich zugleich und ungetrennt da ſind, und daſs eben auf dieſer urſprünglichen Vereinigung die Natur unſeres Geiſtes, und unſer ganzes geiſtiges Daſeyn beruht. Denn wir kennen unmittelbar nur unſer eigen Weſen, und nur wir ſelbſt ſind uns verſtändlich. Wie in einem Abſoluten auſser mir Affektionen und Beſtimmungen ſind und ſeyn können, verſtehe ich nicht. Daſs aber in mir auch nichts

Unendliches seyn könnte, ohne daſs zugleich ein Endliches seye, verstehe ich. Denn in mir ist jene nothwendige Vereinigung des Idealen und Realen, des absolut-Thätigen und absolut-Leidenden, (die Spinoza in eine unendliche Substanz ausser mir versetzte) ursprünglich, ohne mein Zuthun, da, und eben darinn besteht meine Natur. *)

Diesen Weg gieng Leibnitz, und hier ist der Punkt, wo er von Spinoza sich scheidet und mit ihm zusammenhängt. Es ist unmöglich, Leibnitzen zu verstehen, ohne auf diesen Punkt sich gestellt zu haben. Iacobi hat erwiesen, daſs sein ganzes System vom Begriff der Individualität ausgeht und darauf zurückkehrt. Im Begriff der Individualität allein ist ursprünglich vereinigt, was alle übrige Philosophie trennt, das Positive und das Negative, das Thätige und Leidende unserer Natur. Wie im Unendlichen ausser uns Bestimmungen seyn können, wuſste Spinoza nicht verständlich zu machen, und vergebens suchte er einen Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen zu vermeiden. Dieser Uebergang findet sich nur da nicht, wo Endliches und Unendliches ursprünglich vereinigt sind, und diese ursprüngliche Vereinigung ist nirgends, als im Wesen einer individuellen Natur. Leibnitz

*) Die genauere Betrachtung aber wird jeden unmittelbar lehren, daſs jedes In-Mir-Setzen der absoluten Identität des Endlichen und Unendlichen eben so wie das Ausser-Mir-Setzen wiederum nur mein Setzen, jene also an sich weder ein In-Mir noch ein Ausser-Mir sey.

gieng alſo weder vom Unendlichen zum Endlichen, noch von dieſem zu jenem über, ſondern beydes war ihm auf einmal — gleichſam durch eine und dieſelbe Entwicklung unſerer Natur — durch eine und dieſelbe Handlungsweiſe des Geiſtes, wirklich gemacht.

Daſs die Vorſtellungen in uns auf einander folgen, iſt nothwendige Folge unſerer Endlichkeit; daſs aber dieſe Reihe endlos iſt, beweiſet, daſs ſie von einem Weſen ausgeht, in deſſen Natur Endlichkeit und Unendlichkeit vereinigt ſind.

Daſs dieſe Succeſſion nothwendig iſt, folgt in Leibnitzens Philoſophie daraus, daſs die Dinge zugleich mit den Vorſtellungen, kraft der bloſsen Geſetze unſerer Natur, nach einem innern Princip in uns, wie in einer eignen Welt entſtehen. Was Leibnitz allein für urſprünglich-real und an ſich wirklich hielt, waren vorſtellende Weſen, denn in dieſen allein war jene Vereinigung urſprünglich, aus welcher erſt alles andere, was wirklich heiſst, ſich entwikkelt und hervorgeht. Denn Alles, was auſser uns wirklich iſt, iſt ein Endliches, alſo nicht denkbar ohne ein Poſitives, das ihm Realität, und ein Negatives, das ihm Gränze giebt. Dieſe Vereinigung poſitiver und negativer Thätigkeit aber iſt nirgends als in der Natur eines Individuums urſprünglich. Aeuſsere Dinge waren nicht wirklich an ſich ſelbſt, ſondern nur wirklich — geworden durch die Vorſtellungsweiſe geiſtiger Naturen, dasjenige aber, aus deſſen Natur erſt alles Daſeyn hervorgeht, d. h. das vorſtellende Weſen allein, muſste Etwas ſeyn, das in ſich ſelbſt Quell' und Urſprung ſeines Daſeyns trägt.

Entſpringt nun die ganze Succeſſion der Vorſtellungen aus der Natur des endlichen Geiſtes, ſo muſs ſich daraus auch die ganze Reihe unſerer Erfahrungen ableiten laſſen. Denn daſs alle Weſen unſerer Art die Erſcheinungen der Welt in derſelben nothwendigen Aufeinanderfolge vorſtellen, läſst ſich einzig und allein aus unſerer gemeinſchaftlichen Natur begreifen. Dieſe Uebereinſtimmung unſerer Natur aber durch eine präſtabilirte Harmonie erklären, heiſst ſie wirklich nicht erklären. Denn dieſes Wort ſagt nur, daſs eine ſolche Uebereinſtimmung ſtatt finde, aber nicht wie und warum? Es liegt aber in Leibnitzens Syſteme ſelbſt, daſs aus dem Weſen endlicher Naturen überhaupt jene Uebereinſtimmung folge. Denn wäre dies nicht, ſo hörte der Geiſt auf, abſoluter Selbſtgrund ſeines Wiſſens und Erkennens zu ſeyn. Er müſste den Grund ſeiner Vorſtellungen doch noch auſser ſich ſuchen, wir wären wieder auf denſeben Punkt zurückgekommen, den wir gleich anfangs verlieſsen, die Welt und ihre Ordnung wäre für uns zufällig, und die Vorſtellung davon käme uns nur von auſsen. Damit aber ſchweifen wir unvermeidlich über die Gränze, innerhalb welcher wir allein uns verſtehen. Denn wenn eine höhere Hand erſt uns ſo eingerichtet hat, daſs wir eine ſolche Welt und eine ſolche Ordnung der Erſcheinungen vorzuſtellen genöthigt ſind, ſo iſt, abgerechnet, daſs dieſe Hypotheſe uns völlig unverſtändlich iſt, dieſe ganze Welt abermals eine Täuſchung; ein Druck jener Hand vermag ſie uns zu entreiſsen, oder uns in eine ganz andere Ordnung der Dinge zu verſetzen, ſelbſt, daſs Weſen unſrer Art (von gleichen Vorſtellungen mit uns) auſser uns

seyen, ist dann völlig zweifelhaft. Mit der prästabilirten Harmonie also kann Leibnitz nicht die Idee verbunden haben, die man gewöhnlich damit verbindet. Denn er behauptet ausdrücklich, kein Geist könne entstanden seyn, d. h. auf einen Geist lassen sich Begriffe von Ursache und Wirkung gar nicht anwenden. Er ist also absoluter Selbstgrund seines Seyn und Wissens, und dadurch, dass er überhaupt ist, ist er auch das, was er ist, d. h. ein Wesen, zu dessen Natur auch dieses bestimmte System von Vorstellungen äusserer Dinge gehört. Philosophie also ist nichts anders, als eine Naturlehre unsers Geistes. Von nun an ist aller Dogmatismus von Grund aus umgekehrt. Wir betrachten das System unserer Vorstellungen nicht in seinem Seyn, sondern in seinem Werden. Die Philosophie wird genetisch, d. h. sie lässt die ganze nothwendige Reihe unserer Vorstellungen vor unsern Augen gleichsam entstehen und ablaufen. Von nun an ist zwischen Erfahrung und Spekulation keine Trennung mehr. Das System der Natur ist zugleich das System unsers Geistes, und jetzt erst, nachdem die grosse Synthesis vollendet ist, kehrt unser Wissen zur Analysis (zum Forschen und Versuchen) zurück. Aber noch ist dieses System nicht da; viele verzagte Geister verzweifeln zum voraus, denn sie reden von einem System unserer Natur, (deren Grösse sie nicht kennen) nicht anders, als ob von einem Lehrgebäude *) unserer Begriffe die Rede wäre.

---

*) In Schriften und Uebersetzungen aus den ersten Zeiten des deutschen Purismus findet man sehr häufig die Ausdrücke: Lehrgebäude von Wesen, Lehrgebäude

Der Dogmatiker, der alles als urſprünglich auſser uns vorhanden (nicht als aus uns werdend und entſpringend) vorausſetzt, muſs ſich doch wenigſtens dazu anheiſchig machen, das, was auſser uns iſt, auch aus äuſsern Urſachen zu erklären. Dies gelingt ihm, ſo lange er ſich innerhalb des Zuſammenhangs von Urſache und Wirkung befindet, unerachtet er nie begreiflich machen kann, wie dieſer Zuſammenhang von Urſachen und Wirkungen ſelbſt entſtanden iſt. Sobald er ſich über die einzelne Erſcheinung erhebt, iſt ſeine ganze Philoſophie zu Ende, die Gränzen des Mechanismus ſind auch die Gränzen ſeines Syſtems.

Nun iſt aber Mechanismus allein bey weitem nicht das, was die Natur ausmacht. Denn ſobald wir ins Gebiet der organiſchen Natur übertreten, hört für uns alle mechaniſche Verknüpfung von Urſache und Wirkung auf. Jedes organiſche Produkt beſteht für ſich ſelbſt, ſein Daſeyn iſt von keinem andern Daſeyn abhängig. Nun iſt aber die Urſache nie dieſelbe mit der Wirkung, nur zwiſchen ganz verſchiedenen Dingen iſt ein Verhältniſs von Urſache und Wirkung möglich. Die Organiſation aber producirt ſich ſelbſt, entſpringt aus ſich ſelbſt; jede einzelne Pflanze iſt nur Produkt eines Individuums ihrer Art, und ſo producirt und reproducirt jede einzelne Organiſation ins Unendliche fort nur ihre Gattung. Alſo ſchreitet keine Organiſation fort, ſondern kehrt ins Unendliche fort

---

der Natur. Schade, daſs unſre neuern Philoſophen dieſen Ausdruck auſser Gebrauch kommen lieſsen.

immer in sich selbst zurück. Eine Organisation als solche demnach ist weder Ursache noch Wirkung eines Dinges ausser ihr, also nichts, was in den Zusammenhang des Mechanismus eingreift. Jedes organische Produkt trägt den Grund seines Daseyns in sich selbst, denn es ist von sich selbst Ursach' und Wirkung. Kein einzelner Theil konnte entstehen als in diesem Ganzen, und dieses Ganze selbst besteht nur in der Wechselwirkung der Theile. In jedem andern Objekt sind die Theile willkührlich, sie sind nur da, insofern ich theile. Im organisirten Wesen allein sind sie real, sie sind da ohne mein Zuthun, weil zwischen ihnen und dem Ganzen ein objektives Verhältniss ist. Also liegt jeder Organisation ein Begriff zu Grunde, denn wo nothwendige Beziehung des Ganzen auf Theile und der Theile auf ein Ganzes ist, ist Begriff. Aber dieser Begriff wohnt in ihr selbst, kann von ihr gar nicht getrennt werden, sie organisirt sich selbst, ist nicht etwa nur ein Kunstwerk, dessen Begriff ausser ihm im Verstande des Künstlers vorhanden ist. Nicht ihre Form allein, sondern ihr Daseyn ist zweckmässig. Sie konnte sich nicht organisiren, ohne schon organisirt zu seyn. Die Pflanze nährt sich und dauert fort durch Assimilation äusserer Stoffe, aber sie kann sich nichts assimiliren, ohne schon organisirt zu seyn. Die Fortdauer des belebten Körpers ist an die Respiration gebunden. Die Lebensluft, die er einathmet, wird durch seine Organe zerlegt, um als elektrisches Fluidum die Nerven zu durchströmen. Aber um diesen Prozess möglich zu machen, musste selbst schon Organisation da seyn, die doch hinwiederum ohne diesen Prozess nicht fortdauert. Daher nur aus Organisa-

tion Organisation sich bildet. Im organischen Produkt ist eben deswegen Form und Materie unzertrennlich, diese bestimmte Materie konnte nur zugleich mit dieser bestimmten Form, und umgekehrt, werden und entstehen. Jede Organisation ist also ein Ganzes; ihre Einheit liegt in ihr selbst, es hängt nicht von unsrer Willkühr ab, sie als Eines oder als Vieles zu denken. Ursache und Wirkung ist etwas Vorübergehendes, Vorüberschwindendes, bloſse Erscheinung (im gewöhnlichen Sinne des Worts.) Die Organisation aber ist nicht bloſse Erscheinung, sondern selbst Objekt, und zwar ein durch sich selbst bestehendes, in sich selbst ganzes, untheilbares Objekt, und weil in ihm die Form von der Materie unzertrennlich ist, so läſst sich der Ursprung einer Organisation, als solcher, mechanisch eben so wenig erklären, als der Ursprung der Materie selbst.

Soll also die Zweckmäſsigkeit der organischen Produkte erklärt werden, so sieht sich der Dogmatiker völlig von seinem Systeme verlassen. Hier hilft es nicht mehr, Begriff und Gegenstand, Form und Materie zu trennen, wie uns beliebt. Denn hier wenigstens ist beydes nicht in unserer Vorstellung, sondern im Objekt selbst ursprünglich und nothwendig vereinigt. Auf dieses Feld, wünschte ich, wagte sich mit uns einer von denen, die ein Spiel mit Begriffen für Philosophie, und Hirngespinnste von Dingen für wirkliche Dinge halten.

Vorerst müſst ihr zugeben, daſs hier von einer Einheit die Rede ist, die sich schlechterdings nicht aus der Materie, als solcher, erklären läſst.

Denn es ist eine Einheit des Begriffs, diese Einheit ist nur da in Bezug auf ein anschauendes und reflektirendes Wesen. Denn dass in einer Organisation absolute Individualität ist, dass ihre Theile nur durch das Ganze und das Ganze nicht durch Zusammensetzung, sondern durch Wechselwirkung der Theile möglich ist, ist ein Urtheil, und kann gar nicht geurtheilt werden, als nur von einem Geiste, der Theil und Ganzes, Form und Materie wechselseitig auf einander bezieht, und nur durch und in dieser Beziehung erst entsteht und wird alle Zweckmässigkeit und Zusammenstimmung zum Ganzen. Was haben auch diese Theile, die doch nur Materie sind, mit einer Idee gemein, die der Materie ursprünglich fremd ist, und zu der sie doch zusammenstimmen? Hier ist keine Beziehung möglich, als durch ein Drittes, zu dessen Vorstellungen beydes, Materie und Begriff, gehört. Ein solches Drittes aber ist nur ein anschauender und reflektirender Geist. Also müsst ihr einräumen, dass Organisation überhaupt nur in Bezug auf einen Geist vorstellbar ist.

Dies räumen selbst diejenigen ein, welche auch die organischen Produkte durch einen wundervollen Zusammenstoss von Atomen entstehen lassen. Denn indem sie den Ursprung dieser Dinge vom blinden Zufall ableiten, heben sie sofort auch alle Zweckmässigkeit in ihnen, und damit selbst alle Begriffe von Organisation auf. Dies heisst konsequent gedacht. Denn da Zweckmässigkeit nur vorstellbar ist in Bezug auf einen urtheilenden Verstand, so muss auch die Frage: wie die organischen Produkte unabhängig von mir entstanden, so beantwortet werden, als ob es zwischen ihnen und einem urtheilen-

den Verstande gar keine Beziehung gäbe, d. h. als ob in ihnen überall keine Zweckmäſsigkeit wäre.

Das erste also, was ihr zugebt, ist dieses: Aller Begriff von Zweckmäſsigkeit kann nur in einem Verstande entstehen, und nur in Bezug auf einen solchen Verstand kann irgend ein Ding zweckmäſsig heiſsen.

Gleichwohl seyd ihr nicht minder genöthigt, einzuräumen, daſs die Zweckmäſsigkeit der Naturprodukte in ihnen selbst wohnt, daſs sie objektiv und real, daſs sie also nicht zu euern willkührlichen, sondern zu euern nothwendigen Vorstellungen gehört. Denn ihr könnt gar wohl unterscheiden, was in den Verbindungen eurer Begriffe willkührlich und nothwendig ist. So oft ihr Dinge, die durch den Raum getrennt sind, in Eine Zahl zusammenfaſst, handelt ihr völlig frey, die Einheit, die ihr ihnen gebt, tragt ihr nur aus euern Gedanken auf sie über, in den Dingen selbst liegt kein Grund, der euch nöthigte, sie als Eines zu denken. Daſs ihr aber jede Pflanze als ein Individuum denkt, in welchem Alles zu Einem Zweck zusammenstimmt, davon müſst ihr den Grund in dem Ding auſser euch suchen; ihr fühlt euch in euerm Urtheil gezwungen, ihr müſst also einräumen, daſs die Einheit, mit der ihr es denkt, nicht bloſs logisch (in euern Gedanken), sondern real (auſser euch wirklich) ist.

Nun verlangt man von euch, ihr sollt die Frage beantworten: wie es zugeht, daſs eine Idee, die doch offenbar bloſs in euch existiren, und bloſs in Bezug auf euch Realität haben kann, doch von euch selbst als auſser euch wirklich angeschaut und vorgestellt werden muſs?

Zwar giebt es Philosophen, die für alle diese Fragen Eine Universalantwort haben, die sie bey jeder Gelegenheit wiederholen und nicht genug wiederholen können: Was an den Dingen Form ist, sagen sie, tragen wir erst auf die Dinge über. Aber eben das verlange ich längst zu wissen, wie ihr das könnt? was denn die Dinge sind ohne die Form, die ihr erst auf sie übertragt? oder was die Form ist, ohne die Dinge, auf welche ihr sie übertragt? Ihr müsst aber zugeben, dass hier wenigstens die Form von der Materie, der Begriff vom Objekt schlechterdings unzertrennlich ist. Oder wenn es in eurer Willkühr steht, die Idee von Zweckmässigkeit auf Dinge ausser euch überzutragen oder nicht, wie kommt es, dass ihr diese Idee nur auf gewisse Dinge, nicht auf alle übertragt? dass ihr euch ferner bey dieser Vorstellung zweckmässiger Produkte gar nicht frey, sondern schlechthin gezwungen fühlt? Für beydes könnt ihr keinen Grund angeben, als den, dass jene zweckmässige Form ursprünglich und ohne Zuthun eurer Willkühr gewissen Dingen ausser euch schlechthin zukomme.

Dies vorausgesetzt gilt auch hier wieder, was oben galt: Form und Materie dieser Dinge konnten nie getrennt seyn, beyde konnten nur zugleich und wechselseitig durch einander werden. Der Begriff, der dieser Organisation zu Grunde liegt, hat an sich keine Realität, und umgekehrt, diese bestimmte Materie ist nicht als Materie, sondern nur durch den inwohnenden Begriff, organisirte Materie. Dieses bestimmte Objekt also konnte nur zugleich mit diesem Begriff, und dieser bestimmte Begriff nur zugleich mit diesem bestimmten Objekt entstehen.

Nach diesem Princip müssen sich alle bisherige Systeme beurtheilen lassen.

Um jene Vereinigung von Begriff und Materie zu begreifen, nehmt ihr einen höhern, göttlichen Verstand an, der seine Schöpfungen in Idealen entwarf, und diesen Idealen gemäss die Natur hervorbrachte. Allein ein Wesen, in welchem der Begriff der That, der Entwurf der Ausführung vorangeht, kann nicht hervorbringen, kann nur Materie, die schon da ist, formen, bilden, kann der Materie nur von aussen das Gepräge des Verstandes und der Zweckmässigkeit aufdrücken, was er hervorbringt, ist nicht in sich selbst, sondern nur in Bezug auf den Verstand des Künstlers, nicht ursprünglich und nothwendig, sondern zufälliger Weise zweckmässig. Ist nicht der Verstand ein todtes Vermögen, und dient er zu etwas anderm, als Wirklichkeit, wenn sie da ist, aufzufassen, zu begreifen? und entlehnt nicht der Verstand anstatt das Wirkliche zu schaffen, vom Wirklichen selbst erst seine eigne Realität, und ist es nicht bloss die Sclaverey dieses Vermögens, seine Fähigkeit, Umrisse der Wirklichkeit zu beschreiben, was zwischen ihm und der Wirklichkeit Vermittlung stiftet? Aber hier ist die Frage, wie das Wirkliche, und mit ihm erst ungetrennt von ihm das Ideale (Zweckmässige) entstehe? Nicht, dass die Naturdinge überhaupt zweckmässig sind, so wie jedes Werk der Kunst auch zweckmässig ist, sondern dass diese Zweckmässigkeit Etwas ist, was ihnen von aussen gar nicht mitgetheilt werden konnte, dass sie zweckmässig sind ursprünglich durch sich selbst, dies ist, was wir erklärt wissen wollen.

Ihr nehmt alſo eure Zuflucht zum ſchöpferiſchen Vermögen einer Gottheit, aus welchem die wirklichen Dinge zugleich mit ihren Ideen entſprangen und hervorgiengen. Ihr ſahet ein, daſs ihr das Wirkliche zugleich mit dem Zweckmäſsigen, das Zweckmäſsige zugleich mit dem Wirklichen entſtehen laſſen müſst, wenn ihr auſser euch etwas annehmen wollt, das in ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt zweckmäſsig iſt.

Allein laſst uns einen Augenblick annehmen, was ihr behauptet, (obgleich ihr ſelbſt auſser Stande ſeyd, es verſtändlich zu machen,) laſst uns annehmen, es ſey durch die Schöpferkraft einer Gottheit das ganze Syſtem der Natur, und damit die ganze Mannichfaltigkeit zweckmäſsiger Produkte auſser uns entſtanden; ſind wir wirklich auch nur um Einen Schritt weiter als vorhin? und ſehen wir uns nicht wieder auf demſelben Punkte, von dem wir gleich anfangs ausgiengen? Wie organiſirte Produkte auſser — und unabhängig von mir wirklich geworden, war ja gar nicht das, was ich zu wiſſen verlangte, denn wie könnte ich mir davon auch nur einen deutlichen Begriff machen? Die Frage war: Wie die Vorſtellung zweckmäſsiger Produkte auſser mir in mich gekommen, und wie ich genöthigt ſeye, dieſe Zweckmäſsigkeit, obgleich ſie den Dingen nur in Bezug auf meinen Verſtand zukommt, doch als auſser mir wirklich und nothwendig zu denken? — Dieſe Frage habt ihr nicht beantwortet.

Denn ſobald ihr die Naturdinge als auſser euch wirklich und ſomit als Werk eines Schöpfers betrachtet,

kann in ihnen selbst keine Zweckmäſsigkeit wohnen, denn diese gilt ja nur in Bezug auf euern Verstand. Oder wollt ihr auch im Schöpfer der Dinge Begriffe von Zweck u. s. w. voraussetzen? Allein, sobald ihr dies thut, hört er auf, Schöpfer zu seyn, er wird bloſser Künstler, er ist höchstens Baumeister der Natur; ihr zerstört aber alle Idee von Natur von Grund aus, sobald ihr die Zweckmäſsigkeit von auſsen durch einen Uebergang aus dem Verstande irgend eines Wesens in sie kommen laſst. Sobald ihr also die Idee des Schöpfers endlich macht, hört er auf, Schöpfer zu seyn; erweitert ihr sie bis zur Unendlichkeit, so verlieren sich alle Begriffe von Zweckmäſsigkeit und Verstand, und es bleibt nur noch die Idee einer absoluten Macht übrig. Von nun an ist alles Endliche bloſse Modifikation des Unendlichen. Aber ihr begreift eben so wenig, wie im Unendlichen überhaupt eine Modifikation möglich seye, als ihr begreift, wie diese Modifikationen des Unendlichen, d. h. wie das ganze System endlicher Dinge in eure Vorstellung gekommen, oder, wie die Einheit der Dinge, die im unendlichen Wesen nur ontologisch seyn kann, in euerm Verstande teleologisch geworden sey.

Ihr könntet zwar versuchen, dies aus der eigenthümlichen Natur eines endlichen Geistes zu erklären. Allein wenn ihr das thut, so bedürft ihr des Unendlichen als eines auſser euch nicht mehr. Ihr könnt von nun an Alles nur in euerm Geiste werden und entstehen lassen. Denn wenn ihr auch auſser und unabhängig von euch Dinge voraussetzt, die an sich zweckmäſsig sind, so müſst ihr, dessen ungeachtet, noch erklären, wie eure Vor-

ſtellungen mit dieſen äuſsern Dingen zuſammenſtimmen. Ihr müſst zu einer präſtabilirten Harmonie eure Zuflucht nehmen, müſst annehmen, daſs in den Dingen auſser euch ſelbſt ein Geiſt herrſche, der dem eurigen analog iſt. Denn nur in einem Geiſte von ſchöpferiſchem Vermögen kann Begriff und Wirklichkeit, Ideales und Reales, ſo ſich durchdringen und vereinigen, daſs zwiſchen beyden keine Trennung möglich iſt. Ich kann nicht anders denken, als daſs Leibnitz unter der ſubſtantiellen Form ſich einen den organiſirten Weſen inwohnenden regierenden Geiſt dachte.

Dieſe Philoſophie alſo muſs annehmen: es gebe eine Stufenfolge des Lebens in der Natur. Auch in der bloſs organiſirten Materie ſey Leben; nur ein Leben eingeſchränkterer Art. Dieſe Idee iſt ſo alt, und hat ſich bis jetzt unter den mannichfaltigſten Formen, bis auf den heutigen Tag ſo ſtandhaft erhalten — (in den älteſten Zeiten ſchon lieſs man die ganze Welt von einem belebenden Princip, Weltſeele genannt, durchdrungen werden, und das ſpätere Zeitalter Leibnitzens gab jeder Pflanze ihre Seele) — daſs man wohl zum voraus vermuthen kann, es müſſe irgend ein Grund dieſes Naturglaubens im menſchlichen Geiſte ſelbſt liegen. So iſt es auch. Der ganze Zauber, der das Problem vom Urſprung organiſirter Körper umgiebt, rührt daher, daſs in dieſen Dingen Nothwendigkeit und Zufälligkeit innigſt vereinigt ſind. Nothwendigkeit, weil ihr Daſeyn ſchon, nicht nur (wie beym Kunſtwerk) ihre Form, zweckmäſsig iſt; Zufälligkeit, weil dieſe Zweckmäſsigkeit doch nur für ein anſchauendes und reflektirendes Weſen wirklich iſt. Dadurch

wurde der menschliche Geist frühzeitig auf die Idee einer sich selbst organisirenden Materie geführt, und weil Organisation nur in Bezug auf einen Geist vorstellbar ist, auf eine ursprüngliche Vereinigung des Geistes und der Materie in diesen Dingen. Er sah sich genöthigt, den Grund dieser Dinge einerseits in der Natur selbst, andrerseits in einem über die Natur erhabnen Princip zu suchen, daher gerieth er sehr frühzeitig darauf, Geist und Natur als Eines zu denken. Hier trat es zuerst hervor aus seinem heiligen Dunkel jenes idealische Wesen, in welchem er Begriff und That, Entwurf und Ausführung als Eines denkt. Hier zuerst überfiel den Menschen eine Ahndung seiner eignen Natur, in welcher Anschauung und Begriff, Form und Gegenstand, Ideales und Reales ursprünglich eines und dasselbe ist. Daher der eigenthümliche Schein, der um diese Probleme her ist, ein Schein, den die blosse Reflexions - Philosophie, die nur auf Trennung ausgeht, nie zu entwickeln vermag, während die reine Anschauung, oder vielmehr die schöpferische Einbildungskraft längst die symbolische Sprache erfand, die man nur auslegen darf, um zu finden, dass die Natur um so verständlicher zu uns spricht, je weniger wir über sie bloss reflektirend denken.

Kein Wunder, dass jene Sprache, dogmatisch gebraucht, bald selbst Sinn und Bedeutung verlor. So lange ich selbst mit der Natur identisch bin, verstehe ich, was eine lebendige Natur ist, so gut, als ich mein eignes Leben verstehe; begreife, wie dieses allgemeine Leben der Natur in den mannichfaltigsten Formen, in stufenmässigen Entwicklungen, in allmähligen Annäherungen zur Freyheit sich of-

generically

fenbaret; so bald ich aber mich und mit mir alles Ideale von der Natur trenne, bleibt mir nichts übrig, als ein todtes Objekt, und ich höre auf zu begreifen, wie ein Leben außer mir möglich seye.

Frage ich den gemeinen Verstand, so glaubt er nur da Leben zu sehen, wo freye Bewegung ist. Denn die Vermögen thierischer Organe — Sensibilität, Irritabilität u. s. w. — setzen selbst ein impulsives Princip voraus, ohne welches das Thier unfähig wäre, Reizen von aussen Reaction entgegen zu setzen, und nur durch diese freye Zurückwirkung der Organe wird der von aussen angebrachte Stimulus Reiz und Eindruck, es herrscht hier die völligste Wechselwirkung, nur durch Reiz von aussen wird das Thier zur Hervorbringung von Bewegungen bestimmt, und umgekehrt, nur durch diese Fähigkeit, Bewegungen in sich hervorzubringen, wird der äussere Eindruck zum Reiz. (Daher ist weder Irritabilität ohne Sensibilität, noch Sensibilität ohne Irritabilität möglich.)

Allein alle diese Vermögen der Organe rein bloss als solche reichen nicht hin, das Leben zu erklären. Denn wir könnten uns gar wohl eine Zusammensetzung von Fibern, Nerven u. s. w. denken, in welcher (wie z. B. in Nerven eines destruirten organischen Körpers durch Elektricität, Metallreiz u. s. w.) durch Reize von aussen freye Bewegungen hervorgebracht würden, ohne dass wir doch diesem zusammengesetzten Ding Leben zuschreiben könnten. Man erwiedert vielleicht, dass doch die Zusammenstimmung aller dieser Bewegungen Leben bewirke; allein dazu gehört ein höheres Princip, das wir

nicht mehr aus der Materie selbst erklären können, ein Princip, das alle einzelnen Bewegungen ordnet, zusammenfasst und so erst aus einer Mannichfaltigkeit von Bewegungen, die unter einander übereinstimmen, sich wechselseitig produciren und reproduciren, ein Ganzes schaft und hervorbringt. Also begegnen wir hier abermals jener absoluten Vereinigung von Natur und Freyheit in Einem und demselben Wesen, die belebte Organisation soll Produkt der Natur seyn; aber in diesem Naturprodukt soll herrschen ein ordnender, zusammenfassender Geist; diese beyden Principien sollen in ihm gar nicht getrennt, sondern innigst vereinigt seyn; in der Anschauung sollen sich beyde gar nicht unterscheiden lassen, zwischen beyden soll kein Vor und kein Nach, sondern absolute Gleichzeitigkeit und Wechselwirkung statt finden.

So bald die Philosophie diese innige Verbindung aufhebt, entstehen zwey sich gerade entgegengesetzte Systeme, von denen keines das andere widerlegen kann, weil beyde alle Idee von Leben von Grund aus zerstören, die um so weiter vor ihnen entflieht, je näher sie ihr zu kommen glauben.

Ich rede nicht von der sogenannten Philosophie derjenigen, die auch Denken, Vorstellen und Wollen in uns bald aus einem zufälligen Zusammenstoss schon organisirter Körperchen, bald durch eine wirklich künstliche Zusammenfügung von Muskeln, Fasern, Häutchen, Häkchen, welche den Körper zusammenhalten, und flüssigen Materien, die ihn durchströmen, u. s. w. entspringen lassen. Ich behaupte aber, dass wir ein Leben ausser uns so

wenig, als ein Bewuſstſeyn auſser uns empiriſch begreifen, daſs weder das Eine noch das Andere aus phyſiſchen Gründen erklärbar, daſs es in dieſer Rückſicht völlig gleichgültig iſt, ob der Körper als ein zufälliges Aggregat organiſirter Körpertheilchen, oder als eine hydrauliſche Maſchine, oder als eine chemiſche Werkſtätte betrachtet wird. Geſetzt z. B. daſs alle Bewegungen einer belebten Materie durch Veränderungen in der Miſchung ihrer Nerven, ihrer Fibern oder der Flüſſigkeit, die man in ihnen cirkuliren läſst, erklärbar ſeyen: ſo fragt ſich nicht nur, wie jene Veränderungen bewirkt werden, ſondern auch, welches Princip alle dieſe Veränderungen harmoniſch zuſammenfaſst. Oder, wenn endlich ein philoſophiſcher Blick, auf die Natur als ein Syſtem, das nirgends ſtille ſteht, ſondern fortſchreitet, entdeckt, daſs die Natur mit der belebten Materie aus den Gränzen der todten Chemie tritt, alſo, weil ſonſt chemiſche Prozeſſe im Körper unvermeidlich wären, und weil der todte Körper durch wahrhaft chemiſche Auflöſung zerſtört wird, im lebenden Körper ein Princip ſeyn muſs, das ihn den Geſetzen der Chemie entreiſst, und wenn nun dieſes Princip **Lebenskraft** genannt wird, ſo behaupte ich dagegen, daſs Lebenskraft, (ſo geläufig auch dieſer Ausdruck ſeyn mag) in dieſem Sinn genommen, ein völlig widerſprechender Begriff iſt. Denn Kraft können wir uns nur als etwas Endliches denken. Endlich aber iſt ihrer **Natur** nach keine Kraft, als inſofern ſie durch eine entgegengeſetzte beſchränkt wird. Wo wir daher Kraft denken, (wie in der Materie) da müſſen wir uns auch eine ihr **entgegengeſetzte** Kraft denken. Zwiſchen entgegengeſetz-

ten Kräften aber können wir uns nur ein doppeltes Verhältniſs denken. Entweder ſie ſind im relativen Gleichgewicht (im abſoluten Gleichgewicht würden ſich beyde völlig aufheben); dann werden ſie als ruhend gedacht, wie in der Materie, die deshalb träg heiſst. Oder man denkt ſie in fortdauerndem, nie entſchiednem Streit, da eine wechſelſeitig ſiegt und unterliegt; dann aber muſs wieder ein Drittes da ſeyn, das dieſem Streit Fortdauer giebt, und in dieſem Streit wechſelſeitig ſiegender und unterliegender Kräfte das Werk der Natur erhält. Dieſes Dritte kann nun nicht ſelbſt wieder eine Kraft ſeyn, denn ſonſt kämen wir auf die vorige Alternative zurück. Es muſs alſo Etwas ſeyn, das höher iſt, als ſelbſt Kraft; Kraft aber iſt das Letzte, worauf (wie ich erweiſen werde) alle unſere phyſikaliſchen Erklärungen zurückkommen müſſen: alſo müſste jenes Dritte etwas ſeyn, was ganz auſserhalb der Gränzen der empiriſchen Naturforſchung liegt. Nun wird aber auſser und über der Natur in der gewöhnlichen Vorſtellung nichts höheres erkannt als der Geiſt. Allein wollten wir nun die Lebenskraft als geiſtiges Princip begreifen, ſo heben wir eben damit jenen Begriff völlig auf. Denn Kraft heiſst, was wir wenigſtens als Princip an die Spitze der Naturwiſſenſchaft ſtellen können, und was, obgleich nicht ſelbſt darſtellbar, doch ſeiner Wirkungsart nach, durch phyſikaliſche Geſetze beſtimmbar iſt. Allein wie ein Geiſt phyſiſch wirken könne, davon haben wir auch nicht den geringſten Begriff, alſo kann auch ein geiſtiges Princip nicht Lebenskraft heiſsen, ein Ausdruck, wodurch man immer noch we-

nigſtens die Hoffnung andeutet, jenes **Princip nach** phyſikaliſchen Geſetzen wirken zu laſſen. *)

Begeben wir uns aber, wie wir dann dazu genöthigt ſind, dieſes Begriffs (einer Lebenskraft), ſo ſind wir genöthigt, nun in ein ganz entgegengeſetztes Syſtem zu flüchten, in welchem auf einmal wieder Geiſt und Materie einander gegenüber ſtehen, unerachtet wir jetzt ſo wenig begreifen, wie Geiſt auf Materie, als wir bisher begreifen konnten, wie Materie auf Geiſt wirke.

Geiſt, als Princip des Lebens gedacht, heiſst Seele. Ich werde nicht wiederholen, was man gegen die Philoſophie der Dualiſten ſchon längſt eingewandt hat. Man hat ſie bis jetzt groſsentheils aus Principien beſtritten, die ſo wenig Gehalt hatten, als das beſtrittene Syſtem ſelbſt. Wir fragen nicht, wie eine Verbindung von Seele und Leib überhaupt möglich ſey? (eine Frage, zu der man nicht berechtigt iſt, weil ſie der Fragende ſelbſt ni ht verſteht) ſondern — was man verſtehen kann und beantworten muſs, wie nur überhaupt die Vorſtellung einer ſolchen Verbindung in uns gekommen ſeye. Daſs

*) Dies ſieht man ſehr deutlich aus den Aeuſserungen mancher Vertheidiger der Lebenskraft. Hr. Brandis z. B. (in ſeinem Verſuche über die Lebenskraft S. 81.) fragt: „Sollte die Elektricität (die bey phlogiſtiſchen Prozeſſen überhaupt mitzuwirken ſcheint) auch an dem phlogiſtiſchen Lebensprozeſſe (den der Verfaſſer annimmt) Antheil haben, oder Elektricität die Lebenskraft ſelbſt ſeyn? Ich halte es für mehr als wahrſcheinlich."

ich denke, vorſtelle, will, und daſs dieſes Denken u. ſ. w. ſo wenig ein Reſultat meines Körpers ſeyn kann, daſs vielmehr dieſer ſelbſt nur durch jenes Vermögen zu denken und wollen **mein** Körper wird, weiſs ich gar wohl. Ferner, es ſey indeſs verſtattet, zum Behuf der Spekulation, das Princip der Bewegung vom Bewegten, Seele vom Körper zu unterſcheiden, unerachtet wir, ſobald vom Handeln die Rede iſt, dieſe Unterſcheidung gänzlich vergeſſen. Nun iſt mit all' dieſen Vorausſetzungen doch ſo viel offenbar, daſs, wenn Leben und Seele, die Letztere als Etwas vom Körper verſchiedenes, in mir iſt, ich von beyden nur durch **unmittelbare** Erfahrung gewiſs werden kann. Daſs ich **bin** (denke, will, u. ſ. w.), iſt Etwas, das ich wiſſen muſs, wenn ich nur überhaupt etwas weiſs. Wie alſo eine Vorſtellung von meinem eignen Seyn und Leben in mich komme, verſtehe ich, weil ich, wenn ich nur überhaupt etwas verſtehe, dieſes verſtehen muſs. Auch weil ich mir meines eignen Seyns unmittelbar bewuſst bin, beruht der Schluſs auf eine Seele in mir, wenn auch die Konſequenz falſch ſeyn ſollte, wenigſtens auf **Einem** unzweifelbaren Vorderſatz, dem, daſs ich **bin, lebe, vorstelle, will.** Aber wie komme ich nun dazu, **Seyn, Leben,** u. ſ. w. auf Dinge **auſser** mir überzutragen. Denn ſo bald dies geſchieht, verkehrt ſich mein unmittelbares Wiſſen alſobald in ein **mittelbares.** Nun behaupte ich aber, daſs von Seyn und Leben nur ein **unmittelbares** Wiſſen möglich iſt, und daſs, was **ist** und **lebt**, nur in ſo fern iſt und lebt, als es vorerſt und vor allem Andern **für ſich ſelbſt** da iſt, ſeines Lebens durch ſein Leben ſich bewuſst wird. Ge-

ſetzt alſo, es komme in meiner Anſchauung vor ein organiſirtes Weſen, das ſich frey bewegt, ſo weiſs ich gar wohl, daſs dieſes Weſen exiſtirt, daſs es für mich da iſt, nicht aber auch, daſs es für ſich ſelbſt und an ſich da iſt. Denn das Leben kann ſo wenig auſser dem Leben, als das Bewuſstſeyn auſser dem Bewuſstſeyn vorgeſtellt werden. *) Alſo iſt auch eine empiriſche Ueberzeugung davon, daſs etwas auſser mir lebe, ſchlechterdings unmöglich. Denn, kann der Idealiſt ſagen, daſs du dir organiſirte, frey ſich bewegende Körper vorſtellſt, kann auch nur zu den nothwendigen Eigenheiten deines Vorſtellungsvermögens gehören; und die Philoſophie ſelbſt, die alles auſser mir belebt, läſst doch die Vorſtellung dieſes Lebens auſser mir nicht von auſſen in mich kommen. Wenn aber dieſe Vorſtellung nur in mir entſteht, wie kann ich überzeugt werden, daſs ihr etwas auſser mir entſpreche? Auch iſt offenbar, daſs ich von einem Leben und Selbſtſeyn auſser mir nur praktiſch überzeugt werde. Ich muſs praktiſch dazu genöthigt ſeyn, Weſen, die mir gleich ſeyen, auſser mir anzuerkennen. Wäre ich nicht genöthigt, mit Menſchen auſser mir in Geſellſchaft und in alle praktiſche Verhältniſſe, die damit verbunden ſind, zu treten; wüſste ich nicht, daſs Weſen, die der Erſcheinung der äuſsern Geſtalt nach mir ähnlich ſind, nicht mehr Gründe haben, Freyheit und Geiſtigkeit in mir anzuerkennen, als ich habe, dieſelbe in ihnen anzuerkennen; wüſste ich endlich nicht, daſs meine moraliſche Exiſtenz erſt

*) Jacobi's David Hume. S. 140.

durch die Existenz anderer moralischer Wesen ausser mir Zweck und Bestimmung erhält, so könnte ich, der blossen Spekulation überlassen, allerdings zweifeln, ob hinter jedem Antlitz Menschheit, und in jeder Brust Freyheit wohne? — Dies alles wird durch unsere gewöhnlichsten Urtheile bestätigt. Nur von Wesen ausser mir, die sich mit mir im Leben auf gleichen Fuss setzen, zwischen welchen und mir Empfangen und Geben, Leiden und Thun völlig wechselseitig ist, erkenne ich an, dass sie geistiger Art sind. Dagegen, wenn etwa die neugierige Frage aufgeworfen wird, ob auch den Thieren eine Seele zukomme, ein Mensch von gemeinem Verstande alsobald stutzig wird, weil er mit der Bejahung derselben etwas einzuräumen glaubte, was er nicht unmittelbar wissen kann.

Gehen wir endlich zurück auf den ersten Ursprung des dualistischen Glaubens, dass eine vom Körper verschiedene Seele wenigstens in mir wohne, was ist denn wohl jenes in mir, was selbst wieder urtheilt, dass ich aus Körper und Seele bestehe, und was ist dieses Ich, das aus Körper und Seele bestehen soll? Hier ist offenbar etwas noch höheres, das, frey und vom Körper unabhängig, dem Körper eine Seele giebt, Körper und Seele zusammendenkt und selbst in diese Vereinigung nicht eingeht — wie es scheint, ein höheres Princip, in welchem selbst Körper und Seele wieder identisch sind.

Endlich, wenn wir auf diesem Dualismus bestehen, so haben wir nun ganz in der Nähe den Gegensatz, von dem wir ausgiengen: Geist und Materie. Denn immer noch drückt uns dieselbe Unbe-

greiflichkeit, wie zwischen Materie und Geist Zusammenhang möglich seye. Man kann sich das Abschneidende dieses Gegensatzes durch Täuschungen aller Art verbergen, kann zwischen Geist und Materie so viel Zwischenmaterien schieben, die immer feiner und feiner werden, aber irgend einmal muss doch ein Punkt kommen, wo Geist und Materie Eins, oder wo der grosse Sprung, den wir so lange vermeiden wollten, unvermeidlich wird, und darinn sind alle Theorien sich gleich. Ob ich die Nerven von animalischen Geistern, elektrischen Materien oder Gasarten durchströmen oder davon erfüllt seyn, und durch sie Eindrücke zum Sensorium von aussen fortpflanzen lasse, oder ob ich die Seele bis in die äussersten (noch dazu problematischen) Feuchtigkeiten des Hirns (ein Versuch, der wenigstens das Verdienst hat, das Aeusserste gethan zu haben) verfolge, ist, in Rücksicht auf die Sache, völlig gleichgültig. Es ist klar, dass unsre Kritik ihren Kreislauf vollendet hat, nicht aber, dass wir über jenen Gegensatz, von dem wir ausgiengen, um das geringste klüger geworden sind, als wir es anfangs waren. Wir lassen den Menschen zurück, als das sichtbare, herumwandernde Problem aller Philosophie, und unsere Kritik endet hier an denselben Extremen, mit welchen sie angefangen hat.

Fassen wir endlich die Natur in Ein Ganzes zusammen, so stehen einander gegenüber Mechanismus — d. h. eine abwärts laufende Reihe von Ursachen und Wirkungen, und Zweckmässigkeit, d. h. Unabhängigkeit vom Mechanismus, Gleichzeitigkeit von Ursachen und Wirkungen. Indem wir auch diese beyden Extreme noch vereinigen, entsteht

in uns die Idee von einer Zweckmäſsigkeit des Ganzen, die Natur wird eine Kreislinie, die in ſich ſelbſt zurückläuft, ein in ſich ſelbſt beſchloſsnes Syſtem iſt. Die Reihe von Urſachen und Wirkungen hört völlig auf, und es entſteht eine wechſelſeitige Verknüpfung von Mittel und Zweck; das Einzelne konnte weder ohne das Ganze, noch das Ganze ohne das Einzelne wirklich werden.

Dieſe abſolute Zweckmäſsigkeit des Ganzen der Natur nun iſt eine Idee, die wir nicht willkührlich, ſondern nothwendig denken. Wir fühlen uns gedrungen, alles Einzelne auf eine ſolche Zweckmäſsigkeit des Ganzen zu beziehen; wo wir etwas in der Natur finden, das zwecklos oder gar zweckwidrig zu ſeyn ſcheint, glauben wir den ganzen Zuſammenhang der Dinge zerriſſen, oder ruhen nicht eher, bis auch die ſcheinbare Zweckwidrigkeit in anderer Rückſicht zur Zweckmäſsigkeit wird. Es iſt alſo eine nothwendige Maxime der reflektirenden Vernunft, in der Natur überall Verbindung nach Zweck und Mittel vorauszuſetzen. Und ob wir gleich dieſe Maxime nicht in ein konſtitutives Geſetz verwandeln, befolgen wir ſie doch ſo ſtandhaft und ſo unbefangen, daſs wir offenbar vorausſetzen, die Natur werde unſerm Beſtreben, abſolute Zweckmäſsigkeit in ihr zu entdecken, freywillig gleichſam entgegenkommen. Eben ſo gehen wir mit vollem Zutrauen auf die Uebereinſtimmung der Natur mit den Maximen unſerer reflektirenden Vernunft von ſpeciellen, untergeordneten Geſetzen zu allgemeinen höhern Geſetzen fort, und von Erſcheinungen ſogar, die noch in der Reihe unſerer Kenntniſſe iſolirt da ſtehen, hören wir doch nicht auf, a priori vorauszuſetzen,

dafs auch sie noch durch irgend ein gemeinschaftliches Princip unter sich zusammenhangen. Und nur da glauben wir an eine Natur ausser uns, wo wir Mannichfaltigkeit der Wirkungen und Einheit der Mittel erblicken.

Was ist denn nun jenes geheime Band, das unsern Geist mit der Natur verknüpft, oder jenes verborgene Organ, durch welches die Natur zu unserm Geiste, oder unser Geist zur Natur spricht? Wir schenken euch zum voraus alle eure Erklärungen, wie eine solche zweckmäſsige Natur ausser uns wirklich geworden. Denn diese Zweckmäſsigkeit daraus erklären, dafs ein göttlicher Verstand ihr Urheber sey, heiſst nicht philosophiren, sondern fromme Betrachtungen anstellen. Ihr habt uns damit so gut wie nichts erklärt, denn wir verlangen zu wissen, nicht, wie eine solche Natur ausser uns entstanden, sondern wie auch nur die Idee einer solchen Natur in uns gekommen seye; nicht etwa nur, wie wir sie willkührlich erzeugt haben, sondern wie, und warum sie ursprünglich und nothwendig allem, was unser Geschlecht über Natur von jeher gedacht hat, zu Grunde liegt? Denn die Existenz einer solchen Natur ausser mir, erklärt noch lange nicht die Existenz einer solchen Natur in mir: denn wenn ihr annehmt, dafs zwischen beyden eine vorherbestimmte Harmonie statt finde, so ist ja eben das der Gegenstand unserer Frage. Oder wenn ihr behauptet, dafs wir eine solche Idee auf die Natur nur übertragen, so ist nie eine Ahndung von dem, was uns Natur ist und seyn soll, in eure Seele gekommen. Denn wir wollen, nicht dafs die Natur mit den Gesetzen unsers Geistes zufällig (etwa

durch Vermittelung eines Dritten) zusammentreffe, sondern dass sie selbst nothwendig und ursprünglich die Gesetze unsers Geistes — nicht nur ausdrücke, sondern selbst realisire, und dass sie nur in so fern Natur seye und Natur heisse, als sie dies thut.

Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur seyn. Hier also, in der absoluten Identität des Geistes in uns und der Natur ausser uns, muss sich das Problem, wie eine Natur ausser uns möglich seye, auflösen. Das letzte Ziel unserer weitern Nachforschung ist daher diese Idee der Natur; gelingt es uns, diese zu erreichen, so können wir auch gewiss seyn, jenem Probleme Genüge gethan zu haben.

* * *

Dies sind die Hauptprobleme, welche aufzulösen der Zweck dieser Schrift seyn soll.

Aber diese Schrift beginnt nicht von oben, (mit Aufstellung der Principien) sondern von unten (mit Erfahrungen und Prüfung der bisherigen Systeme).

Erst wann ich beym Ziel, das ich mir vorgesetzt habe, angekommen bin, wird man mir verstatten, die durchlaufne Bahn rückwärts zu wiederholen.

Zusaz
zur Einleitung.

Darstellung der allgemeinen Idee der Philosophie überhaupt und der Naturphilosophie insbesondre als nothwendigen und integranten Theils der ersteren.

Gegen den empirischen Realismus, welcher vor Kant zum allgemeinen Denksystem geworden und selbst in der Philosophie herrschend war, konnte, der Nothwendigkeit zufolge, dass jedes Einseitige unmittelbar ein andres ihm entgegengesetztes Einseitiges hervorruft, zunächst nur ein eben so empirischer Idealismus aufstehen und geltend gemacht werden. So ausgebildet in seiner ganzen empirischen Qualität als er

ſich bey den Kantiſchen Nachfolgern zeigte, lag er allerdings nicht in Kant ſelbſt, aber er war dem Keim nach in ſeinen Schriften enthalten: denjenigen, die den Empirismus nicht zuvor abgelegt hatten, ehe ſie zu ihm kamen, wurde er auch durch ihn nicht genommen, er blieb, nur in eine andre, idealiſtiſch klingende, Sprache überſetzt, ganz derſelbe und kehrte in einer veränderten Geſtalt deſto hartnäckiger zurück, je gewiſſer die, welche ihn in dieſer Form aus Kant genommen hatten, überzeugt waren, ſich in jeder Rückſicht davon befreit und über ihn erhoben zu haben. Daſs die Beſtimmungen der Dinge durch und für den Verſtand keineswegs die Dinge an ſich treffen, dies war von ihnen angenommen: indeſs hatten dieſe Dinge an ſich doch zu dem Vorſtellenden daſſelbe Verhältniſs, welches man zuvor den empiriſchen Dingen zugeſchrieben hatte, das Verhältniſs des Affizirens, der Urſache und Einwirkung. Theils gegen den empiriſchen Realismus an ſich ſelbſt, theils gegen jene widerſinnige Verbindung des roheſten Empirismus mit einer Art des Idealismus, die ſich aus der Kantiſchen Schule entwickelt hatte, iſt die voranſtehende Einleitung gerichtet.

Beide werden gewiſſermaſsen mit ihren eignen Waffen geſchlagen: gegen den erſten werden diejenigen Begriffe und Vorſtellungsarten, die er ſelbſt, als aus der Erfahrung genommen, braucht, in ſo fern geltend gemacht, als gezeigt wird, daſs ſie ausgeartete und misbrauchte Ideen ſind: gegen die letzte bedurfte es nur der Herauskehrung des erſten Widerſpruchs, der ihr zu Grunde liegt, und der in den einzelnen Fällen nur auffallender und greller wiederkehrt.

In dem gegenwärtigen Zusatz ist es darum zu thun, mehr auf positive Weise die Idee der Philosophie an sich, und die der Naturphilosophie insbesondere, als der Einen nothwendigen Seite des Ganzen dieser Wissenschaft, darzulegen.

Der erste Schritt zur Philosophie und die Bedingung, ohne welche man auch nicht einmal in sie hineinkommen kann, ist die Einsicht: dass das absolut-Ideale auch das absolut-Reale sey, und dass ausser jenem überhaupt nur sinnliche und bedingte, aber keine absolute und unbedingte Realität sey. Man kann denjenigen, welchem das absolut-Ideale noch nicht als absolut-Reales aufgegangen ist, auf verschiedne Weise bis zu diesem Punkt der Einsicht hintreiben, aber man kann sie selbst nur indirekt, nicht direkt beweisen, da sie vielmehr Grund und Princip aller Demonstration ist.

Wir zeigen eine der möglichen Arten an, jemand zu dieser Einsicht zu erheben. Die Philosophie ist eine absolute Wissenschaft, denn was sich als allgemeine Uebereinstimmung aus den widerstreitenden Begriffen herausnehmen lässt, ist, dass sie, weit entfernt die Prinzipien ihres Wissens von einer andern Wissenschaft zu entlehnen, vielmehr, unter andern Gegenständen wenigstens, auch das Wissen zum Objekt hat, also nicht selbst wieder ein untergeordnetes Wissen seyn kann. Es folgt unmittelbar aus dieser formellen Bestimmung der Philosophie als einer Wissenschaft, die, wenn sie ist, nicht bedingter Art seyn kann, dass sie ferner von ihren Gegenständen, welche sie seyn mögen, nicht auf bedingte,

ſondern nur auf unbedingte und abſolute Weiſe wiſſen, alſo auch nur das Abſolute dieſer Gegenſtände ſelbſt wiſſen könne. Gegen jede mögliche Beſtimmung der Philoſophie, nach welcher ſie irgend eine Zufälligkeit, Beſonderheit oder Bedingtheit zum Objekt hätte, lieſse ſich zeigen, daſs dieſe Zufälligkeit oder Beſonderheit ſchon von einer der andern, angeblich oder wirklich vorhandnen, Wiſſenſchaften in Beſchlag genommen ſey. Wenn denn alſo die Philoſophie, um auf abſolute Art zu wiſſen, auch nur vom Abſoluten wiſſen kann, und ihr dieſes Abſolute nicht anders als durch das Wiſſen ſelbſt offen ſteht, ſo iſt klar, daſs ſchon die erſte Idee der Philoſophie auf der ſtillſchweigend gemachten Vorausſetzung einer möglichen Indifferenz des abſoluten Wiſſens mit dem Abſoluten ſelbſt demnach darauf beruhe, daſs das abſolut-Ideale das abſolut-Reale ſey.

Es iſt mit dieſer Schluſsfolge noch keineswegs etwas für die Realität dieſer Idee bewieſen, die auch, wie geſagt, als der Grund aller Evidenz nur ſich ſelbſt beweiſen kann; unſer Schluſs iſt bloſs hypothetiſch: wenn Philoſophie iſt, ſo iſt jenes ihre nothwendige Vorausſetzung. Der Gegner kann nun entweder die Hypotheſis, oder die Richtigkeit der Folge läugnen. Das erſte wird er entweder auf wiſſenſchaftliche Art thun, alſo ſchwerlich anders als dadurch leiſten können, daſs er ſich ſelbſt auf eine Wiſſenſchaft des Wiſſens, das heiſst, auf Philoſophie einläſst: wir müſſen ihn bey dieſem Verſuch erwarten, um ihm zu begegnen, können aber zum voraus überzeugt ſeyn, daſs, was er auch in der erwähnten Abſicht vorbringen möge, ſicher ſelbſt Grundsätze ſeyn werden, die wir ihm mit zureichenden Gründen be-

ſtreiten können, ſo daſs allerdings wir ihn nicht zu überzeugen vermögen, da er die erſte Einſicht nur ſich ſelbſt zu geben vermag, er aber auch nicht das geringſte vorbringen kann, wodurch er nicht uns auffallende Blöſsen gäbe: oder er wird ganz ohne wiſſenſchaftliche Gründe nur überhaupt verſichern, daſs er Philoſophie als Wiſſenſchaft nicht zugebe, und nicht zuzugeben geſonnen ſey: hierauf hat man ſich gar nicht einzulaſſen, da er ohne Philoſophie auch gar nicht wiſſen kann, daſs es keine Philoſophie gebe, und nur ſein Wiſſen uns intereſſirt. Dieſe Sache muſs er alſo Andre unter ſich ausmachen laſſen; er ſelbſt begiebt ſich der Stimme darüber.

Der andre Fall iſt, daſs er die Richtigkeit der Folge läugnet. Dieſs wird nach den obigen Beweiſen nur dadurch geſchehn können, daſs er einen andern Begriff der Philoſophie aufſtellt, kraft deſſen in ihr ein bedingtes Wiſſen möglich wäre: man wird ihn nicht hindern können, irgend etwas der Art, wäre es ſogar die empiriſche Pſychologie, Philoſophie zu nennen, aber die Stelle der abſoluten Wiſſenſchaft und die Nachfrage nach ihr, wird nur deſto gewiſſer bleiben, da es ſich verſteht, daſs der Misbrauch des eine Sache bezeichnenden Wortes, indem man ihm die Bedeutung geringerer Dinge giebt, die Sache ſelbſt nicht aufheben kann. Auch kann, wer die Philoſophie beſizt, zum voraus vollkommen überzeugt ſeyn, daſs, welcher Begriff von Philoſophie, auſſer dem der abſoluten Wiſſenſchaft, vorgebracht werden möge, er immer und unfehlbar würde beweiſen können, daſs jener Begriff, weit entfernt der der Philoſophie zu ſeyn, nicht einmal überhaupt der einer Wiſſenſchaft iſt.

Mit Einem Wort: jene Einsicht, daſs das absolut-Ideale das absolut-Reale sey, iſt die Bedingung aller höhern Wiſſenſchaftlichkeit, nicht nur in der Philoſophie, ſondern auch in der Geometrie und geſammten Mathematik. Dieſelbe Indifferenz des Realen und Idealen, welche die mathematiſchen Wiſſenſchaften im untergeordneten Sinn aufnehmen, macht die Philoſophie nur in der höchſten und allgemeinſten Bedeutung, nachdem von ihr alle ſinnliche Beziehung entfernt iſt, alſo an ſich geltend. Auf ihr beruht jene Evidenz, die den höhern Wiſſenſchaften eigenthümlich iſt; nur auf dieſem Boden, wo zur abſoluten Realität nichts als die abſolute Idealität erfordert wird, kann der Geometer ſeiner Konſtruktion, die doch wohl ein Ideales iſt, abſolute Realität zuſchreiben, und behaupten, daſs, was von jener als Form gilt, ewig und nothwendig auch von dem Gegenſtand gelte.

Wollte hingegen jemand dem Philoſophen in Erinnerung bringen, daſs jenes abſolut-Ideale es doch wieder nur für ihn und nur ſein Denken ſey, wie denn der empiriſche Idealismus vornämlich gegen Spinoza in der Regel nichts vorbringen kann, als einzig, daſs er darin gefehlt habe, nicht wieder auf ſein eignes Denken zu reflektiren, wo er denn ohne Zweifel würde inne geworden ſeyn, daſs ſein Syſtem doch wieder nur ein Produkt ſeines Denkens ſey, ſo bitten wir einen ſolchen nur ſeinerſeits die ganz einfache Ueberlegung anzuſtellen, daſs ja auch dieſe Reflexion, wodurch er jenes Denken zu ſeinem Denken und demnach einem Subjektiven macht, wieder nur ſeine Reflexion alſo etwas bloſs Subjektives ſey, ſo daſs hier eine Subjektivität durch die an-

dre verbeſſert und aufgehoben wird. Da er jenes nicht wird in Abrede ziehn können, ſo wird er zugeſtehn, daſs demnach jenes abſolut-Ideale an ſich weder etwas Subjektives noch etwas Objektives, und weder ſein noch irgend eines Menſchen Denken, ſondern eben abſolutes Denken ſey.

Wir ſetzen bey der ganzen folgenden Darſtellung dieſe Erkenntniſs der Indifferenz des abſolut-Idealen mit dem abſolut-Realen, welche ſelbſt eine abſolute iſt, voraus, und müſſen jeden verſichern, daſs, wenn er auſser jenem noch ein anders Abſolutes denkt oder verlangt, wir ihm nicht nur zu keinem Wiſſen um daſſelbe verhelfen, ſondern auch in unſerm eignen Wiſſen von dem Abſoluten unmöglich verſtändlich werden können.

Wir haben von jener Idee des abſolut-Idealen auszugehn, wir beſtimmen es als abſolutes Wiſſen, abſoluten Erkenntniſsakt.

Ein abſolutes Wiſſen iſt nur ein ſolches, worin das Subjektive und Objektive, nicht als Entgegengeſetzte vereinigt, ſondern worin das ganze Subjektive das ganze Objektive und umgekehrt iſt. Man hat die abſolute Identität des Subjektiven und Objektiven als Princip der Philoſophie theils bloſs negativ (als bloſse Nichtverſchiedenheit), theils als bloſse Verbindung zweyer an ſich Entgegengeſetzten in einem andern, welches hier das Abſolute ſeyn ſollte, verſtanden und verſteht ſie zum Theil noch ſo. Die Meinung war vielmehr, daſs Subjektives und Objektives auch jedes für ſich betrachtet nicht bloſs in einer ihnen entweder zufälligen oder wenigſtens fremden Vereinigung Eines ſey. Es ſollte überhaupt bey

dieſer Bezeichnung der höchſten Idee Subjektives und Objektives nicht vorausgeſetzt, ſondern vielmehr angedeutet werden, daſs beide als Entgegengeſetzte oder Verbundene eben nur aus jener Identität begriffen werden ſollen.

Das Abſolute iſt, wie vielleicht jeder, der nur einiges Nachdenken hat, von ſelbſt zugiebt, nothwendig reine Identität, es iſt nur Abſolutheit und nichts anderes, und Abſolutheit iſt durch ſich nur ſich ſelbſt gleich: aber es gehört eben auch zur Idee derſelben, daſs dieſe reine von Subjektivität und Objektivität unabhängige Identität, als dieſe, und ohne daſs ſie in dem einen oder in dem andern aufhöre es zu ſeyn, ſich ſelbſt Stoff und Form, Subjekt und Objekt ſeye. Dieſs folgt daraus, daſs nur das Abſolute das abſolut-Ideale iſt, und umgekehrt.

Jene gleich reine Abſolutheit, jene gleiche Identität im Subjektiven und Objektiven, war, was wir in dieſer Bezeichnung als die Identität, das gleiche Weſen des Subjektiven und Objektiven, beſtimmt haben. Subjektives und Objektives ſind nach dieſer Erklärung nicht Eins, wie es Entgegengeſetzte ſind, denn hiemit würden wir ſie ſelbſt als ſolche zugeben: es iſt vielmehr nur eine Subjektivität und Objektivität, in wie fern jene reine Abſolutheit, die in ſich ſelbſt von beiden unabhängig ſeyn muſs, und weder das Eine noch das Andre ſeyn kann, ſich für ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt in beide als die gleiche Abſolutheit einführt.

Wir haben die Nothwendigkeit jenes Subjekt-Objektivirens der ungetheilten Abſolutheit noch genauer darzuthun.

Das Abſolute iſt ein ewiger Erkenntniſsakt, welcher ſich ſelbſt Stoff und Form iſt, ein Produciren, in welchem es auf ewige Weiſe ſich ſelbſt in ſeiner Ganzheit als Idee, als lautre Identität zum Realen, zur Form wird, und hinwiederum auf gleich ewige Weiſe ſich ſelbſt als Form, in ſo fern als Objekt, in das Weſen oder das Subjekt auflöſet. Man denke das Abſolute vorerſt, nur um ſich dieſes Verhältniſs deutlich zu machen (denn an ſich iſt hier kein Uebergang), rein als Stoff, reine Identität, lautere Abſolutheit; da nun ſein Weſen ein Produciren iſt, und es die Form nur aus ſich ſelbſt nehmen kann, es ſelbſt aber reine Identität iſt, ſo muſs auch die Form dieſe Identität, und alſo Weſen und Form in ihm Eines und daſſelbe nämlich die gleiche reine Abſolutheit ſeyn.

In jenem Moment, wenn wir es ſo nennen dürfen, wo es bloſs Stoff, Weſen iſt, wäre das Abſolute reine Subjektivität, in ſich verſchloſſen und verhüllt: indem es ſein eignes Weſen zur Form macht, wird jene ganze Subjektivität in ihrer Abſolutheit Objektivität, ſo wie in der Wiederaufnahme und Verwandlung der Form in das Weſen die ganze Objektivität, in ihrer Abſolutheit, Subjektivität.

Es iſt hier kein Vor und kein Nach, kein Herausgehn des Abſoluten aus ſich ſelbſt oder Uebergehn zum Handeln, es ſelbſt iſt dieſes ewige Handeln, da es zu ſeiner Idee gehört, daſs es unmittelbar durch ſeinen *Begriff* auch *ſeye*, ſein Weſen ihm auch Form und die Form das Weſen ſey.

In dem abſoluten Erkenntniſsakt haben wir vor-

läufig zwei Handlungen unterschieden, die, in welcher es seine Subjektivität und Unendlichkeit ganz in die Objektivität und die Endlichkeit bis zur wesentlichen Einheit der leztern mit der erstern gebiert, und die, in welcher es sich selbst in seiner Objektivität oder Form wieder auflöst in das Wesen. Da es nicht Subjekt, nicht Objekt, sondern nur das identische Wesen beider ist, kann es als absoluter Erkenntnisakt nicht hier rein Subjekt, dort rein Objekt seyn, es ist immer, und es ist als Subjekt (wo es die Form auflöst in das Wesen) und als Objekt (wo es das Wesen in die Form bildet) nur die reine Absolutheit, die ganze Identität. Alle Differenz, welche hier statt finden kann, ist nicht in der Absolutheit selbst, welche dieselbe bleibt, sondern nur darin, dass sie in dem einen Akt als Wesen ungetheilt in Form, in dem andern als Form ungetheilt in Wesen verwandelt wird, und sich so ewig mit sich selbst in-Eins-bildet.

Im Absoluten selbst sind diese beiden Einheiten nicht unterschieden. Man könnte versucht werden, nun das Absolute selbst wieder als die Einheit dieser beiden Einheiten zu bestimmen, aber genau zu reden, ist es das nicht, da es, als die Einheit jener beiden, nur in so fern erkennbar und bestimmbar ist, als diese unterschieden werden, welches eben in ihm nicht der Fall ist. Es ist also nur das Absolute ohne weitre Bestimmung, es ist in dieser Absolutheit und dem ewigen Handeln schlechthin Eines und dennoch in dieser Einheit unmittelbar wieder eine Allheit, der drei Einheiten nämlich, derjenigen, in welcher das Wesen absolut in die Form, derjenigen, in welcher die Form absolut in das Wesen gestaltet

wird, und derjenigen, worin diese beiden Absolutheiten wieder Eine Absolutheit sind.

Das Absolute producirt aus sich nichts als sich selbst, also wieder Absolutes; jede der drei Einheiten ist der ganze absolute Erkenntnissakt, und wird sich selbst als Wesen oder Identität, eben so wieder wie das Absolute selbst, zur Form. Es ist in jeder der drei Einheiten von ihrer formalen Seite aufgefasst eine Besonderheit, z. B., dass in ihr das Unendliche ins Endliche gebildet ist, oder umgekehrt, aber diese Besonderheit hebt die Absolutheit nicht auf, noch wird sie von ihr selbst aufgehoben, obgleich sie in der Absolutheit, wo die Form dem Wesen ganz gleich gebildet und selbst Wesen ist, nicht unterschieden wird.

Was wir hier als Einheiten bezeichnet haben, ist dasselbe, was andre unter den I d e e n oder M o n a d e n verstanden haben, obgleich die wahre Bedeutung dieser Begriffe selbst längst verlohren gegangen ist. Jede Idee ist ein Besonders, das als solches absolut ist, die Absolutheit ist immer Eine, eben so wie die Subjekt - Objektivität dieser Absolutheit in ihrer Identität selbst; nur die A r t, wie die Absolutheit in der Idee Subjekt - Objekt ist, macht den Unterschied.

In den Ideen, welche nichts anders als Synthesen der absoluten Identität des Allgemeinen und Besondern (des Wesens und Form), sofern sie selbst wieder Allgemeines ist, mit der besondern Form sind, kann eben deswegen, weil diese besondre Form der absoluten oder dem Wesen wieder gleich gesetzt ist, kein einzelnes Ding seyn. Nur inwiefern eine der

Einheiten, die im Absoluten selbst wieder als Eine sind, sich selbst, ihr Wesen, ihre Identität als blosse Form demnach als relative Differenz auffasst, symbolisirt sie sich durch einzelne wirkliche Dinge. Das einzelne Ding ist von jenem ewigen Akt der Verwandlung des Wesens in die Form nur ein Moment, deswegen wird die Form als Besondre, z. B. als Einbildung des Unendlichen ins Endliche, unterschieden, das aber, was durch diese Form objektiv wird, ist doch nur die absolute Einheit selbst. Da aber von der absoluten Einbildung (z. B. des Wesens in die Form) alle Momente und Grade in der absoluten zumal liegen, und in alles, was uns als Besonderes erscheint, in der Idee das Allgemeine oder Wesen absolut aufgenommen ist, so ist an sich weder irgend etwas endlich noch wahrhaft entstanden, sondern in der Einheit, worin es begriffen, auf absolute und ewige Art ausgedrückt.

Die Dinge an sich sind also die Ideen in dem ewigen Erkenntnisakt, und da die Ideen in dem Absoluten selbst wieder Eine Idee sind, so sind auch alle Dinge wahrhaft und innerlich Ein Wesen, nämlich das der reinen Absolutheit in der Form der Subjekt-Objektivirung, und selbst in der Erscheinung, wo die absolute Einheit nur durch die besondre Form z. B. durch einzelne wirkliche Dinge objektiv wird, ist alle Verschiedenheit zwischen diesen doch keine wesentliche oder qualitative, sondern bloss unwesentliche und quantitative, die auf dem Grad der Einbildung des Unendlichen in das Endliche beruht.

In Ansehung des letztern ist folgendes Gesetz zu bemerken: dass in dem Verhältniss, in welchem ei-

nem Endlichen das Unendliche eingebildet ist, es selbst auch wieder als Endliches im Unendlichen ist, und dass diese beiden Einheiten in Ansehung jedes Wesens wieder Eine Einheit sind.

Das Absolute expandirt sich in dem ewigen Erkenntnissakt in das Besondre, nur um, in der absoluten Einbildung seiner Unendlichkeit in das Endliche selbst, dieses in sich zurückzunehmen, und beides ist in ihm Ein Akt. Wo also von diesem Akt der Eine Moment, z. B. der Expansion der Einheit in die Vielheit als solcher objektiv wird, da muss auch der andre Moment der Wiederaufnahme des Endlichen in's Unendliche, so wie der, welcher dem Akt, wie er an sich ist, entspricht, — wo nämlich das Eine (Expansion des Unendlichen in's Endliche) unmittelbar auch das andre (Wiedereinbildung des Endlichen ins Unendliche) ist — zugleich objektiv, und jeder insbesondre unterscheidbar werden.

Wir sehen, dass auf diese Weise, so wie sich jenes ewige Erkennen in der Unterscheidbarkeit zu erkennen giebt, und aus der Nacht seines Wesens in den Tag gebiert, unmittelbar die drei Einheiten aus ihm als besondre hervortreten.

Die erste, welche als Einbildung des Unendlichen in das Endliche in der Absolutheit sich unmittelbar wieder in die andre, so wie diese sich in sie verwandelt, ist, als diese unterschieden, die Natur, wie die andre die ideale Welt, und die dritte wird als solche da unterschieden, wo in jenen beiden die besondre Einheit einer jeden, indem sie für sich absolut wird, sich zugleich in die andre auflöst und verwandelt.

Aber eben deswegen, weil Natur und ideelle Welt, jede in ſich einen Punkt der Abſolutheit hat, wo die beiden Entgegengeſetzten zuſammenflieſsen, muſs auch jede in ſich wieder, wenn nämlich jede als die *beſondre* Einheit unterſchieden werden ſoll, die drei Einheiten unterſcheidbar enthalten, die wir in dieſer Unterſcheidbarkeit und Unterordnung unter Eine Einheit *Potenzen* nennen, ſo daſs dieſer allgemeine Typus der Erſcheinung ſich nothwendig auch im Beſonderen und als derſelbe und gleiche in der realen und idealen Welt wiederholt.

Wir haben durch das Bisherige den Leſer ſo weit geführt, daſs er überhaupt erſtens eine Anſchauung der Welt, worin die Philoſophie allein iſt, der abſoluten nämlich, alsdann auch der wiſſenſchaftlichen Form, worin dieſe ſich nothwendig darſtellt, verlangen konnte. Wir bedurften der allgemeinen Idee der Philoſophie ſelbſt, um die Naturphiloſophie, als die eine nothwendige und integrante Seite des Ganzen dieſer Wiſſenſchaft, darzuſtellen. Die Philoſophie iſt Wiſſenſchaft des Abſoluten, aber wie das Abſolute in ſeinem ewigen Handeln nothwendig zwei Seiten, eine reale und eine ideale, als Eins begreift, ſo hat die Philoſophie, von Seiten der Form angeſehen, nothwendig ſich nach zwei Seiten zu theilen, obgleich ihr Weſen eben darin beſteht, beide Seiten als Eins in dem abſoluten Erkenntniſsakt zu ſehen.

Die reale Seite jenes ewigen Handelns wird offenbar in der Natur; die Natur an ſich oder die ewige Natur iſt eben der in das Objektive gebohrne Geiſt, das in die Form eingeführte Weſen Gottes, nur daſs *in ihm* dieſe Einführung unmittelbar die andre Ein-

heit begreift. Die erscheinende Natur dagegen ist die als solche oder in der Besonderheit erscheinende Einbildung des Wesens in die Form, also die ewige Natur, so fern sie sich selbst zum Leib nimmt, und so sich selbst durch sich selbst als besondre Form darstellt. Die Natur, so fern sie als Natur, das heisst, als diese, besondre, Einheit erscheint, ist demnach als solche schon ausser dem Absoluten, nicht die Natur als der absolute Erkenntnisakt selbst (Natura naturans), sondern die Natur als der blosse Leib oder Symbol desselben (Naturá naturata). Im Absoluten ist sie mit der entgegengesetzten Einheit, welche die der ideellen Welt ist, als Eine Einheit, aber eben deswegen ist in jenem weder die Natur als Natur, noch die ideelle Welt als ideelle Welt, sondern beide sind als Eine Welt.

Bestimmen wir also die Philosophie im Ganzen nach dem, worin sie alles anschaut und darstellt, dem absoluten Erkenntnisakt, von welchem auch die Natur nur wieder die Eine Seite ist, der Idee aller Ideen, so ist sie Idealismus. Idealismus ist und bleibt daher alle Philosophie, und nur unter sich begreift dieser wieder Realismus und Idealismus, nur dass jener erste absolute Idealismus nicht mit diesem andern, welcher bloss relativer Art ist, verwechselt werde.

In der ewigen Natur wird das Absolute für sich selbst in seiner Absolutheit (welche lautere Identität) ein Besonderes, ein Seyn, aber auch hierin ist es absolut-Ideales, absoluter Erkenntnisakt; in der erscheinenden Natur wird nur die besondre Form als besondre erkannt, das Absolute verhüllt sich hier in ein andres als es selbst in seiner Absolutheit ist, in

ein Endliches, ein Seyn, welches sein Symbol ist und als solches, wie alles Symbol, ein von dem was es bedeutet unabhängiges Leben annimmt. In der ideellen Welt legt es die Hülle gleichsam ab, es erscheint auch als das, was es ist, als Ideales, als Erkenntnisakt, aber so, dass es dagegen die andre Seite zurück lässt, und nur die Eine, die der Wiederauflösung der Endlichkeit in die Unendlichkeit, des Besondern in das Wesen, erhält.

Diess, dass das Absolute in dem erscheinenden Idealen unverwandelt in ein anderes erscheint, hat die Veranlassung gegeben, diesem relativ-Idealen eine Priorität über das Reale zu geben, und als die absolute Philosophie selbst einen bloss relativen Idealismus aufzustellen, dergleichen unverkennbarer Weise das System der Wissenschaftslehre ist.

Das Ganze, aus welchem Naturphilosophie hervorgeht, ist a b s o l u t e r Idealismus. Die Naturphilosophie geht dem Idealismus nicht voran, noch ist sie ihm auf irgend eine Weise entgegengesetzt, sofern er absoluter, wohl aber so fern er relativer Idealismus ist, demnach selbst nur die Eine Seite des absoluten Erkenntnisaktes begreift, die ohne die andre undenkbar ist.

Wir haben, um unserm Zweck ganz Genüge zu thun, noch insbesondre etwas von den innern Verhältnissen und der Konstruktion der Naturphilosophie im Ganzen zu erwähnen. Es ist bereits erinnert worden, dass die besondre Einheit eben deswegen, weil sie diess ist, auch in sich für sich wieder alle Einheiten begreife. So die Natur. Diese Einheiten, deren

jede

jede einen bestimmten Grad der Einbildung des Unendlichen ins Endliche bezeichnet, werden in drei Potenzen der Naturphilosophie dargestellt. Die erste Einheit, welche in der Einbildung des Unendlichen ins Endliche selbst wieder diese Einbildung ist, stellt sich im Ganzen durch den allgemeinen Weltbau, im Einzelnen durch die Körperreihe dar. Die andre Einheit der Zurückbildung des Besondern in das Allgemeine oder Wesen, drückt sich, aber immer in der Unterordnung unter die reale Einheit, welche die herrschende der Natur ist, in dem allgemeinen Mechanismus aus, wo das Allgemeine oder Wesen als Licht, das Besondre sich als Körper, nach allen dynamischen Bestimmungen, herauswirst. Endlich die absolute In-Eins-Bildung oder Indifferenziirung der beiden Einheiten, dennoch im Realen, drückt der Organismus aus, welcher daher selbst wieder, nur nicht als Synthese, sondern als Erstes betrachtet, das An sich der beiden ersten Einheiten und das vollkommne Gegenbild des Absoluten in der Natur und für die Natur ist.

Aber eben hier, wo die Einbildung des Unendlichen in das Endliche, bis zu dem Punkt der absoluten Indifferenziirung geht, löst sich jene unmittelbar auch wieder in ihre entgegengesetzte und somit in den Aether der absoluten Idealität auf, so dass mit dem vollkommnen realen Bild des Absoluten in der realen Welt, dem vollkommensten Organismus, unmittelbar auch das vollkommne ideale Bild, obgleich auch dieses wieder nur für die reale Welt, in der Vernunft eintritt, und hier, in der realen Welt, die zwei Seiten des absoluten Erkenntnissakts sich

eben ſo, wie im Abſoluten, als Vorbild und Gegenbild von einander zeigen, die Vernunft eben ſo, wie der abſolute Erkenntnißakt in der ewigen Natur, im Organismus ſich ſymboliſirend, der Organismus eben ſo, wie die Natur in der ewigen Zurücknahme des Endlichen in das Unendliche, in der Vernunft, in die abſolute Idealität verklärt.

Die Bezeichnung derſelben Potenzen und Verhältniſſe für die ideale Seite, wo ſie dem Weſen nach als dieſelbe, obgleich der Form nach verwandelt, zurückkehren, liegt hier auſser unſrer Sphäre.

Betrachtet man die Naturphiloſophie, von der das vorliegende Werk in ſeiner erſten Geſtalt nur noch die entfernten, und durch die untergeordneten Begriffe des bloſs relativen Idealismus verworrenen Ahndungen enthielt, von ihrer philoſophiſchen Seite, ſo iſt ſie bis auf dieſe Zeit der durchgeführteſte Verſuch von Darſtellung der Lehre von den Ideen und der Identität der Natur mit der Ideenwelt. In Leibnitz hatte ſich zuletzt dieſe hohe Anſicht erneuert, allein es blieb groſsentheils ſelbſt bei ihm, noch mehr bei ſeinen Nachfolgern, bloſs bei den allgemeinſten, überdieſs von dieſen ganz unverſtandnen, bei ihm ſelbſt nicht wiſſenſchaftlich entwickelten Lehren, ohne Verſuch, das Univerſum wahrhaft durch ſie zu begreifen und ſie allgemein und objektiv geltend zu machen. Was man vor vielleicht nicht langer Zeit kaum geahndet, oder wenigſtens für unmöglich gehalten hätte, die vollkommne Darſtellung der Intellektualwelt in den Geſetzen und Formen der erſcheinenden und alſo hinwiederum vollkommnes Begreifen dieſer Geſetze und Formen aus der Intellektualwelt, iſt durch die

Naturphilosophie theils schon wirklich geleistet, theils ist sie auf dem Wege dazu es zu leisten.

Wir führen als das vielleicht anschaulichste Beyspiel die Konstruktion an, welche sie von den allgemeinen Gesetzen der Bewegungen der Weltkörper giebt, eine Konstruktion, von der man vielleicht nie geglaubt hätte, daſs der Keim derselben schon in der Ideenlehre Platos, und der Monadologie Leibnitzens liege.

Von Seiten der spekulativen Erkenntniſs der Natur, als solcher, oder als spekulative Physik betrachtet, hat die Naturphilosophie nichts ähnliches vor sich, man wollte denn die mechanische Physik le Sage's hieher rechnen, welche, wie alle atomistischen Theorien, ein Gewebe empirischer Fiktionen und willkührlicher Annahmen ohne alle Philosophie ist. Was das Alterthum etwa näher Verwandtes getragen hat, ist grosentheils verlohren. Mit der Naturphilosophie beginnt, nach der blinden und ideenlosen Art der Naturforschung, die seit dem Verderb der Philosophie durch Baco, der Physik durch Boyle und Newton allgemein sich festgesetzt hat, eine höhere Erkenntniſs der Natur; es bildet sich ein neues Organ der Anschauung und des Begreifens der Natur. Wer sich zur Ansicht der Naturphilosophie erhoben hat, die Anschauung, die sie fordert, und ihre Methode besitzt, wird schwerlich umhin können zu gestehn, daſs sie gerade die der bisherigen Naturforschung undurchdringlich scheinenden Probleme mit Sicherheit und Nothwendigkeit, obgleich freilich auf einem ganz andern Felde, als dem, wo man ihre Auflösung gesucht hatte, aufzulösen in den Stand setzt. Das, wodurch sich die Naturphilosophie von

allem, was man bisher Theorien der Naturerſcheinungen genannt hat, unterſcheidet, iſt, daſs dieſe von den Phänomenen auf die Gründe ſchloſſen, die Urſachen nach den Wirkungen einrichteten, um dieſe nachher aus jenen wieder abzuleiten. Abgerechnet den ewigen Zirkel, in dem ſich jene fruchtloſe Bemühungen herumdrehn, konnten Theorien dieſer Art doch, wenn ſie das Höchſte erreichten, nur eine Möglichkeit, daſs es ſich ſo verhalte, darthun, niemals aber die Nothwendigkeit. Die Gemeinſprüche gegen dieſe Art von Theorien, gegen welche die Empiriker beſtändig eifern, während ſie die Neigung zu ihnen nie unterdrücken können, ſind es, die man auch noch jetzt gegen die Naturphiloſophie vorbringen hört. In der Naturphiloſophie finden Erklärungen ſo wenig ſtatt als in der Mathematik: ſie geht von den an ſich gewiſſen Principien aus, ohne alle ihr etwa durch die Erſcheinungen vorgeſchriebne Richtung, ihre Richtung liegt in ihr ſelbſt und, je getreuer ſie dieſer bleibt, deſto ſicherer treten die Erſcheinungen von ſelbſt an diejenige Stelle, an welcher ſie allein als nothwendig eingeſehn werden können, und dieſe Stelle im Syſtem iſt die einzige Erklärung, die es von ihnen giebt.

Mit dieſer Nothwendigkeit begreifen ſich in dem allgemeinen Zuſammenhang des Syſtems und dem Typus, der für die Natur im Ganzen, wie im Einzelnen, aus dem Weſen des Abſoluten und der Ideen ſelbſt flieſst, die Erſcheinungen nicht nur der allgemeinen Natur, über welche man zuvor nur Hypotheſen kannte, ſondern eben ſo einfach und ſicher auch die der organiſchen Welt, deren Verhältniſſe man von jeher zu den am tiefſten verborgenen und

auf immer unerkennbaren gezählt hat. Was bey den ſinnreichſten Hypotheſen noch übrig blieb, die Möglichkeit, ſie anzunehmen oder nicht anzunehmen, fällt hier gänzlich weg. Dem, welcher nur überhaupt den Zuſammenhang gefaſst und den Standpunkt des Ganzen ſelbſt erreicht hat, iſt auch aller Zweifel genommen, er erkennt, daſs die Erſcheinungen nur ſo ſeyn können, und alſo auch auf dieſe Weiſe ſeyn müſſen, wie ſie in dieſem Zuſammenhang dargeſtellt werden: er beſitzt, mit einem Wort, die Gegenſtände durch ihre Form.

Wir ſchlieſsen mit einigen Betrachtungen über die höhere Beziehung der Naturphiloſophie auf die neuere Zeit, und die moderne Welt überhaupt.

Spinoza hat unerkannt gelegen über hundert Jahre: das Auffaſſen ſeiner Philoſophie, als einer bloſsen Objektivitätslehre, lieſs das wahre Abſolute in ihr nicht erkennen. Die Beſtimmtheit, mit welcher er die Subjekt-Objektivität als den nothwendigen und ewigen Charakter der Abſolutheit erkannt hat, zeigt die hohe Beſtimmung, die in ſeiner Philoſophie lag, und deren vollſtändige Entwicklung einer ſpätern Zeit aufbehalten war. In ihm ſelbſt fehlt noch aller wiſſenſchaftlich erkennbare Uebergang von der erſten Definition der Subſtanz zu dem groſsen Hauptſatz ſeiner Lehre: quod quidquid ab infinito intellectu percipi poteſt tanquam ſubſtantiae eſſentiam conſtituens, id omne ad unicam tantum ſubſtantiam pertinet, et conſequenter, quod ſubſtantia cogitans et ſubſtantia extenſa una eademque eſt ſubſtantia, quae jam ſub hoc jam ſub illo attributo comprehenditur. Die wiſſenſchaftliche Erkenntniſs

dieser Identität, deren Mangel in Spinoza seine Lehre den Misverständnissen der bisherigen Zeit unterwarf, musste auch der Anfang der Wiederweckung der Philosophie selbst seyn.

Fichte's Philosophie, welche zuerst die allgemeine Form der Subjekt-Objektivität wieder als das Eins und Alles der Philosophie geltend machte, schien, je mehr sie sich selbst entwickelte, desto mehr jene Identität selbst wieder als eine Besonderheit auf das subjektive Bewufstseyn zu beschränken, als absolut und an sich aber zum Gegenstand einer unendlichen Aufgabe, absoluten Forderung, zu machen, und auf diese Weise, nach Extraktion aller Substanz aus der Spekulation, sie selbst als leere Spreu zurückzulassen, dagegen, wie die Kantische Lehre, die Absolutheit durch Handeln und Glauben aufs Neue an die tiefste Subjektivität zu knüpfen. *)

---

*) Man braucht sich wegen dieser gänzlichen Ausscheidung aller Spekulation aus dem reinen Wissen und Integriren des lezteren in seiner Leerheit durch den Glauben eben nicht auf die Bestimmung des Menschen, die Sonnenklaren Berichte u. s. w. zu berufen. In der Wissenschaftslehre selbst finden sich Stellen, wie folgende: „Für diese Nothwendigkeit (der höchsten Einheit, wie es der Vf. nennt, der absoluten Substanz) giebt er (Spinoza) weiter keinen Grund an, sondern sagt: es sey schlechthin so, und er sagt das, weil er gezwungen ist, etwas absolut erstes, eine höchste Einheit,

Die Philosophie hat höhere Forderungen zu erfüllen, und die Menschheit, die lange genug, es sey im Glauben, oder im Unglauben, unwürdig und unbefriedigt gelebt hat, endlich ins Schauen einzuführen. Der Charakter der ganzen modernen Zeit ist idealistisch, der herrschende Geist das Zurückgehn nach innen. Die ideelle Welt drängt sich mächtig an's Licht, aber noch wird sie dadurch zurückgehalten, daſs die Natur als Mysterium zurückgetreten ist. Die Geheimnisse selbst, welche in jener liegen, können nicht wahrhaft objektiv werden, als in dem ausgesprochnen Mysterium der Natur. Die noch unbekannten Gottheiten, welche die ideelle Welt bereitet, können nicht als solche hervortreten, ehe sie von der Natur Besitz ergreifen können. Nachdem

---

anzunehmen: aber wenn er das will, so hätte er ja gleich bei der im Bewuſstseyn *gegebnen* Einheit stehen bleiben sollen und hätte nicht nöthig gehabt, eine noch höhere zu erdichten, wozu nichts ihn trieb." (S. 46.) Nachher wird gezeigt: es sey ein praktisches Datum gewesen, welches ihn nöthigte, *stille zu stehn*, nämlich „das Gefühl einer nothwendigen Unterordnung und Einheit alles Nicht-Ich unter die praktischen Gesetze des Ich; welches aber gar nicht als *Gegenstand* eines Begriffs etwas ist, das ist, sondern als *Gegenstand* einer Idee etwas, das da seyn *soll* und durch uns hervorgebracht werden soll." u. s. w.

alle endlichen Formen zerſchlagen ſind, und in der weiten Welt nichts mehr iſt, was die Menſchen als gemeinſchaftliche Anſchauung vereinigte, kann es nur die Anſchauung der abſoluten Identität in der vollkommenſten objektiven Totalität ſeyn, die ſie aufs Neue, und, in der letzten Ausbildung zur Religion, auf ewig vereinigt.

Ideen

zu einer

Philosophie der Natur.

Erstes Buch.

Erstes Buch.

*

Dass der Mensch auf die Natur selbstthätig wirkt, sie nach Zweck und Absicht bestimmt, vor seinen Augen handeln lässt und gleichsam im Werke belauscht, ist die reinste Ausübung seiner rechtmässigen Herrschaft über die todte Materie, die ihm mit Vernunft und Freyheit zugleich übertragen wurde. Dass aber die Ausübung dieser Herrschaft möglich ist, verdankt er doch wieder der Natur, die er vergebens zu beherrschen strebte, könnte er sie nicht in Streit mit sich selbst und ihre eignen Kräfte gegen sie in Bewegung setzen.

Besteht das Geheimniss der Natur darin, dass sie entgegengesetzte Kräfte im Gleichgewicht, oder in fortdauerndem, nie entschiedenem Streit erhält, so müssen dieselben Kräfte, sobald eine derselben ein fortdauerndes Uebergewicht erhält, zerstören, was sie im vorigen Zustande erhielten. Dies zu bewerkstelligen nun ist der Hauptkunstgriff, der in unserer Gewalt steht und dessen wir uns bedienen, um die Materie in ihre Elemente aufzulösen. Dabey haben wir den Vortheil, dass wir die entzweyten Kräfte

in Freyheit erblicken, während ſie da, wo ſie harmoniſch zuſammenwirken, im erſten Moment ihres Wirkens auch ſchon wechſelſeitig durch einander beſchränkt und beſtimmt erſcheinen.

Wir werden alſo unſere Betrachtungen der Natur am zweckmäſsigſten mit dem Hauptprozeſs der Natur, durch welchen Körper zerſtört und aufgelöſet werden, eröffnen.

Erſtes Kapitel.

Vom Verbrennen der Körper.

*

Der alltäglichſte Prozeſs dieſer Art iſt das Verbrennen. Der erſte Anblick ſchon belehrt, daſs man ihn vergebens durch eine äuſsere Auflöſung zu erklären verſuchte; er iſt eine Umwandlung, die auf das Innere des verbrannten Körpers Bezug hat, und eine ſolche innere Umwandlung muſs chemiſch erklärt werden. Kein chemiſcher Prozeſs aber geht vor ſich, ohne daſs zwiſchen zween Körpern wenigſtens Anziehung ſtatt finde.

Dieſe Anziehung findet nun im gegenwärtigen Falle zwiſchen dem Körper, der verbrannt wird, und der ihn umgebenden Luft ſtatt. Dies iſt unbezweifeltes Faktum. Aber es fragt ſich: Iſt dieſe Anziehung einfach, oder iſt ſie gedoppelt? Iſt ſie einfach, worin liegt der Grund der Verwandſchaft zwiſchen dem Körper und dem Sauerſtoff der Luft, den jener an ſich ziehen ſoll? Kann man ſich mit der allgemeinen Verſicherung, der Sauerſtoff der Luft habe

eine gröſsre Verwandſchaft zum Körper, als zum Wärmeſtoff, mit dem er bisher verbunden war *), befriedigen laſſen? Ueberhaupt fragt es ſich, wie man die brennbaren Körper betrachten muſs? Was wird dazu erfordert, daſs der Sauerſtoff (der Lebensluft) gegen den Körper Verwandſchaft habe, denn wenn es keinen Grund dieſer Verwandſchaft im Körper ſelbſt giebt, warum kommt ſie nicht allen Körpern gleich zu?

Das Abſtraktum Verwandſchaft iſt recht gut, das Phänomen zu bezeichnen; aber es reicht nicht hin, es zu erklären. Jede erweisbare Erklärung deſſelben aber müſste uns zugleich Aufſchlüſſe über das Weſen deſſen, was man Grundſtoffe nennt, geben. Das neue Syſtem der Chemie, das Werk eines ganzen Zeitalters, breitet ſeinen Einfluſs auf die übrigen Theile der Naturwiſſenſchaft immer weiter aus; und in ſeiner ganzen Ausdehnung benützt kann es gar wohl zum allgemeinen Naturſyſteme heranwachſen.

Setzen wir voraus, worüber alle einig ſind, daſs das Verbrennen nur durch eine Anziehung zwiſchen dem Grundſtoffe des Körpers, und dem der Luft möglich iſt, ſo werden wir auch zween mögliche Fälle annehmen müſſen, die man zwar nur als verſchiedene Ausdrücke Eines und deſſelben Faktums betrachten kann, die es aber doch vortheilhaft iſt, zu unterſcheiden.

---

*) Girtanners Anfangsgründe der antiphlogiſtiſchen Chemie, neue Ausg. S. 53.

Entweder der Grundſtoff der Luft fixirt ſich in dem Körper, die Luft verſchwindet, der Körper wird geſäuert (oxydé) und hört auf verbrennlich zu ſeyn. Von dieſen Körpern vorzüglich gelten die Erklärungen: Verbrannte Körper ſind ſolche, die ſich mit dem Sauerſtoff geſättigt haben; einen Körper verbrennen heiſst nichts anders, als ihn ſäuern, u. ſ. w. *)

Oder: der Körper, indem er verbrennt, verflüchtigt ſich zugleich und verwandelt ſich ſelbſt in eine Luftart.

Der erſte Fall wird eintreten z. B. bey ſolchen Körpern, die gegen die Wärme äuſserſt geringe Kapacität beweiſen, bey denen alſo auch der innere Zuſammenhang ihrer Grundſtoffe ſchwerer zu überwältigen iſt, als bey andern Körpern. Unter dieſe Klaſſe gehören die Metalle. Sind ſie endlich durch die Gewalt des Feuers auf den Punkt gebracht, auf welchem ſie eine Zerſetzung der Luft bewirken können, ſo geht doch der Grundſtoff der Luft weit leichter in die Körper, als umgekehrt der Grundſtoff der Körper in die Luft über; von ihnen gilt daher vorzüglich der Satz, daſs das Gewicht der Luft, in welcher der Proceſs vorgeht, in eben dem Maaſse abnimmt, in welchem das Gewicht der Körper zunimmt, ganz natürlicherweiſe, weil hier der Verluſt auf Seiten der Luft, der Gewinn auf Seiten des Körpers iſt.

---

*) Girtanner a. a. O. S. 61. 139. Fourcroy chemiſche Philoſophie, überſetzt von Gehler, Leipzig 1796. S. 18.

Ferner, alle Körper dieser Art können reducirt, d. h. in ihren vorigen Zustand zurück versetzt werden, was abermals sehr begreiflich ist, weil sie beym Procefs des Verbrennens nichts von ihrem Grundstoffe verloren, sondern einen Zuwachs bekommen haben, den man ihnen sehr leicht wieder entziehen kann. Dazu gehört weiter nichts, als dafs man erstens sie allmählig erhitze, und die äussere Luft nicht ungehindert zuströmen lasse, beydes, damit sie nicht zum zweytenmale den Grundstoff der Luft an sich reissen; zweytens, dafs man einen Körper mit ihnen in Verbindung bringe, der gegen den Sauerstoff eine stärkere Anziehung beweifst, als sie selbst. Denn dafs sie an die Luft nichts verlieren können, ist aus dem vorigen Experiment bekannt. Der ganze Procefs der Reduktion ist also auch nichts anders, als der umgekehrte vorige.

Der andere Fall, dafs sich der Grundstoff des Körpers mit dem der Luft verbindet, kann nur bey solchen Körpern eintreten, welche gegen die Wärme (das allgemeine Beförderungsmittel aller Zersetzungen) eine sehr grofse Kapacität beweisen, wie die vegetabilischen Körper, die Kohle, der Demant, (der, nach Macquers Versuchen, beym Verbrennen kohlengesäuertes Gas erzeugt) u. s. w.

Alle diese Körper können nicht reducirt werden, der Gewinn ist in diesem Fall auf Seiten der Luft, der Grundstoff des Körpers hat sich mit dem der Luft verbunden, sie hat an Gewicht gerade um so viel zugenommen, als der verbrannte Körper verloren hat.

Merkwürdig ist vorzüglich (in Bezug auf die oben

festgesetzten zween Fälle, die beim Verbrennen statt finden) das Verbrennen des Schwefels und des Phosphors. Zündet man Schwefel unter der Glocke in Lebensluft an, so entstehen bald weisse Dämpfe, die allmählich die Flamme auslöschen, so dass nothwendig ein Theil des Schwefels unverbrannt bleiben muss. Offenbar ist es, dass der Grundstoff des Schwefels sich mit dem der Luft vereinigt hat; aber die Wärme vermag beyde nicht in Gasgestalt zu erhalten, der Schwefel setzt sich daher an der Oberfläche der Glocke als Säure an, die in Vergleichung mit dem verbrannten Schwefel an Gewicht gerade um so viel gewonnen, als die Luft verloren hat.

Noch merkwürdiger ist das Verbrennen des Phosphors, weil bey ihm wirklich drey Fälle zugleich möglich sind, welche bey andern brennbaren Körpern nur einzeln statt finden. Wird der Phosphor in atmosphärischer Luft über eine Stunde lang einer höhern Temperatur ausgesetzt, so raubt er der Luft einen Theil ihres Grundstoffs, wird gesäuert, verwandelt sich in eine durchsichtige, farbenlose, spröde Masse *). Hier verhält er sich also völlig, wie die Metalle beym Verkalken **).

Wird der Phosphor unter einer Glocke mit Lebensluft verbrannt, so verhält er sich völlig wie der Schwefel, indem er an der innern Oberfläche der Glocke

*) Girtanner a. a. O. S. 125.

**) Auch Metallkalke, wenn sie einem verstärkten Feuer ausgesetzt werden, verglasen sich bis zur völligen Durchsichtigkeit.

Glocke als trockne Phosphorsäure, in Gestalt weisser Flocken anliegt *).

Wird der Phosphor in einem verschlossenen Gefäſse mit atmosphärischer Luft sehr lange erhitzt, so erhält man eine Luft, die von allen bekannten (und namentlich von der brennbaren Phosphorluft) völlig verschieden ist **).

Daraus erhellet, daſs Ein Körper alle verschiedene Zustände des Verbrennens von der Verkalkung an, bis dahin, wo er zu Luft wird, durchgehen kann ***). Der allgemeine Schluſs aber, den ich aus dem Bishergesagten ziehen zu dürfen glaube, ist dieser: Um die Zersetzung des Körpers durch Feuer zu begreifen, müssen wir annehmen, der Körper enthalte einen Grundstoff, der gegen den Sauerstoff der Luft Anziehung beweiset. Die An- oder Abwesenheit dieses Grundstoffs im Körper enthalte den Grund seiner Brennbarkeit oder Nichtbrennbarkeit. Dieser Grundstoff kann in verschiedenen Körpern aufs verschiedenste modificirt seyn. Wir können also auch annehmen, daſs es überall derselbe Grundstoff ist, der die Körper verbrennlich macht, nur daſs

*) Das. S. 52.

**) Jäger in Grens neuem Journal für Physik. Bd. II. S. 460.

***) Bey den Metallen finden jedoch zum Theil auch beyde Fälle statt. Dieselben Metalle, die im gewöhnlichen Feuer verkalkt werden, werden im Brennpunkte des Brennspiegels in Gas verwandelt.

er in verſchiedenen Körpern unter verſchiedenen Modifikationen erſcheint. Alle Körper, die wir kennen, haben ſehr verſchiedene Zuſtände durchgegangen; der Grundſtoff, der ſie ausmacht, ging wahrſcheinlich mehr als einmal durch die Hand der Natur, und, ob er gleich die verſchiedenſten Modifikationen erhielt, kann er doch ſeine Abkunft nicht verleugnen. Als Grundſtoff der vegetabiliſchen Körper nimmt Lavoiſier den Kohlenſtoff (Carbon) an. Dieſer Stoff verräth überall ſehr auffallend ſeine Verwandtſchaft mit dem Sauerſtoff. Wie kommt es, daſs er ſo leicht mit dem Sauerſtoffgas ſich verbindet, daſs Kohle zur Reduktion der Metalle ſo brauchbar iſt, daſs ſie, mehrmals dem Feuer ausgeſetzt, immer wieder neuen Sauerſtoff aus der Luft an ſich zieht, dadurch immer wieder zum Verbrennen tauglich wird, und ſo, bis ſie völlig verzehrt iſt, eine Quantität Luft giebt, die das Gewicht der Kohle, aus der ſie ſich entwickelt hat, dreymal überſteigt? Sollten wir alſo nicht annehmen, daſs der Kohlenſtoff ein Extrem der Verbrennbarkeit und in ſeiner Sphäre vielleicht daſſelbe, was der Sauerſtoff in der ſeinigen, darſtellt? Es iſt alſo vielleicht wohl möglich, zu finden, wie beyde ſogenannte Stoffe zuſammenhängen. Man ſollte wirklich denken, daſs der Sauerſtoff, der nach der neuern Chemie eine ſo groſse Rolle in der Natur ſpielt, doch wohl dieſe Rolle nicht allein in der atmosphäriſchen- und Lebensluft ſpielen wird. Die neueſten, von Girtanner, von Humbold und andern ſcharfſichtigen Naturforſchern angeſtellten Beobachtungen des groſsen Einfluſſes, den er auf die Vegetation der Pflanzen, die Wiedererweckung der, wie es ſchien, völlig erloſchenen, thieriſchen Reizbarkeit

u. ſ. w. äuſsert, müſſen wenigſtens die Vermuthung erwecken, daſs ſich die Natur dieſes mächtig wirkenden Grundſtoffes wohl weit allgemeiner und ſelbſt zu wichtigern Abſichten bediene, als man insgemein annimmt. So viel ſcheint mir klar zu ſeyn, daſs das Oxygene der neuern Chemie, wenn es das iſt, wofür man es ausgiebt, wohl noch mehr als das iſt. Ueberdieſs ſind die verſchiedenſten Modifikationen deſſelben Grundſtoffes nichts unmögliches, und die Natur kann durch ſehr viele Mittelglieder hindurch die Verwandſchaften deſſelben Prinzips ins Unendliche fort vervielfältigen.

Dieſe Bemerkungen können darauf aufmerkſam machen, daſs die Entdeckungen der neuern Chemie am Ende doch noch die Elemente zu einem neuen Naturſyſtem hergeben dürften. Eine ſo weit durchgreifende Verwandſchaft, als die jetzt auſser Zweifel geſetzte, nicht mehr (wie ehemals die Gegenwart des Phlogiſtons) bloſs hypothetiſch angenommene Verwandſchaft der Körper gegen einen überall in der ganzen Natur verbreiteten Stoff, muſs nothwendig wichtige Folgen für die ganze Naturforſchung haben, und kann ſogar, ſobald jene Entdeckung nur nicht ausſchlieſsliches Eigenthum der bloſsen Chemie bleibt, leitendes Prinzip für Naturforſchung werden. Wenigſtens hat die neuere Chemie hierin das Beyſpiel der ältern vor ſich, die das Phlogiſton durch die ganze Natur hindurch verfolgte, nur mit dem Unterſchied, daſs jene dabey den Vortheil eines reellen, nicht bloſs eingebildeten, Princips vor dieſer voraus hat.

Die zweyte Frage, ob beym Verbrennen der Körper eine einfache oder eine doppelte Wahlanzie-

hung ſtatt findet, läſst ſich, ſo abſtrakt, wie ſie hier ausgedrückt iſt, nicht leicht beantworten. Es fragt ſich, findet auſser der Anziehung, die der Körper gegen den Grundſtoff der Lebensluft beweiſst, noch eine Anziehung zwiſchen dem Wärmeſtoff der Luft und einem Grundſtoff des Körpers ſtatt? Es erweckt kein günſtiges Vorurtheil für die Bejahung dieſer Frage, daſs man den letztern bis jetzt noch nicht näher zu beſtimmen vermochte, und daſs man ſich, ſobald eine ſolche Beſtimmung verſucht wird, auf einmal aus dem Gebiete realer Kenntniſſe in das weite Feld der Einbildung und der Möglichkeit verliert. Das einige zuverläſsige Phänomen des Verbrennens, iſt Wärme und Licht, und um dieſe zu erklären, brauchen wir kein hypothetiſches Element, oder irgend einen beſondern Grundſtoff im Kőrper anzunehmen. Wärme und Licht, wie ſich auch dieſe beyden zu einander verhalten mögen, ſind doch wahrſcheinlich beyde der gemeinſchaftliche Antheil aller elaſtiſchen Flüſsigkeiten. Dieſe ſind höchſt wahrſcheinlich das allgemeine Medium, durch welches die Natur höhere Kräfte auf die todte Materie wirken läſst. Die Einſicht in die Natur dieſer Flüſsigkeiten muſs uns alſo auch unfehlbar eine Ausſicht auf die Wirkſamkeit der Natur im Groſsen eröffnen. Daſs ponderable Stoffe ſich nach mannichfaltigen Verwandſchaften anziehen, daſs einige derſelben das Vermögen haben, die umgebende Luft zu zerſetzen u. ſ. w. ſind Erſcheinungen, die wir in einem ſehr kleinen Kreiſe bemerken. Aber ehe alle die kleinern Syſteme, in welchen dieſe Prozeſſe geſchehen, möglich waren, muſste das groſse Syſtem da ſeyn, in welchem alle jene untergeordnete Syſteme begriffen

ſind. Und ſo wird es glaublich, daſs jene Fluida das Medium ſind, durch welches nicht nur Körper mit Körpern, ſondern Welten mit Welten zuſammenhängen, und daſs ſich ihrer die Natur im Groſsen, wie im Kleinen bedient, ſchlummernde Kräfte zu wecken, und die todte Materie der urſprünglichen Trägheit zu entreiſſen.

Zu ſolchen Ausſichten aber erweitert ſich der Geiſt nicht, ſo lange er noch fähig iſt, ſich mit unbekannten Elementen, dem Nothbehelf einer dürftigen Phyſik, zu ſchleppen. Umgiebt nicht die Luft, ſelbſt ein Schauplatz unzählbarer Zerſetzungen und Veränderungen, unſern ganzen Erdball? Kommt nicht das Licht, und mit ihm allesbelebende Wärme von einem entfernten Geſtirne zu uns? durchdringen nicht belebende Kräfte die ganze Erde? und brauchen wir Kräfte, die überall frey wirken, frey ſich verbreiten, als Materien in die Körper zu bannen, um die groſsen Wirkungen der Natur zu begreifen — unſere Einbildungskraft auf Möglichkeiten zu beſchränken, während ſie kaum hinreicht, die Wirklichkeit zu umfaſſen?

Auch iſt es ſehr leicht, alte Meynungen, die einſt nur zu einem Ausfluchtsmittel der Verlegenheit dienten, durch neue Deutungen zu verewigen. Die alte Phyſik dachte ſich das Phlogiſton nicht als ein zuſammengeſeztes, ſondern als ein einfaches Prinzip, der klarſte Beweis, daſs ſie ſich ſelbſt auſser Stande ſah, die Phänomene des Verbrennens zu erklären. Was macht die Körper brennbar? war die Frage. Dasjenige, was ſie brennbar macht, war die Antwort. — Oder wenn gar das Phlogiſton ſelbſt brennbar ſeyn ſollte, ſo

kehrte dieselbe Frage dringender als vorher, zurück: macht denn das Phlogiston brennbar?

Das Phlogiston dachten übrigens längst schon berühmte Naturforscher als ein zusammengesetztes Princip. Büffon z. B. behauptete, das Phlogiston sey nichts einfaches, sondern eine Verbindung zweyer verschiedenen Principien, durch deren Trennung erst das Phänomen des Verbrennens entstehe. Nur war es ihm, bey den damaligen Fortschritten der Chemie, nicht so leicht, diese beyden Principien zu bestimmen, als es jetzt mit Hülfe der neuern Chemie geworden ist *). Doch setzte Büffon auf seine Meynung keinen grossen Werth und erwartete selbst noch von der Beobachtung der Gewichtzunahme der Körper im Feuer (die er durch einen Verlust der Luft erklärte) eine grosse Revolution, die der Chemie bevorstehe.

---

*) Büffons Worte sind diese: „Le fameux Phlogistique des Chimistes (être de leur méthode plutôt que de la Nature), n'est pas un principe simple et identique, comme ils nous le présentent; c'est un composé, un produit de l'alliage, un résultat de la combinaison des deux élémens, de l'air et du feu fixés dans le corps. Sans nous arrêter donc sur les idées obscures et incompletes, que pourroit nous fournir la considération de cet être précaire, tenons-nous-en à celle de nos quatre élémens réels, auxquels les Chimistes, avec tous leurs nouveaux principes, seront toujours forcés de revenir ultérieurement." Hist. nat. générale et partic. ed. des Deuxp. T. VI. p. 51.

Neuere Ansicht
des Verbrennungsprocesses

(Zusatz zum ersten Kapitel.)

*

Die Alten haben unter dem Nahmen Vesta (Ἑστία) die allgemeine Substanz und diese selbst unter dem Sinnbild des Feuers verehrt. Sie haben uns dadurch einen Wink hinterlassen, daſs das Feuer nichts anderes, als die reine in der Körperlichkeit durchbrechende Substanz oder dritte Dimension sey, eine Ansicht, die uns über die Natur des Verbrennungsprocesses, dessen Haupterscheinung das Feuer ist, vorläufig schon einiges Licht giebt.

Der chemische Proceſs überhaupt ist die Totalität des dynamischen, worin alle Formen des letzten zusammentreffen und sich ausgleichen: der Verbrennungsproceſs ist selbst wieder die höchste und lebendigste Erscheinung des chemischen überhaupt, wo wir die Bedeutung des letzten im Feuer sogar ausgesprochen sehn.

Wir haben hier auf einige allgemeinere Wahrheiten zurückzugehn, welche die Grundlage der Konstruktion aller qualitativen oder dynamischen Processe sind.

Alle Qualitäten ſind in die Materie urſprünglich durch die Kohäſion gelegt, an der wir nach Maaſsgabe der beyden erſten Dimenſionen wiederum die abſolute als die Länge - beſtimmende, und die relative als die Breite - beſtimmende unterſcheiden. In der höchſten Beziehung, in Anſehung der Erde, iſt die erſte diejenige, wodurch ſie ihre Individualität behauptet, die andre diejenige, wodurch die Sonne ſie (in der Achſendrehung) ſich zu unterwerfen ſucht. Wir haben ſchon hierin hinlänglichen Grund, die erſte als die Süd - Nordpolarität, die andre als die Oſt - Weſtpolarität zu bezeichnen.

Wir können nun ferner alle Kohäſion überhaupt als Synthesis der Identität und der Differenz eines Allgemeinen und Beſondern beſtimmen, nur daſs in der erſten Art das Allgemeine in das Beſondre gebildet, dieſes ſelbſt alſo als Allgemeines geſetzt wird, dagegen in dem andern Fall das Beſondre unter das Allgemeine ſubſumirt und demnach als Beſondres geſetzt wird. In der nämlichen Rückſicht kann die erſte Art der Kohäſion auch ſelbſt wieder die allgemeine, die andre die beſondre heiſsen.

Da durch die relative Identität des Allgemeinen und Beſondern in der abſoluten Kohäſion der Körper ſich zu einem Selbſtſtändigen macht, ſo trübt er ſich eben dadurch für die Sonne, welche in Anſehung der Erde und jedes Körpers insbeſondre beſtrebt iſt, ſie als Beſondre ſich unterzuordnen, er wird undurchſichtig. Durchſichtigkeit iſt daher nur, entweder wo von der abſoluten Kohäſion entweder das rein Allgemeine (welches, wie Steffens in den Beyträgen zur innern

Naturgeschichte der Erde bewiesen hat, sich in dieser Reinheit für die Erde in dem darstellt, was man Stickstoff genannt hat), oder das rein Besondre (welches nach den Beweisen desselben Vf. sich auf gleiche Weise in dem Kohlenstoff, dessen reinste Erscheinung der Diamant ist, darstellt): oder wo von der relativen Kohäsion auch entweder das rein Allgemeine und Besondre (welches nach den Beweisen in der Zeitschrift für spekulative Physik Bd. I. Heft 2. S. 68. in dem Wasserstoff und Sauerstoff der Fall ist), oder: die, nicht durch ein Dazwischentreten der absoluten Kohäsion vermittelte oder gestörte, absolute Indifferenz beyder (welche überhaupt nur in Ansehung der Faktoren dieser Art der Kohäsion möglich ist) producirt wird — im Wasser also, wo das ganze Allgemeine, auch das ganze Besondre, das ganze Besondre das ganze Allgemeine ist. Es versteht sich, dass Durchsichtigkeit auch in verschiedenen Graden der Annäherung zu jenen angegebnen Extremen, oder zu dem Indifferenzpunkt des Wassers mehr oder weniger statt finden kann. Alle andre Durchsichtigkeit, die ausser den angegebnen Fällen noch statt zu finden schiene, muss sich, wie wir bald bestimmter finden werden, auf einen derselben, auf welche Weise es nur sey, reduciren.

Wenn nun Sauerstoff, welcher in der relativen Kohäsion der Faktor des Besondern ist, allgemeine Bedingung des Verbrennungsprocesses ist, so wird auch aller Verbrennungsprocess nothwendig auf eine Indifferenziirung entweder des Allgemeinen von der relativen, besondern Kohäsion selbst, oder des Allgemeinen und Besondern von der absoluten — da

ſich dieſes zu dem Beſondern der relativen, als Beſonderes im Allgemeinen, ſelbſt wieder als allgemein verhält — mit dem Beſondern der relativen Kohäſion ausgehen müſſen. Der vollkommenſte Verbrennungsproceſs wird ſich uns da zeigen, wo der Streit des Allgemeinen und Beſondern vollkommen ausgeglichen wird, in jenem verſuchten Zeugungsproceſs, wo das Allgemeine und Beſondre von der relativen Kohäſion indifferenziirt, das hermaphroditiſche Produkt des Waſſers giebt, das als abſolut Flüſſiges nicht nur die gänzliche Auslöſchung der beyden erſten Dimenſionen in der dritten, ſondern auch durch das Beſondre ganz Erde, durch das Allgemeine ganz Sonne iſt: und eben hier in dieſer Ausgleichung bricht die Sonne am vollkommenſten durch, nur daſs ſie ſich wegen des Elements von der Erde, das darin mit begriffen iſt, nicht rein als Licht, ſondern nur als Feuer (Licht mit Wärme verbunden) zeigen kann.

Am unabhängigſten von dieſem Proceſs wird ſich das allgemeine Princip von der allgemeinen Kohäſion halten, da aber, wo beyde Principien der letzten zur Starrheit vereinigt ſind, ein noch höherer Streit, der der relativen und abſoluten Kohäſion ſelbſt, ſtatt finden, deſſen Ausgleichung in dem höchſten Grad der Oxydation der Metalle ſich wieder als Durchſichtigkeit, gleichſam in der höhern Potenz, darſtellt, wo ein feſter Körper als ſolcher ganz Sonne und ganz Erde wird.

Wir bemerken noch wegen eines Misverſtändniſſes der Behauptung, daſs Sauerſtoff Kohäſion-erhöhendes Princip ſey, indeſs er durch die Säuren

aber auch im Verbrennen in der Regel vielmehr Kohäſion aufzulöſen ſcheint, daſs Sauerſtoff Princip der relativen Kohäſion iſt, und daſs Erhöhung der letzten allerdings der Verminderung oder Auflöſung der abſoluten coexiſtirt, ohne ſie zu bewirken; daſs alſo die Solution der Körper durch die Oxydation bloſs ſcheinbar ſey, daſs die Körper in der Auflöſung, ſie geſchehe durch Säuren, oder, wie beym Diamant im Verbrennen, durch Einwirkung der Hitze, vielmehr ſich oxydiren, um der gänzlichen Auflöſung zu widerſtreben, als daſs ſie aufgelöst würden, weil ſie ſich oxydiren.

Die weitre Auseinanderſetzung dieſer Grundsätze findet ſich in der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik. Bd. II. Heft 2. §. 112 - 134.

Zweytes Kapitel.

Vom Licht.

*

Die Phänomene der Wärme ſind ſo lange unvollkommen erklärt, als uns die Phänomene des Lichts noch dunkel ſind, beyde ſind gewöhnlich zugleich, und oft beynahe in demſelben Augenblicke da, beyde ſo ähnlich, und doch wieder ſo verſchieden in ihrer Wirkungsart, daſs es wohl der Mühe werth iſt, ihr wechſelſeitiges Verhältniſs zu ergründen. Indeſs ſcheint bis jetzt die Naturwiſſenſchaft in Erforſchung der Geſetze, nach denen ſich dieſes wunderbare Element bewegt, glücklicher geweſen zu ſeyn, als in Erforſchung ſeiner Natur. Die Kenntniſs jener Geſetze hat mehr als die meiſten andern Wiſſenſchaften dazu beygetragen, die Gränzen des menſchlichen Wiſſens zu erweitern, denn ſie hat dem menſchlichen Geiſte die Ausſicht auf eine Unendlichkeit nie zu vollendender Entdeckungen eröffnet. Vielleicht aber, daſs die vollkommenſte Aufklärung über die Natur des Lichts den Geſichtskreis des Menſchen nach innen und für die ideale Welt nicht minder erweiterte, als ihn die Entdeckung jener Geſetze nach auſsen erweitert hat, vielleicht, daſs ſie manches, was unbegreiflich ſchien, begreiflicher, manches, was groſs dünkte, noch gröſser machte — Gewinn genug, um zu unausgeſetzten Unterſuchungen zu reizen.

Die erste Frage, die uns beschäftigen muss, ist diese: wie hängen Licht und Wärme zusammen? Sind sie beyde ganz verschiedener Natur? Ist etwa das Eine die Ursache, das Andere Wirkung? Oder unterscheiden sie sich nur dem Grade nach? Oder ist das Eine nur die Modifikation des Andern? und sollte wohl in diesem Falle das wunderbar schnelle, leicht bewegliche Element des Lichts eine Modifikation der Wärme seyn, einer Materie, wie es scheint, die sich mühsam und nur allmälig in weit kleinern Räumen verbreitet?

Verschiedener Natur scheinen beyde nicht zu seyn, denn gemeinschaftlich ist beyden das Bestreben nach Ausdehnung und Verbreitung. Aber das Eine verbreitet sich unendlich schneller, als das Andere. Also wären sie dem Grade nach verschieden? Aber die gröfste Hitze ist lichtlos, während oft mit grosser Flamme weit geringere Wärme verbunden ist. Diese Voraussetzungen also führen zu keinem zuverlässigen Resultat.

Das Licht wärmt. Aber, ob das Licht an sich warm sey, können wir, nach der blossen Empfindung, die wir davon haben, weder bejahen noch verneinen, weil wir nicht bestimmen können, was unser Körper zu dieser Empfindung mit beyträgt. Gesetzt aber, die blosse Berührung des Lichts wärmte die Körper, so müssten verschiedene Körper, demselben Licht ausgesetzt, gleiche Wärme zeigen. Dies ist aber nicht der Fall.

Man weiss, dass auf schwarze Körper das Licht am stärksten wirkt. Aus der Optik aber weiss jeder, dass Körper schwarz erscheinen, weil sie gegen das

Licht stärkere Anziehung beweisen, weil sie also auch weniger davon zurückstrahlen, als andere. Das Licht geht also im Körper Verbindungen ein — wird mehr oder weniger angezogen — findet mehr oder weniger Widerstand — (oder wie man sich hierüber ausdrücken will) und dieses Mehr oder Weniger bestimmt den Grad der Wärme, die es im Körper erregt. Mit dem höchsten Grad, den es zu erregen im Stande ist, wird es auch unsichtbar, und so scheint hier das Licht, indem es aus dem Zustand der Sichtbarkeit in den entgegengesetzten übergeht, zugleich seine ganze Wirkungsart zu ändern; obgleich dem Auge nimmer fühlbar, hört es doch nicht auf, auf einen andern Sinn, den des Gefühls, zu wirken.

Herr Pictet verschloss zwey Thermometer, die einander völlig ähnlich und gleich waren, ausgenommen, dass die Kugel des Einen geschwärzt war, in einem dem Licht völlig unzugänglichen Schrank. Als er diesen öffnete, standen beyde gleich hoch, kurze Zeit, nachdem auf beyde das Tageslicht gewirkt hatte, stieg das geschwärzte um zwey bis drey Zehendtheile eines Grads höher, als das andere. — Aber überhaupt scheint das Licht zu wärmen im Verhältniss des Widerstands, den es findet. Lässt man einen Strahl auf einen Spiegel fallen, von diesem auf einen zweyten, vom zweyten auf einen dritten u. s. f. zurück werfen, so erleidet der Strahl eine allmälige Verminderung und es entsteht fühlbare Wärme.

Herr von Saussüre machte, um die verschiedene Erwärmung der Körper durch das Sonnenlicht genauer zu untersuchen, frühzeitig sehr sinnreiche

Verſuche, die nachher auch Herr Pictet mit mehrern Modifikationen wiederholte. Er hing ein Thermometer in freyer Luft auf, während er mehrere andere mit gläſernen Kapſeln in Berührung brachte, die in einander eingeſchachtelt waren. Er bemerkte, daſs das erſte Thermometer, der Sonne ausgeſetzt, am allerwenigſten ſtieg, während die andern ſtufenweiſe, je nachdem ſie an einer tiefer oder höher ſtehenden Kapſel angebracht waren, mehr oder weniger ſtiegen. Man kann nicht läugnen, daſs dieſe Verſuche noch verſchiedene Erklärungen zulaſſen. Allein die ſpätern Verſuche des Herrn Pictets beſtätigen ohne alle Zweydeutigkeit den Satz, daſs die Erwärmung durch die Sonnenſtralen um ſo gröſser iſt, je mehr Widerſtand ſie finden.

Dieſe Verſuche ſtehen in genauem Zuſammenhang mit allgemein bekannten Erfahrungen, auf welche vorzüglich Herr Delüc aufmerkſam gemacht hat. Beſonders gehört hierher die auf Bergen, je höher man ſteigt, immer mehr zunehmende Kälte, wovon das ewige Eis, das ſelbſt die Kordillera's unter dem Aequator bedeckt, der auffallendſte Beweis iſt — ferner die verſchiedene Wärme und Kälte derſelben Jahreszeiten in gleichen geographiſchen Breiten u. ſ. w. Man findet, wenn man von hohen Bergen herabſteigt, daſs die Wärme der Luft immer in geradem Verhältniſs mit ihrer Dichtigkeit, und im umgekehrten mit ihrer Verdünnung wächſt. Man bemerkt, daſs wolkichte Sommertage, ohne Sonnenſchein, durch ihre drückende Hitze weit beſchwerlicher ſind, als die hellſten Sonnentage. — Nichts als gemeine, hundertmal gemachte Beobachtungen, aus denen man längſt den Schluſs hätte zie-

hen können, daſs das Sonnenlicht ſtärker leuchtet, je geringer die Wärme iſt, die es erregt, und umgekehrt.

Nach dieſen Erfahrungen ſcheint man zu der Behauptung berechtigt zu ſeyn: Licht und Wärme ſind an ſich nicht verſchieden, das Letztere iſt bloſse Modifikation des Erſtern. Zu ſagen, das Licht ſey eine Modifikation des Wärmeſtoffs, z. B. es ſey nichts anders, als verſtärkte Wärme u. ſ. w. geht deswegen nicht an, weil ſonſt die Quantität der Wärme immer in gleichem Verhältniſſe mit der Quantität des Lichts ſtehen müſste, was nach obigen Erfahrungen nicht möglich iſt.

Es fragt ſich: ob die vorgetragene Hypotheſe mit allen Phänomenen des Lichts eben ſo leicht vereinbar iſt, als ſie mit den oben angeführten Erfahrungen übereinſtimmt?

Gewöhnlich nimmt man zween verſchiedene Zuſtände der Wärme an, einen, da ſie völlig gebunden iſt, und in ſo fern latente Wärme heiſst, den andern, da ſie durch ein erlangtes Uebergewicht fühlbar wird und ſenſible Wärme heiſst. Ich kann und will mich auf die Richtigkeit dieſer Unterſcheidung hier nicht einlaſſen — will nicht fragen, welchen Grund und Recht man habe, Licht und Wärme als Grundſtoffe anzuſehen, die wie jeder andre einer chemiſchen Bindung fähig ſind. Genug, ich ſetze jetzt dieſe Unterſcheidung voraus, und bemerke nur, daſs man noch einen dritten Zuſtand der Wärme annehmen kann, den, da ſie ihre Verbindung verläſst, völlig frey von einer Verbindung zur andern übergeht,

geht, und in diesem Uebergang ganz andere Eigenschaften annimmt, als sie in den beyden vorhergehenden Zuständen zeigte. In diesem Zustande wäre sie Licht, und insofern scheint es völlig gleichgültig, ob man nach der bisherigen Sprache der Chemie zu sprechen — Licht als freye Wärme, oder Wärme als gebundenes Licht betrachtet *).

Ist die oben vorgetragene Erklärung des Verbrennens richtig, so wissen wir, dass in demselben Augenblick, da der vegetabilische Körper aufgelöset, das Metall verkalkt, d. h. in demselben Moment, da nach unserer Voraussetzung die Luft zerlegt wird, Wärme und Licht zugleich da sind. Auch ist es nicht ein bestimmter Grad von Wärme, mit dem das Licht erst erscheint, vielmehr ist Wärme überhaupt, sie mag dem Grade nach so gering seyn, als sie will, von Licht begleitet, sobald sie nur, wie beym Verbrennen geschieht, frey wird, und umgekehrt, die gröfste Hitze lichtlos, so lange keine Zersetzung bewirkt wird. Daher wird bey den Auflösungen der Metalle in Säuren kein Licht sichtbar, unerachtet dieser Prozess mit dem des Verkalkens völlig derselbe ist. Die Metalle rauben den Säuren das Oxygene: die Kapacität des letztern wird dadurch vermindert, es entsteht Aufbrausung und fühlbare

*) Ein Beweis, dass gerade diejenige Chemie, die eine chemische Bindung der Wärme annimmt, am wenigsten nöthig hat, zum Wärmestoff auch noch einen Lichtstoff hinzuzuthun.

Wärme; aber diese wird nicht frey, denn sie bleibt mit dem Grundstoff der Säuren verbunden, um den Rest der letztern in Gasgestalt zu entführen. Der ganze Procefs ist nichts weiter, als eine Wiederherstellung der Kapacität. Die tropfbare Flüfsigkeit geht in luftförmige über, und bindet so, ihres Verlustes unerachtet, dieselbe Wärme, die eine Flüfsigkeit von geringerer Kapacität aber gröfserer Quantität der Grundstoffe zu binden vermochte.

Das umgekehrte geschieht bey der Zersetzung der Salpeterluft mit der atmosphärischen. Indem sie der letztern das Oxygene entzieht, wird ihre Kapacität vermindert. Sie geht daher aus dem luftförmigen in dampfförmigen Zustand über. Sie beharrt aber in diesem Zustande nicht, nimmt wieder Luftgestalt an, und bindet dadurch die aus der atmosphärischen Luft freygewordne Wärme. Daraus erhellet, warum auch bey diesem Procefs die Wärme nicht Licht wird *).

Ganz anders ist dies bey den phosphorischen Erscheinungen. Der Phosphor entzieht vermöge seiner grofsen Verwandschaft zum Oxygene der Luft diesen

*) Diefs läfst sich aber doch so gewifs nicht behaupten, wenn man nicht etwa besondre Experimente darüber angestellt hat. Die Flamme der hellsten, mit dem gröfsten Glanze brennenden Lampen (der Argandischen) erscheint, der Mittagssonne ausgesetzt, in der Gestalt eines todten, gelben, halbdurchsichtigen Rauchs. Vgl. die Bemerkungen des Grafen von Rumford in Grens neuem Journal der Physik Bd. II. 1. Heft. S. 61.

Grundstoff. Dadurch wird Wärme frey, diese Wärme, kann man sagen, wird zu nichts verwandt, sie fängt also an zu leuchten; aber da die Zersetzung der Luft sehr gering ist, nur auf der Gränze der Berührung zwischen dem Körper und der Luft. Dies ist zugleich der deutlichste Beweis, dass Licht von Wärme nicht bloss dem Grade nach verschieden seyn kann. Denn keine phosphorische Zersetzung ist von fühlbarer Wärme begleitet, zum Beweis, wie wenig Wärme dabey frey wird, nichts destoweniger ist Licht das beständige Phänomen dieser Processe. Eine zweyfache Zersetzung findet z. B. dann statt, wenn Körper, die in einem höhern Grad verbrennlich sind, mit Säuren behandelt werden. So entzünden sich Oele mit der Salpetersäure vermischt. Indem sie der letztern den Sauerstoff rauben, wird zugleich die Wärme frey, und damit beginnt eine zweyte Zersetzung zwischen ihnen und der umgebenden Luft; die Flamme ist um so lebhafter, je leichter Oele sich verflüchtigen.

Vielleicht wendet man ein: eben deswegen, weil beym Verbrennen der Körper Wärme und Licht zugleich daseyen, müssen sie auch zwey von einander ganz verschiedene Elemente seyn. Allein die freywerdende Wärme strebt sehr bald wieder Verbindungen einzugehen — sie seyen nun, welcher Art sie wollen, denn das kann uns hier völlig gleichgültig seyn. In diesen Verbindungen behauptet sie das Uebergewicht, und wird dadurch fühlbare Wärme. Daher erscheint auch die Flamme, welche das Verbrennen vegetabilischer Körper begleitet, weit weniger rein, als die Flamme, die beym Verbrennen anderer Körper sichtbar wird. Aus dem vegetabilischen Körper

entwickeln ſich auſser dem kohlengesäuerten Gas und der brennbaren Luft — heterogene Stoffe, mit denen die Wärme Verbindungen eingeht. Daher kann man die Flamme nur als den Uebergang des Lichts aus dem Zuſtande der Sichtbarkeit in den der Unſichtbarkeit betrachten. Da, wo die Flamme ſich endigt, erblickt man nur noch den Rauch, und, man könnte anſtatt mit Newton zu ſagen: die Flamme iſt ein leuchtender Rauch *), eben ſo gut ſagen: der Rauch iſt die Flamme, welche zu leuchten aufgehört hat. Je mehr wäſserigte und andere Theile der verbrannte Körper enthält, (wie friſches Holz) deſto früher wird die Flamme zu Rauch, daher wird auch begreiflich: warum bey einem ſchnellern Verbrennen weit mehr Wärme ſich verbreitet, als bey einem langſamern.

Der Hauptunterſchied des Lichts und der Wärme beſteht darin, daſs beyde auf ganz verſchiedene Sinne wirken. Zwar iſt es noch nicht lange, daſs man aufgehört hat, das Licht, als ſolches, für warm zu halten, ohne Zweifel, weil es Wärme wird, ſobald es mit dem Körper in Verbindung tritt. Jener Unterſchied wäre ſehr entſcheidend gegen die Behauptung, daſs Licht und Wärme gar nicht von einander verſchieden ſeyen; gegen die Behauptung aber, daſs Wärme eine bloſse Modifikation des Lichtes ſeye, kann ſie nichts beweiſen. Es iſt begreiflich, daſs das freygewordene Licht, (ich bediene mich immer der gangbarſten Ausdrücke), dem geiſtigen Organe ſich offenbare, während das gebundne nur auf den

*) Flamma eſt fumus candens.

niederen Sinn zu wirken vermag. Das Licht verbreitet ſich mit unglaublicher Schnelligkeit von ſeinem Urſprunge aus in die Ferne, die Wärme iſt auf eine beſtimmte Sphäre beſchränkt, denn überhaupt wirkt ſie nur in Verbindung mit einer entgegengeſetzten Materie, für ſie alſo haben wir den Sinn, der nur durch gröbere Berührung Eindrücke empfängt, für jenes das Organ, das, einer feinern Rührung fähig, dem Licht, das aus der gröſsten Entfernung zu uns kommt, offen ſtehet.

Wofür man auch immer das Licht halten mag, ſo verſchwindet die Zeit, die es zu ſeiner Fortpflanzung nöthig hat, in Nichts, ſobald man den Widerſtand berechnet, den es auf ſeinem Wege findet. Dieſer Widerſtand, den es findet, dehnt ſeine Verbreitung zu Zeitmomenten aus, in dieſem Widerſtande erſt bekommt es Eigenſchaften einer Materie für uns, ſeine Geſchwindigkeit wird eine endliche, durch Zahlen beſtimmbare Geſchwindigkeit, gleich einer Materie erleidet es jetzt Anziehung und Zurückſtoſſung, und wird ſo erſt ein möglicher Gegenſtand der Phyſik und der phyſikaliſchen Unterſuchung. Dieſe Bemerkung, dünkt mir, iſt hinreichend, die Frage zu entſcheiden: ob das Licht überhaupt als Materie betrachtet werden kann? So lange wir uns, wie hier, auf dem Gebiete der bloſs empiriſchen Phyſik befinden, werden wir nie anders von ihm ſprechen dürfen. Phyſik und Chemie haben ihre eigne Sprache, die ſich in einer höhern Wiſſenſchaft in eine ganz andere auflöſen muſs. Bis dahin alſo ſey es uns immer vergönnt, vom Licht, von der Wärme u. ſ. w. ſo zu ſprechen, wie man in der Phyſik

von ihnen sprechen muſs *). Dazu kömmt, daſs jene Frage: Sind Licht und Wärme **besondre** Materien?

---

*) „Freylich wird von der eigentlichen Natur des Feuers immer noch vieles vor unsern Augen verborgen bleiben, allein wenn auch alle diese Vorstellungsarten von der absoluten Wahrheit sehr weit entfernt bleiben, so haben sie doch immer für uns einen sehr groſsen relativen Werth, sie sind schickliche Bilder, uns die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur im Zusammenhang zu denken und uns die Kenntniſs derselben zu erleichtern. Gesetzt, die Ursache der Hitze sey kein Fluidum, es sey etwas, wovon sich nichts gleiches in der Natur fände, so ist doch nicht zu leugnen, daſs sich die Erscheinungen, so weit wir sie kennen, sehr schicklich unter dem Bilde eines flüſsigen Wesens denken lassen, und ist ein solches Zeichen glücklich gewählt, so kann es selbst dienen, den Geist auf neue Verhältnisse des unbekannten Wesens zu leiten. Was Wunder also, wenn die Naturforscher anfangen, ihre Erklärungen der natürlichen Phänomene für etwas mehr als bloſse Bildersprache zu halten. — Und was ist denn das Reelle in unsern Vorstellungen von Dingen auſser uns überhaupt, und was haben sie für Verhältnisse zu denselben? Laſst uns daher immer jene Bildersprache studiren und uns bemühen, ihr mehr Reichthum zu geben, so treffen wir am Ende vielleicht die Wahrheit so, wie sie der unterrichtete Taubstumme endlich trift, der unsere Sprache für das Ohr, für eine für das Auge, und was eigentlich Töne sind, für Bewegung der Kehle und der Lippen hält, aber, indem er sich die letztere zu sprechen bestrebt, auch demjenigen Sinne, ohne es zu wissen, vernehmlich spricht, dessen er gänzlich beraubt ist.“ **Lichtenbergs** Anm. zu Erxlebens Naturlehre, 6te Aufl. S. 453.

etwas vorausſetzt, was eine geſunde Philoſophie ſo ſchnell nicht einräumen dürfte, nämlich, daſs es überhaupt beſondre Materien gebe.

Die Wärme, ſagt man ferner, durchdringt die Körper, das Licht nicht. Beſſer würde man ſagen: das Licht, indem es in die Körper eindringt, hört auf Licht zu ſeyn, und wird von nun an fühlbare Wärme. Einige Körper, die, eine Zeitlang erleuchtet, im Dunkeln zu leuchten, fortfahren, machen eine ſcheinbare Ausnahme.

Wichtiger ſind die eigenthümlichen (der bloſsen Wärme nicht zukommenden) Wirkungen des Lichts, welche einige Anhänger der neuern Chemie als Beweis für das Daſeyn eines von dem Wärmeſtoff verſchiedenen Lichtſtoffs anzuführen pflegen *). Dieſe eigenthümlichen Wirkungen ſind vorzüglich folgende: Gewächſe, dem Licht ausgeſetzt, werden dadurch farbig, flüchtig, entzündlich, ſchmackhaft u. ſ. w. Abgeſehen davon, daſs Pflanzen, ſobald ſie dem Licht ausgeſetzt ſind, auch dem freyen Zutritt der Luft ausgeſetzt werden, daſs das Licht ſelbſt nur durch das Medium der Luft auf ſie wirkt u. ſ. w. kann man doch immer noch den Beweis fordern, daſs alle dieſe Wirkungen dem Lichte, als ſolchem, eigenthümlich ſeyen. Das Licht, kann man ſagen, inſofern es auf die Pflanzen Einfluſs hat, hört doch auf, Licht zu ſeyn, und wird Wärme. Ferner, die Vegetation der Pflanzen iſt weiter nichts, als ein komplicirter chemiſcher Proceſs, — wenn man will, ein

*) Man ſ. z. B. Fourcroy's chem. Philoſ. 1ſter Abſchn.

chemischer Procefs höherer Art. — Der Beweis davon ist die Lebensluft, welche die Pflanzen, dem Licht ausgesetzt, aushauchen. Alle Beobachtungen, welche Hales, Bonnet, Ingénhoufs, Senebier und andere darüber angestellt haben, machen es wahrscheinlich, dafs in den Pflanzen eine Zerlegung des Wassers vor sich geht, dafs der brennbare Bestandtheil in ihnen zurückbleibt, während der Sauerstoff in Luftgestalt davon geht. Dafs also Licht, und insofern auch Wärme — beyde die grofsen Agentien der Natur, deren sie sich bey jedem chemischen Processe bedient — diese Entwicklung des Sauerstoffs aus den Pflanzen befördern, ist an sich sehr begreiflich, und da die ganze Vegetation der Pflanzen von dem Fortgange jenes Processes abhängig ist, so sind insofern Licht (und Wärme) nothwendige Bedingungen des vegetabilischen Lebens. Dafs aber Licht weit mehr, als Wärme jenen Procefs befördert, sollte das so schwer zu erklären seyn? Wärme verbreitet sich langsam, dringt also in die Körper nur allmählig ein, während das Licht schneller, lebendiger einwirkt und im Innern der Pflanzen den Procefs beginnt, der zu ihrer Erhaltung nothwendig ist.

Nicht schwerer begreift man den Einflufs, den das Licht sowohl auf Verkalkung, als Entsäurung gewisser Metalle hat. Einige Metalle säuern sich von selbst, sobald sie nur der atmosphärischen Luft ausgesetzt werden. Andre werden durch Berührung des Lichts entsäuert, weil das Licht in allen Körpern, die einer Zersetzung fähig sind, Zersetzungen bewirkt. Wenn also Fourcroy sagt *): „dafs der Wär-

*) a. a. O. S. 11.

meſtoff mit dem Lichtſtoff einerley ſey, iſt nicht erwieſen. Je mehr unſere phyſikaliſchen Kenntniſſe ſich erweitern, deſto mehr findet man Verſchiedenheit in der Wirkung beyder, des Lichts und der Wärme," — ſo wäre ſehr zu wünſchen, daſs er Beyſpiele davon angeführt hätte. Daſs Licht ganz anders wirkt, als Wärme, hat niemand in Zweifel gezogen, aber niemand hat auch behauptet, daſs Licht und Wärme einerley Zuſtände derſelben Materie ſeyen.

Iſt das Licht das groſse Mittel, deſſen ſich die Natur bedient, um Zerſetzungen und Verbindungen überall zu bewirken, wo ſie zur Erhaltung des vegetabiliſchen und animaliſchen Lebens nothwendig ſind, ſo iſt es begreiflich, daſs die Körper gegen das Licht — ſcheinbare oder wirkliche? — Anziehung beweiſen. Ob das Licht auch als Grundſtoff in den chemiſchen Proceſs mit eingehe, iſt noch ſehr zweifelhaft; daſs aber bey den meiſten chemiſchen Proceſſen Licht oder Wärme thätig ſind, iſt auſser Zweifel. Selbſt bei dem Proceſs des Verbrennens, da das Licht aus ſeiner Verbindung tritt, iſt es ſelbſt wieder dasjenige, was den Proceſs anfängt und unterhält. Wir können nur Körper an Körper zünden, gewöhnlich iſt es ſchon freygewordene Wärme d. h. Licht, was den Proceſs eröffnet. Sobald der Grundſtoff der Luft von dem des Körpers angezogen wird, erſcheint Licht, von nun an ſetzt ſich der eingeleitete Proceſs von ſelbſt fort, der Körper verbrennt, wie man ſagt, von ſelbſt, und das Licht, das durch Zerſetzung der Luft frey wird, dient nur dazu, die Zerſetzung immerfort zu unterhalten.

Daſs aber dieſe Anziehung der Körper gegen das Licht nicht immer nach dem Verhältniſs ihrer Maſſe geſchieht, hat Newton längſt auſser Zweifel geſetzt. Er bemerkte, daſs ſchwefelichte und ölichte Körper das Licht ganz unverhältniſsmäſsig mit ihrer Dichtigkeit brechen, und dieſe einzige Bemerkung war für ihn hinreichend, die Verbrennlichkeit des Demants und das Daſeyn eines brennbaren Stoffs im Waſſer vorauszuſagen. Das Beſtreben alſo, welches das Licht gegen die Körper äuſsert, wird im Verhältniſſe ſtehen mit ihrer gröſsern oder geringern Zerſetzbarkeit, wo keine Zerſetzbarkeit ſtatt findet, wird das Licht dem dichtern Körper zueilen. — Nach den obigen Bemerkungen beweiſst das Licht durch den Widerſtand, den es findet, unwiderſprechlich, daſs es Materie iſt; noch unwiderſprechlicher beweiſen es die Anziehungen, die es erleidet. Fände es überall keinen Widerſtand, ſo würde es ſich in der allgemeinen Repulſivkraft verlieren, es verwandelte ſich nicht für die Sinnen in Materie. In der Phyſik iſt es vortheilhaft, ſich auf Analogien zu berufen. So iſt die Elaſticität der Luft proportionirt dem Drucke, (dem Widerſtande) den ſie erleidet. Die Luft würde aufhören, elaſtiſch zu ſeyn, ſobald ſie keinen Widerſtand fände, d. h. ſobald ſie ſich unendlich ausdehnte. Dieſer Analogie zufolge kann das Licht nur elaſtiſch ſeyn, inſofern es, es ſey, wodurch es wolle, z. B. Attraktion Widerſtand findet.

Verfolgen wir jene Analogie weiter, ſo wiſſen wir, daſs Elaſticität nur zwiſchen zween extremen Zuſtänden, dem der unendlichen Extenſion und dem der unendlichen Compreſſion, möglich iſt. Daher kommt es, daſs Elaſticität in verſchiedenen Körpern

durch Druck eben ſo leicht vermindert, als vermehrt werden kann. Eine totale Vernichtung der Elaſticität iſt unmöglich, weil unendliche Compreſſion eben ſo gut, als unendliche Extenſion unmöglich iſt.

Wenden wir dieſe Analogie auf das Licht an, ſo erleidet das Licht durch unverhältniſsmäſsigen Widerſtand allerdings eine Verminderung. Daher findet das Licht, als ſolches, im dichtern Körper ſeinen Tod, es wird Wärme, d. h. ſeine Elaſticität wird vermindert. Daher kommt es, daſs von zween Körpern, die demſelben Licht ausgeſetzt ſind, derjenige, der dem Licht ſtärkern Widerſtand leiſtet, welches nicht immer genau im Verhältniſs der Dichtigkeit geſchieht, ſtärker erhitzt wird. Der Einfluſs, den die Qualität der Körper auf ihre Anziehung gegen das Licht beweiſst, erhellt vorzüglich aus manchen Beobachtungen über den Urſprung der Farben.

Alles Licht unſerer Atmoſphäre geht von der Sonne aus; aber wie es ſich von der Sonne zu uns fortpflanzt, iſt eine Frage, über die man noch nicht gewiſs zu ſeyn ſcheint. Kommt etwa das Licht, das von der Sonne ausſtrömt, ſelbſt zu uns, oder bewirkt es nur in unſerer Atmoſphäre Veränderungen, durch welche unſer Planet erleuchtet wird? Alles Licht wenigſtens, das wir uns ſelbſt verſchaffen können, gewinnen wir nur durch Zerſetzungen der Luft.

Begreiflich würde durch dieſe Vorausſetzung die gleichförmig ſchnelle Verbreitung des Lichts. Laſſen wir das Licht mit Euler durch bloſs mechaniſche Erſchütterungen des Aethers fortgepflanzt werden, ſo begreift man nicht die Regelmäſsigkeit dieſer Erſchütterungen, die immer in gerader Richtung ſich fort-

pflanzen müſsten, während, aller übrigen Erfahrung zufolge, mechaniſche Erſchütterungen eines Fluidums nur durch Undulationen ſich verbreiten. Nehmen wir aber an, daſs das Licht von der Aeroſphäre der Sonne bis zu unſerer Atmoſphäre in einem leeren Raume ſich bewegt, ſo können wir es mit einer Schnelligkeit fortgehen laſſen, die der kurzen Zeit, in der es bis zu uns ſich fortpflanzt, völlig proportionirt iſt. Oder müſſen wir annehmen, daſs der ganze Raum des Himmels mit einem feinen elaſtiſchen Fluidum, dem Vehikel aller Kräfte, mit denen Welten auf Welten wirken, erfüllt iſt — (iſt irgendwo ein Raum, wo alles Licht wird, wie im Empyreum der Alten —) ſo muſs dieſes Fluidum immer feiner werden, je weiter es ſich von den feſten Körpern entfernt. Das Licht alſo würde, wenn die Atmoſphäre der Sonne, wie die unſerige, allmählig ſich verdünnte, mit immer beſchleunigter Schnelligkeit fortgehen, bis es endlich da, wo es in unſre Atmoſphäre eintritt, allmählig langſamer und langſamer ſich fortpflanzte.

Nehmen wir an, daſs das Licht in unſrer Atmoſphäre nur durch Zerſetzungen *) ſich fortpflanzt, ſo ſieht man ein, warum das Licht allein keine Wärme bewirkt. Erſt da, wo das Licht näher gegen die Erde kommt, wo die untere Luftſchichte, durch den Druck der ganzen obern Atmoſphäre, allmählig dichter und mit heterogenen Theilen immer mehr vermiſcht wird,

*) Ich brauche auch hier wieder einen Ausdruck der Chemie, ohne damit eben etwas chemiſches in dieſem Verhältniſs andeuten zu wollen.

kann fühlbare Wärme entstehen, kein Wunder, dass auf einer beträchtlichen Höhe die Temperatur der Luft überall dieselbe ist. Eben so wird dadurch erklärbar, dass die Wirkung des Lichts in Ansehung der Wärme sehr langsam seyn muss, dass die Sonnenhitze erst in den spätern Monaten des Jahres, und an einzelnen Tagen erst, nachdem Mittag vorbey ist, ihren höchsten Grad erreicht, dass unmittelbar nach Aufgang der Sonne die Luft kälter wird u. s. w. Könnten wir noch überdies eine gewisse Beschaffenheit unserer Atmosphäre erweisen, die es nothwendig machte, dass sie in beständiger Zersetzung erhalten würde, so wäre jene Voraussetzung um so wahrscheinlicher. Man wird schwerlich den Einwurf machen, dass diese beständige Zersetzung der Luft doch nicht so auf unser Auge wirkt, wie einzelne Zersetzungen, die wahrscheinlich bey allen meteorischen Erscheinungen statt finden. Vielmehr sieht man, wie eine solche gleichförmige nie unterbrochne, immer wiederholte Modifikation der Luft das Phänomen des Tages, d. h. einer gleichförmig verbreiteten Helligkeit geben kann, so wie z. B. eine ungleichförmige Lichtentwicklung das Phänomen der Morgen- und Abendröthen, vielleicht auch des Nordlichts und anderer Meteore giebt. Weil das Licht allgemein und überall gleichförmig ist, kann es in keinem einzelnen Punkte besonders bemerkbar seyn. Es mässigt selbst den Eindruck, den eine einzelne Lichtentwicklung auf unser Auge machen würde, nach demselben Gesetz, das die Gestirne vor dem Glanz der Sonne verschwinden macht.

Ich verkenne die Schwierigkeiten jener Voraussetzung nicht, die auch nur innerhalb gewisser Grän-

zen gelten kann. Sollte die Wirkung entfernter Gestirne, deren Strahlen erst nach Jahrzehenden, oder Jahrhunderten zu uns gekommen sind, auf unsere Atmosphäre noch grofs genug seyn, um eine solche Modifikation in ihr zu bewirken, als wir bey dieser Erklärung voraussetzen *)? Doch darf gegen keine Hypothese der Einwurf geltend gemacht werden, dafs sie allzugrofse Wirkungen in der Natur voraussetze. Gröfse und Entfernung thun hier nichts: denn was in der einen Beziehung ferne ist, ist in der andern nahe und wir haben für alles Räumliche blofs relative Mafsstäbe. Wenn nun der im Universum ausgegofsne Aether die absolute Identität aller Dinge selbst ist, so hebt sich in ihm Nähe und Entfernung vollends auf, da in ihm alle Dinge als Ein Ding und er selbst an sich und wesentlich Eines ist.

Die allgemeinste Behauptung, die über das Licht möglich ist, ist ohne Zweifel die, dafs es eine blofse Modifikation der Materie sey, — sobald wir fragen, was das Licht wirklich seye, nicht, was es zu seyn scheine, müssen wir auf diese Antwort kommen **) —

---

*) Oder, was sollen wir mehr bewundern, die Subtilität des Lichts, oder die Feinheit unsers Organs?

**) Mehrere philosophische Naturforscher haben diesen Gedanken nicht ungereimt gefunden. Zum Beweis setze ich eine Stelle aus Büffon hieher, die vielleicht aufmerksam darauf machen kann, dafs der Streit über die Natur des Lichts nur von einem höhern Standpunkt aus entschieden werden kann: „Toute matière deviendra lumière, dès que toute cohérence étant détruite, elle se trouvera divisée en molécules suffisam-

und darum wenigstens ist die Frage unnütz, ob das Licht eine besondre Materie seye. — Nur ist der Gewinn, den Physik und Naturbeobachtung daraus ziehen können, sehr geringe oder gar keiner, und es ist billig, dass man dann erst mit ihr hervorrückt, wann eine krasse Physik allzusehr vergisst, was z. B. Lichtenberg oft genug wiederholt, dass, was wir über Licht — Wärme — Feuer — Materie sagen können, nichts mehr und nichts weniger als eine Bildersprache ist, die nur innerhalb ihrer bestimmten Gränzen gilt. — Eben darin besteht einem grossen Theile nach das Geschäft einer philosophischen Na-

---

ment petites, et que ces molécules étant en liberté, seront déterminées par leur attraction mutuelle à se précipiter les unes contre les autres; dans l'instant du choc la force répulsive s'exercera, les molécules se fuiront en tout sens avec une vîtesse presque infinie, laquelle néanmoins n'est qu' égale à leur vîtesse acquise au moment du contact: car la loi de l'attraction étant d'augmenter comme l'espace diminue, il est évident qu' au contact l'espace toujours proportionnel au carré de la distance devient nul, et que par conséquent la vîtesse acquise en vertu de l'attraction, doit à ce point devenir presqu' infinie; cette vîtesse feroit même infinie si le contact étoit immédiat, et par conséquent la distance entre les deux corps absolument nulle; mais, comme nous l'avons souvent répété, il n'y a rien d'absolu, rien de parfait dans la Nature, et de même rien d'absolument grand, rien d'absolument petit, rien d'entièrement nul, rien de vraiment infini; et tout ce que j'ai dit de la petitesse infinie des atomes qui constituent la lumière, de leur ressort parfait, de la distance nulle dans le moment du contact, ne doit s'entendre qu' avec re-

turwiſſenſchaft, die Zuläſsigkeit ſowohl als die Gränzen ſolcher **Fiktionen** in der Phyſik zu beſtimmen, die zum weitern Fortſchritt der Unterſuchung und der Beobachtung ſchlechterdings nothwendig ſind — und nur dann unſern wiſſenſchaftlichen Fortſchritten entgegen ſind, wenn wir ſie auſserhalb ihrer Gränze gebrauchen wollen.

Dieſe Betrachtungen müſsten den bloſsen Empiriker lehren gegen widerſprechende Meynungen über ſolche Dinge tolerant zu ſeyn, und die Anmaaſsungen einzelner, die ihre Meynung (die doch auf keinen

---

ſtriction. Si l'on pouvoit douter de cette vérité métaphyſique, il ſeroit poſſible d'en donner une démonſtration phyſique, ſans même nous écarter de notre ſujet. Tout le monde ſait que la lumière emploie environ ſept minutes et demie de temps à venir du ſoleil jusqu' à nous; ſuppoſant donc le ſoleil à trente-ſix millions de lieues, la lumière parcourt cette énorme diſtánce en ſept minutes et demie, ou ce qui revient au même (ſuppoſant ſon mouvement uniforme), quatre-vingt mille lieues en une ſeconde. Cette viteſſe quoique prodigieuſe, eſt néanmoins bien eloignée d'être infinie, puisqu' elle eſt determinable par les nombres; elle ceſſera même de paroître prodigieuſe, lorsqu'on réfléchira que la Nature ſemble marcher en grand, presque auſſi vîte qu'en petit; il ne faut pour cela que ſupputer la célérité du mouvement des comêtes à leur périhélie, ou même celle des planètes qui ſe mouvent le plus rapidement, et l'on verra que la viteſſe de ces maſſes immenſes, quoique moindre, ſe peut néanmoins comparer d'aſſez près avec celle de nos atomes de lumière." T. VI. p. 20-22.

nen Fall mehr, als Meynung ist,) gegen alle übrige geltend zu machen suchen, zurückweisen. Gesetzt also, wir können die Fortpflanzung des Lichts nicht erklären, jede bisher versuchte Hypothese habe ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten u. s. w., so ist das kein Grund für uns, diese Hypothesen künftig nicht mehr, wie bisher zu gebrauchen, eher können wir auf den Gedanken kommen, dass wohl alle jene Hypothesen gleich falsch seyn möchten, und dass ihnen allen eine gemeinschaftliche Täuschung zu Grunde liege.

In der Physik aber, die diese Täuschung voraussetzt, und voraussetzen muss, kann das Licht nach wie vor eine Materie bleiben, die von entfernten Weltkörpern bis zu uns sich fortpflanzt, und, wenn wir gleich nicht mehr anzunehmen brauchen, dass die Sonne ein brennender Körper ist, so können wir sie doch immer noch als den Urquell betrachten, aus dem das Licht ausströmt. Also bleibt uns auch die Untersuchung wichtig, welche Beschaffenheit jenes Gestirn haben müsse, um einem ganzen System von Weltkörpern ununterbrochen Licht und Wärme zuzusenden.

Setzt man voraus, (was nach den bisherigen Untersuchungen vorausgesezt werden muss), dass das Licht in der Natur eine der ersten Rollen spielt, dass es vielleicht das grosse Mittel ist, dessen sich die Natur bedient, um auf jedem einzelnen Weltkörper Leben und Bewegung hervorzubringen und zu unterhalten, so läst es sich erwarten, dass der Körper, der ein ganzes System untergeordneter Körper re-

giert, alſo ſelbſt der erſte und gröſste in dieſem Syſteme iſt, auch unter dieſen Körpern der erſte Sitz des Lichts und der Wärme ſeyn muſs. Selbſt dann, wann uns das Licht nichts mehr als eine Modifikation der Materie überhaupt iſt, die zur Erhaltung eines Naturſyſtems nothwendig iſt, begreifen wir leicht, daſs der Hauptkörper jedes Syſtems die Haupturſache des Lichts in den untergeordneten Syſtemen ſeyn müſſe.

Noch mehr wird dieſe Vorausſetzung beſtättigt durch die Vermuthungen, die wir über die erſte Bildung unſers Planetenſyſtems wagen können. Die gegen den Aequator hin erhabene, gegen die Polen hin abgeplattete Geſtalt der Erde läſst kaum zweifeln, daſs die Erde erſt allmählig aus flüſſigem Zuſtand in feſten übergegangen iſt. Aus dieſer Vorausſetzung wenigſtens hat Kant die allmählige Bildung der jezigen Geſtalt der Erde, ſo weit ſich ſo etwas begreiflich machen läſst — in wenigen Worten — begreiflicher gemacht, als ſie durch manche weitläuftige geologiſche Verſuche und verwickelte Hypotheſen geworden iſt *).

War nämlich, ſagt Kant, der Urſtoff der Erde anfänglich in dunſtförmiger Geſtalt verbreitet, ſo muſsten, als durch Kräfte der chemiſchen Anziehung

*) Man ſ. ſeine Abhandlung über die Vulkane im Monde in der Berliner Monatsſchrift. März, 1785. Ich weiſs ſehr wohl, daſs die Vorausſetzung des urſprünglich flüſſigen Zuſtandes der Erde weit älter iſt, als dieſe Abhandlung; aber hier iſt von der Anwendung die Rede, die von dieſer Vorausſetzung gemacht wurde.

jene Körper aus dem flüſſigen Zuſtand in den feſten übergingen, ſogleich auch groſse Luftentwickelungen (man kann hinzuſetzen, auch Entwickelungen verſchiedener Luftarten) in ihrem Innern vorgehen, welche, durch die zugleich freygewordene Wärme bis zum höchſten Grad der Elaſticität ausgedehnt, und durch die Vermiſchung unter einander in noch gröſsere Bewegung verſetzt, bald den feſten Körper durchbrachen, die Materie in groſser Menge als Gebirge aufwarfen, ſich ſelbſt unter einander ſo lange zerſetzten und niederſchlugen, bis die mit ſich ſelbſt ins Gleichgewicht gekommene Luft von ſelbſt ſich erhob, ein Theil derſelben aber als Waſſer niederfiel, das vermöge ſeiner Schwere bald ſich in dem Krater jener allgemeinen Eruption ergoſs, jetzt erſt durch das Innere der Erde ſich ſelbſt ſeinen Weg brach, ſo allmählig durch ſeinen Lauf die regelmäſsige Geſtalt der Gebirge (deren Winkel groſsentheils wenigſtens ſich entſprechen) bildete, und, durch fortgeſetzte Anſpülungen im Lauf der Jahrhunderte, jene regelmäſsigen Schichten kalkartiger, verglaster, oder verſteinerter vegetabiliſcher und thieriſcher Körper im Innern der Berge zu Stande brachte, zuletzt aber aus immer höhern Becken endlich in das tiefſte von allen, das Meer, ſich zurückzog.

Dieſe Hypotheſe vom Urſprung unſerer Erde iſt um ſo wichtiger, da wir, aller Analogie zufolge, das Recht haben, ſie wenigſtens auf die Bildung unſers Planetenſyſtems auszudehnen. Wenigſtens hat Kant *) äuſserſt wahrſcheinlich gemacht, daſs die vorgebli-

*) a. a. O.

chen, vulkanischen Kraters im Monde, nach Analogie der grossen Becken, in welchen das Wasser auf der Erde sich gesammelt hat, und die man unmöglich für Folgen vulkanischer Ausbrüche halten kann, gleichfalls nichts anders, als Folgen atmosphärischer Eruptionen seyen, durch welche sich allmählig auf allen festen Körpern die grossen Gebirgmassen und die Bassins der Ströme und der Meere gebildet haben.

Darf ich zu dieser Hypothese eine andere hinzufügen, so sind die Kometen, diese im Systeme der Welt so räthselhaften Körper, allem Anschein nach keine festen Körper, wie unsere Erde und die übrigen Planeten unsers Sonnensystems. Wenigstens gelang es selbst Herscheln nicht, in sechs von seiner Schwester entdeckten, und fünf andern von ihm beobachteten Kometen, mit den möglich stärksten Vergrösserungen, einen Kern zu entdecken. Bey dieser Gelegenheit trägt Herr Hofrath Lichtenberg *) eine längst gefasste Muthmasung vor, dass entweder alle Kometen nur blosse Nebel seyen, die uns gegen die Mitte zu dichter erscheinen müssen, oder doch am Ende zu solchen Nebeln werden. Wie, wenn uns diese Muthmasung zu einer andern berechtigte, nämlich, dass die Kometen werdende Weltkörper sind, die, bis jetzt in Dunstgestalt verbreitet, den Gesetzen des allgemeinen Gleichgewichts der Schwere noch nicht völlig unterworfen, keinem System ausschliessend angehören, und eine in mehr als Einer Hinsicht regellose Bahn durchlaufen. Läfst

*) Anm. zu Erxlebens Naturlehre §. 644.

fich aus diefer Vorausfetzung erklären, was nur mühfam erklärbar ift, fobald man die Kometen für fefte Körper hält, dafs ihre Bahn eben fo wenig vollkommen elliptifch, als parabolifch oder hyperbolifch ift, dafs fie alle mögliche Richtungen in ihrem Laufe haben, während alle Planeten die Eine von Abend gegen Morgen haben u. f. w. Ich weifs wohl, dafs man alle diefe Phänomene teleologifch erklären kann, und dies hat Lambert gethan, indem er zeigte, dafs nur durch diefe Unregelmäfsigkeiten in der Bahn der Kometen die gröfste Zahl von Weltkörpern in diefem Raume möglich wird *). Aber damit ift nichts ausgerichtet, denn man will es mathematifch erklärt wiffen, wie, nach Gefetzen der allgemeinen Gravitation, die Regellofigkeit in den Bewegungen diefer Körper möglich ift. — Ich weifs auch, dafs Whifton fchon die Kometen für unreife Planeten gehalten hat. Aber er verband damit ganz andere Begriffe, denn er dachte fie als brennende Körper, die erft (fo wie ehemals unfere Erde) ausgebrannt feyn müfsten, um Planeten zu werden. Diefe Vorftellung hat freylich nicht die geringfte Wahrfcheinlichkeit; allein fie ift auch von der oben vorgetragenen völlig verfchieden.

Auf diefe Analogien geftützt, können wir die Hypothefe vom Urfprung der Erde keck auf die Bildung unfers ganzen Planetenfyftems, alfo auch auf die der Sonne felbft, ausdehnen. Denn die Sonne kann einmal in unferm Syfteme für nicht mehr, als

*) Cosmologifche Briefe über die Einrichtung des Weltbaues. 1761.

für den ersten Planeten gelten; könnten wir heute die Sonne aus dem Mittelpunkte ihres Systems hinweg nehmen, so würde sich bald der gröſste Planet in Besitz desselben setzen, und könnten wir auch diesen wieder wegnehmen, so hätte auch er wieder seinen Nachfolger, der die Sonne des Systems würde.

Indem die festen Körper unsers Planetensystems aus dem dunstförmigen Zustand in den festen übergingen, muſste eine Quantität Wärme, die zur Erhaltung jenes Zustandes nothwendig gewesen war, und die wir beynahe so groſs annehmen können, als wir wollen, frey werden. Derjenige Körper, welcher der Masse nach der gröſste war, muſste natürlich auch die gröſste Quantität Wärme zersetzen, und so wird es begreiflich, wie jeder Centralkörper nothwendig auch die Sonne seines Systems werden muſste *).

Diese Hypothese stimmt mit den neuesten Entdeckungen der Astronomie überein. Nachdem Schröter und andere die Atmosphäre des Monds, der Venus, des Jupiters auſser Zweifel gesetzt hatten, war es an sich schon glaublich, daſs auch die übrigen Weltkörper, und namentlich die Sonne, mit einer Aerosphäre umgeben seyen. Herschel hat dieser Vermuthung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gegeben, indem er die sogenannten Fackeln der Sonne als leuchtende, wolkenähnliche Dünste in der Atmosphäre der Sonne zu betrachten angefangen

---

*) Kant a. a. O.

hat *). Wenigſtens iſt durch ſeine Bemühungen ſo viel ausgemacht, daſs, wenn die Sonne von einer Atmoſphäre umgeben iſt, und wenn in dieſer Atmoſphäre Wolken entſtehen, die mit Lichtzerſetzungen verbunden ſind, die Sonne uns gerade ſo erſcheinen muſs, wie ſie uns wirklich erſcheint. Herr Herſchel glaubt, daſs wirklich dieſe lichten Wolken in der Sonnenatmoſphäre durch Niederſchlag und Dekompoſition der Luft entſtehen, und daſs es eigentlich dieſes durch Zerſetzungen entwickelte Licht iſt, was in der Sonne leuchtet, während die übrigen durchſichtigen Gegenden ihrer Atmoſphäre, durch welche man den Sonnenkörper ſelbſt erblicken kann, als Flecken erſcheinen. Daraus folgt denn weiter ganz natürlich, daſs die Sonne kein brennender, unbewohnbarer Körper, daſs ſie überhaupt den übrigen Weltkörpern ihres Syſtems weit ähnlicher iſt, als man gewöhnlich ſich vorzuſtellen pflegt.

Die Hypotheſe, daſs das Licht der Sonne ſich aus Zerſetzungen ihrer Atmoſphäre entwickelt, könnte noch wichtiger werden, ſobald man dieſen Gedanken weiter verfolgte. Wodurch werden jene Zerſetzungen bewirkt? Und warum ſind oder ſcheinen ſie nur partial zu ſeyn? Wenn wir aber einmal Lichtentwickelungen in der Atmoſphäre Eines Weltkörpers annehmen, ſo läſst ſich dies auch auf die Atmoſphären der übrigen Weltkörper anwenden. Wenigſtens ſcheint Herſchel ſelbſt zu glauben, daſs dieſe

---

*) Herſchels Abhandlung ſteht in den philoſ. Transakt. 1795. Vol. I. und im Auszug in Lichtenbergs Calender f. d. J. 1797.

Lichtentwickelungen der Sonne nicht eigenthümlich seyen. Er beruft sich auf das Nordlicht, das oft so groſs und so glänzend erscheint, daſs es wahrscheinlich vom Monde aus gesehen werden kann, ferner auf das Licht, das oft in heitern, mondlosen Nächten den ganzen Himmel überzieht. — Das Nordlicht, könnte man darauf erwiedern, hat einen höhern Glanz, weil es (wie das Licht der Morgen- und Abendröthen) ein partielles Licht ist. Wenn nun also durch Einwirkung der Sonne die Lichtentwickelung, die in diesen Fällen bloſs partiell ist, allgemein würde, lieſse sich dadurch nicht das ganze Phänomen des Tages begreifen *)?

Auch Herschel bleibt dabey stehen, daſs die Sonne Licht aussende, und kann auch den Einwurf nicht ganz vorbeygehen, daſs die Sonne durch so häufige Lichtzersetzungen allmählig erschöpft werden müſste. Ist das Licht der Sonne bloſs ein Phänomen ihrer Atmosphäre, so hat dieser Einwurf ohnehin nicht mehr so viel auf sich, als wenn man die Sonne für einen glühenden, oder brennenden Körper hält. Indeſs kann er sich, um diesem Einwurf zu begeg-

*) Dazu müſste man noch die Bemerkung nehmen, daſs das Licht unendlicher Grade von Elasticität fähig ist. Ohne Zweifel hängt der gröſsre oder geringere Glanz des Lichts von der gröſsern oder geringern Elasticität der Lichttheilchen ab. Das Sonnenlicht aber ist das glänzendste, das wir kennen, und zwischen ihm und der Flamme, die wir durch unsre gewöhnliche Luftzersetzungen erhalten, kann es eine Menge Abstuffungen des Glanzes — und also auch der Elasticität — geben.

nen, doch die Hypothese nicht versagen, dass die Kometen vielleicht das Vehikel seyen, durch welches der Sonne ihr beständiger Lichtverlust wieder ersetzt wird. Alles kommt auf die Begriffe an, die man sich vom Lichte macht. Man kann ohnehin nicht glauben, dass in einem System, wo alles zusammenhängt, irgend etwas beständigen Verlust erleide, ohne Ersatz zu erhalten, und es lassen sich unzählige Quellen denken, aus welchen auch der Sonne Licht zuströmt. Auf die übrigen Einwürfe, die man gegen eine Verbreitung der Lichtmaterie von der Sonne aus gemacht hat, nimmt Herr Herschel keine Rücksicht. Nur einige derselben treffen auch seine Hypothese; auf jeden Fall sind sie alle zusammen für den Empiriker neugierige Fragen, die zur Last fallen, und die man nicht so recht, wie man gerne wünschte, von sich weisen kann, so lange man sich noch mit den krassen Begriffen vom Lichte trägt.

So bleibt also jede Hypothese über den Ursprung des Lichts, sobald sie die Fortpflanzung desselben erklären soll, bey Schwierigkeiten stehen, die sie nicht auflösen kann, und das Resultat einer unpartheyischen Untersuchung scheint doch am Ende dieses zu seyn, dass noch keine der bisherigen Hypothesen die Wahrheit ganz getroffen habe; dieses Resultat aber ist so gewöhnlich und den meisten unserer Untersuchungen so gemein, dass man nichts besonders damit gesagt zu haben, glauben darf.

Ueber die Lehre der Naturphilosophie vom Licht.

(Zusatz zum zweiten Kapitel.)

*

Da dieser Gegenstand in der Folge noch öfters zur Sprache kommen wird, so wollen wir hier nur die Hauptpunkte der Lehre vom Licht nach der Naturphilosophie angeben.

1. Betreffend die Verhältnisse zur Wärme, so sind diese ganz sekundäre Verhältnisse, die in der Bestimmung der Natur des Lichts an sich keine Berücksichtigung erfordern. Alle Wärme überhaupt, sofern sie sich äussert, und andre kennen wir nicht, ist ein Kohäsionsbestreben des Körpers, wodurch er sich zur Indifferenz rekonstruirt; denn jeder Körper ist nur erwärmt, sofern er leitet, alle Leitung aber ist eine Funktion der Kohäsion. (Zeitschr. f. spekul. Physik. Bd. II. Heft 2. §. 88.

Dass nun das Licht — nicht durch unmittelbare Wirkung, sondern durch Vermittlung desjenigen, worin es selbst mit dem Körper Eins ist, der absoluten Identität, der prästabilirten Harmonie, sofern sie für diesen Punkt der Natur statt findet — den Körper aus dem Indifferenzzustand und dadurch je-

nes Kohäsionsbestreben in ihm setzen könne, wird aus dem folgenden klar werden.

2. Es ist bereits bemerkt worden, dass die Konstruktionen der Naturphilosophie nur im Zusammenhang des Ganzen nach ihrer Nothwendigkeit eingesehn werden können. Wir haben diesen hier in Ansehung des Lichts zu suppliren. Schon oben (in dem Zusatz zur Einleitung) wurde gezeigt, dass das Universum nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen, z. B. in der Natur und selbst in der Natur wieder in der einzelnen Sphäre, kraft des ewigen Gesetzes der Subjekt-Objektivirung der Absolutheit in die zwei Einheiten zerfällt, wovon wir die eine als die reale, die andre als die ideale bezeichnet haben. Das An sich ist immer die dritte Einheit, worin die beiden ersten gleichgesetzt sind, nur dass sie nicht als dritte, als Synthesis, wie sie in der Erscheinung vorkommt, sondern als absolute aufgefasst werde. So offenbart sich auch das identische Wesen der Natur nach der einen Seite nothwendig als reale Einheit, welches in der Materie geschieht, nach der andern als ideale im Licht, das An sich ist das, wovon Materie und Licht selbst bloss die beiden Attribute sind und aus dem sie als ihrer gemeinschaftlichen Wurzel hervorgehn.

Dieses An sich, dieses identische Wesen der Materie und des Lichtes ist der Organismus und was in der Erfahrung als das dritte erscheint, ist an sich wieder das erste.

Wir haben nun die Natur des Lichts, da es nur in diesem Gegensatze ist, ohne Zweifel nach dem Verhältniss desselben zu bestimmen. Das Licht ist das-

ſelbe, was die Materie, die Materie daſſelbe, was das Licht iſt, nur jene im Realen, dieſe im Idealen. Jene nun iſt der reale Akt der Raumerfüllung, und inſofern der erfüllte Raum ſelbſt. Dieſes alſo wird nicht die Raumerfüllung ſelbſt, noch erfüllter Raum, ſondern nur die ideelle Rekonſtruktion derſelben nach den drei Dimenſionen ſeyn können. Umgekehrt, wenn allgemein bewieſen iſt, daſs jedem Reellen, z. B. der Raumerfüllung daſſelbe im Ideellen entſpreche, ſo werden wir finden, daſs dieſer ideell angeſchaute Akt der Produktion nur in das Licht fallen könne. Das Licht beſchreibt alle Dimenſionen, ohne den Raum wirklich zu erfüllen (dieſs eben iſt das ganz Eigenthümliche nur der Konſtruktion durchdringliche Verhältniſs des Lichtes, daſs es alle Eigenſchaften der Materie aber nur ideell an ſich trägt); erfüllte das Licht den Raum, ſo würde ein Licht das andré eben ſo wie ein Körper den andern ausſchlieſſen, während bei beſtirnten Himmel in einer gewiſſen Ausdehnung ſchlechthin in jedem Punkt derſelben alle ſichtbare Sterne geſehen werden, jeder der leztern für ſich alſo dieſe ganze Ausdehnung erfüllt, ohne die andern auszuſchlieſsen, welche dieſelbe gleichfalls in allen Punkten erfüllen. Man begreift allerdings kaum, wie dieſe einfachen Reflexionen nicht ſchon längſt hinreichend geweſen, auch den bloſsen Empiriſten zu der höhern Anſicht zu treiben, eben ſo wie die Schlüſſe, die ſich unmittelbar aus dem Phänomen der Durchſichtigkeit ergeben. Gegen die Folgerung, daſs, weil ein durchſichtiger Körper es in allen Punkten auf gleiche Weiſe iſt oder ſeyn kann, ein ſolcher Körper in allen Richtungen gradlinicht durchbohrt, demnach nichts als Porus ſeyn müſte, wofern die Newtoniſche Vorſtellung des Lichts

gegründet wäre, findet sich auch bei den sorgfältigsten Empirikern keine andre Erwiedrung, als dass doch kein Körper absolut durchsichtig sey. Diess hat seine vollkommne Richtigkeit, nur dass die unvollkommne Durchsichtigkeit nicht ihren Grund in undurchsichtigen Zwischenräumen hat, sondern der (grössere oder geringere) Grad der Durchsichtigkeit, den der Körper überhaupt hat, in jedem Punkte gleichförmig ist. Wir könnten hier eben so der gleichförmigen Abnahme der Erleuchtung in einem bestimmten Verhältniss der Entfernung von dem leuchtenden Punkt erwähnen, da, wenn das Licht in materiellen Strahlen ausströmte, die geringere Erleuchtung einer Fläche in bestimmter Entfernung lichtleere Stellen, eben so wie der geringere Grad der Durchsichtigkeit in dem eben angeführten Fall undurchsichtige Zwischenräume voraussetzte, während die schwächere Erleuchtung der Fläche vielmehr ganz gleichförmig ist: etwas, das schon Kant in einer Stelle seiner metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft angeführt hat, obgleich die Antwort, die er darauf giebt, nur oberflächlich, und unzulänglich ist.

Ich weiss nicht, ob es diese Betrachtungen waren, oder andere, welche kurz vor der ersten Erscheinung der gegenwärtigen Schrift der alten Meinung von der Immaterialität des Lichts einige neue Vertheidiger verschafften. Allein dieser Ausdruck sagt doch schlechterdings nichts, auch ist die Lehre der Naturphilosophie keineswegs mit dieser Behauptung zu verwechseln. Abgesehn davon, dass Immaterialität eine bloss negative Bestimmung ist, womit sich dann übrigens, die Eulerischen Aetherschwingun-

gen oder irgend eine andre **sogenannte** dynamische nicht viel beſsre Hypotheſe vollkommen verträgt, ſo iſt die Meinung und Vorausſetzung der Immaterialiſten, daſs nun dagegen die Materie doch wirklich und wahrhaft materiell ſey. Dieſs iſt aber eben nicht der Fall, denn in dem Sinn jener Phyſiker iſt auch die Materie nicht materiell, und in **dem** Sinn, in welchem ihnen das Licht immateriell iſt, iſt es auch die Materie ſelbſt. Es bedarf alſo, die Natur dieſes Weſens zu begreifen, weit höherer Beſtimmungen.

Wenn wir nach der Beſtimmung des Lichts als deſſen, was auf **poſitive Art** im Ideellen daſſelbe iſt, was die Materie im Realen, nun auf dieſe Begriffe ſelbſt reflektiren, ſo ergiebt ſich aus dem, was ſchon in dem obigen Zuſatz zur Einleitung geſagt worden iſt, daſs auch das Ideelle eben ſo wenig ein rein Ideelles, als das Reelle ein rein Reelles ſey. Reell iſt allgemein und immer die Identität, ſofern ſie Einpflanzung des Ideellen ins Reelle iſt, ideell iſt dieſelbe, ſofern ſie Wiederaufnahme des Reellen ins Ideelle iſt. Jenes iſt in der Materie der Fall, wo die der Leiblichkeit eingebildete Seele in der Farbe, im Glanz, im Klang offenbar wird, dieſes iſt in dem Licht der Fall, welches daher, als das Endliche im Unendlichen dargeſtellt, der abſolute Schematismus aller Materie iſt.

Sonſt inwiefern ſich die Schwere zu den Körpern allgemein als **Grund** von Exiſtenz und empfangendes Princip, das Licht aber als thätiges verhält, können wir jene als das mütterliche Princip und die Natur in der Natur, dieſes als das zeugende Princip und das Göttliche in der Natur betrachten.

3. Es geht aus den bisherigen Betrachtungen von selbst hervor, daſs wir keine unmittelbare Wirkung des Lichts auf die Körper, eben so wenig als der Körper auf das Licht, z. B. durch Anziehung oder in der Refraktion zugeben, sondern, daſs alles Verhältniſs beider durch das dritte, jenes An sich, darin sie Eines sind, und welches sie, gleichsam auf einer höheren Stuffe als Schwere eintretend, zu synthesiren sucht, zu begreifen sey.

Es fallen hiemit von selbst alle Gründe hinweg, welche man theils von den sogenannten chemischen Wirkungen des Lichts auf die Körper, theils von der gegenseitigen Wirkung der Körper auf das Licht für die materielle Beschaffenheit des letztern hernehmen wollte. Jenes Princip, welches hier aus seinem Dunkel nur noch unvollkommen hervortritt, ist dasselbe, welches auch auf der höheren Stuffe Seele und Leib in Eins bildet, und nicht Körper ist und nicht Licht.

Wie viel Dunkles hier übrigens in der Anwendung auf die einzelnen Fälle, worauf wir uns hier nicht einlassen können, statt finden müsse, wird der nachdenkende Leser von selbst ermessen.

4. Betreffend endlich die im obigen Kapitel gleichfalls berührte Frage nach dem Grund, der eben den Centralkörper jedes Systems auch zur Quelle des Lichtes für selbiges bestimmt, erwähnen wir vorläufig nur, daſs es ja eben das Centrum ist, in welchem durch die Schwere das Besondre der Materie dieses Systems ins Allgemeine zurückgebildet wird, daſs also an ihm vorzugsweise auch das

Licht als die lebendige Form der Einbildung des Endlichen ins Unendliche offenbar werden müsse.

Uebrigens ist über das Entstehen sowohl als die Verhältnisse der Weltkörper zu einander, die Ansicht der Philosophie nothwendig eine höhere, als die im obigen Kapitel aus Kant angeführte empirische Vorstellungsweise. Die Weltkörper gehen aus ihren Centris hervor und sind eben so in ihnen, wie Ideen aus Ideen hervorgehen und in ihnen sind, abhängig zugleich und doch selbstständig. In dieser Unterordnung eben zeigt sich das materielle Universum als die aufgeschlossne Ideenwelt. Diejenigen Weltkörper, welche dem Centro aller Ideen am nächsten liegen, haben nothwendig mehr Allgemeinheit in sich, diejenige, die entfernter, mehr Besonderheit, diess ist der Gegensatz der selbstleuchtenden und der dunkeln Weltkörper, obgleich ein jeder nur relativ selbstleuchtend oder dunkel ist. Jene sind in dem organischen Leib des Universums die höheren Sensoria der absoluten Identität, diese die entfernten mehr äusserlichen Glieder. Es ist kein Zweifel, dass eine höhere Ordnung existire, die auch diese Differenz noch als Indifferenz begreife, und in der als Einheit liege, was für diese untergeordnete Welt sich in Sonnen und Planeten getrennt hat.

Mehrere andre zu der Lehre der Naturphilosophie vom Licht gehörigen Bemerkungen werden in der Folge noch vorkommen.

Drit-

Drittes Kapitel.

Von der Luft und den Luftarten.

*

Unfern Erdball umgiebt ein durchsichtiges, elastisches Fluidum, das wir Luft nennen, ohne dessen Gegenwart kein Procefs der Natur gelänge, ohne welches animalisches sowohl als vegetabilisches Leben unausbleiblich erlöschen würde — wie es scheint das allgemeine Vehikel aller belebenden Kräfte, eine unerschöpfliche Quelle, aus der die belebte sowohl, als die unbelebte Natur alles an sich zieht, was zu ihrem Gedeihen nothwendig ist. Aber die Natur hat in ihrer ganzen Oekonomie nichts zugelassen, was für sich und unabhängig vom ganzen Zusammenhange der Dinge existiren könnte, keine Kraft, die nicht durch eine entgegengesetzte beschränkt, nur in diesem Streit ihre Fortdauer fände, kein Produkt, das nicht durch Wirkung und Gegenwirkung allein geworden wäre, was es ist, und das unaufhörlich zurück gäbe, was es empfangen hat, und unter neuer Gestalt wieder erhielte, was es zurück gegeben hatte. Diefs ist der grofse Kunstgriff der Natur, durch welchen allein sie den beständigen Kreislauf, in welchem sie fortdauert, und damit ihre eigne Ewigkeit sichert. Nichts, was ist und was wird, kann seyn oder werden, ohne dafs ein anders zugleich sey oder werde, und selbst der Untergang

des einen Naturprodukts ist nichts als Bezahlung einer Schuld, die es gegen die ganze übrige Natur auf sich genommen hat; daher ist nichts Ursprüngliches, nichts Absolutes, nichts Selbstbestehendes innerhalb der Natur. Der Anfang der Natur ist überall und nirgends, und der forschende Geist findet im Zurückschreiten eben so gut, als im Fortschreiten dieselbe Unendlichkeit ihrer Erscheinungen. Um diesen beständigen Wechsel zu unterhalten, musste die Natur alles auf Gegensätze berechnen, musste Extreme aufstellen, innerhalb welcher allein die unendliche Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen möglich war.

Eines dieser Extreme nun ist das bewegliche Element, die Luft, durch welches allein allem, was lebt und vegetirt, Kräfte und Stoffe, durch welche es fortdauert, zugeführt werden, und das doch selbst grossentheils durch die beständige Ausbeute der animalischen und vegetabilischen Schöpfung in dem Zustand erhalten wird, in welchem es fähig ist, Leben und Vegetation zu befördern.

Die atmosphärische Luft verändert sich täglich auf die mannichfaltigste Weise, und nur die Beständigkeit dieser Veränderungen giebt ihr einen gewissen allgemeinen Charakter, der ihr nur überhaupt und im Ganzen genommen, zukommen kann. Mit jedem Wechsel der Jahreszeit müsste ihr auch eine weit grössere Veränderung bevorstehen, als sie wirklich erleidet, wenn nicht die Natur durch die gleichzeitigen Revolutionen auf der Oberfläche und im Innern der Erde auf der einen Seite ersetzte, was sie auf der andern entzieht, und so immerfort eine totale Katastrophe unsers Luftkreises verhinderte.

Unsere Luft ist das Resultat tausendfacher Entwickelungen, die auf und in der Erde vorgehen. Während die vegetabilische Schöpfung die reinste Luft aushaucht, athmet die animalische eine Luftart aus, die, zu Beförderung des Lebens untauglich, die Reinheit der Luft verhältnissmässig vermindert. Die im Ganzen genommen gleichförmige Verbreitung der Körper, die dem Luftkreis, nach fein berechneten Proportionen, immer neue Stoffe spenden, lässt es nie so weit kommen, dass eine völlig reine Luft unsere Lebenskraft erschöpfe, oder ein mephitisches Gas alle Keime des Lebens erstické. Stoffe, die die Natur nicht jedem Erdreich anvertrauen konnte, und die zur beständigen Erneuerung der Luft nothwendig sind, führt sie doch dem Luftkreis entfernter Gegenden durch Winde und Stürme zu. Was der Luftkreis den Pflanzen leiht, geben sie ihm veredelt zurück. Der rohe Stoff, den sie einsaugen, entwickelt sich aus ihnen als Lebensluft. Wenn sie verwelken, geben sie ihrer grossen Ernährerin zurück, was sie einst aus ihr an sich zogen, und während die Erde zu veralten scheint, verjüngt sich der Luftkreis durch die Stoffe, die er der allgemeinen Zerstörung entreisst. Während die eine Seite der Erde alles ihres Schmuckes beraubt wird, steht die andere eben in voller Frühlingspracht da. Was die Atmosphäre den einen, durch den Aufwand, den sie für die vegetabilische Schöpfung machen muss, verliert, gewinnt der Luftkreis der andern durch das, was er aus verwelkenden und verwesenden Pflanzen an sich zieht. Regelmässig beginnen daher mit Herbst und Frühling die grossen Bewegungen, wodurch sich die Luftmasse, die unsern Erdball umgiebt, mit sich selbst ins Gleich-

gewicht ſetzt. So allein iſt es begreiflich, wie die atmoſphäriſche Luft, der zahlloſen Veränderungen in ihr ungeachtet, doch im Ganzen genommen immer dieſelben Eigenſchaften behält.

Nach dieſen Ideen iſt leicht zu beurtheilen, was man neuerdings über die Beſtandtheile der atmoſphäriſchen Luft behauptet hat. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie zwo ſo heterogene Luftarten, als die beyden ſind, aus denen die atmoſphäriſche beſtehen ſoll, in ſo inniger Vereinigung ſich befinden können, als wir ſie in der atmoſphäriſchen Luft antreffen. Die leichteſte Art, ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, iſt ohne Zweifel die, anzunehmen, daſs ſie nicht wirklich mit einander vermiſcht, ſondern, abgeſondert von einander, den Luftkreis erfüllen. Nach Hrn. Geh. Hofrath Girtanners Behauptung wenigſtens *) befinden ſich die beyden Gasarten, aus denen die atmoſphäriſche Luft beſteht, in keiner genauen und innigen Miſchung. Sie ſondern ſich, wie er glaubt, von ſelbſt in zwo über einander ſchwebende Schichten ab: das leichtere Salpeterſtoffgas ſchwebt oben, das ſchwerere Sauerſtoffgas ſenkt ſich nieder.

Dieſe Annahme wäre ſehr erwünſcht, wenn man nur begreifen könnte, warum das leichtere Salpeterſtoffgas ſchichtenweiſe zwiſchen dem ſchwerern Sauerſtoffgas liegt, und warum es ſich nicht vielmehr ganz über das letztere erhebt? In dieſem Fall müſste die unterſte Region der Luft mit reiner Lebensluft, die oberſte mit rein azotiſcher Luft erfüllt ſeyn, was unmöglich iſt.

*) Man ſ. die Anfangsgründe der antiphl. Chemie. S. 65.

Auch begreift man, ohne eine innigere Verbindung beyder anzunehmen, nicht, warum nicht oft an einem Orte bald bloſs azotiſche, bald reine Lebensluft angehäuft würde. Wäre die azotiſche Lebensluft getrennt vorhanden, ſo müſste ſie dem Leben äuſserſt ſchädlich ſeyn; iſt ſie es nicht, ſo iſt jene nicht mehr azotiſche, dieſe nicht mehr reine Luft.

Man ſcheint alſo genöthigt, eine innige Miſchung beyder Luftarten, und inſofern die atmoſphäriſche Luft als ein wirkliches chemiſches Produkt aus beyden anzuſehen, von dem man nur ſo viel ſagen kann: die Luft, die uns umgiebt, beruht auf ſolchen Verhältniſſen, daſs ſie, nach Aufhebung derſelben, Lebensluft oder azotiſche ſeyn kann, aber, ſo lange dieſe Verhältniſſe beſtehen, keine von beyden iſt, weil beyde nur in ihrer Reinheit das ſind, was ſie ſind, und gemiſcht aufhören zu ſeyn, was ſie vorher waren.

Ohne Bedenken, ſcheint es mir, kann man hier eine chemiſche Durchdringung annehmen. Es fragt ſich nur, durch welches Mittel die Natur dieſe innige Miſchung bewirkt? Ich glaube dieſes Mittel im Licht gefunden zu haben, das, ſeiner ganzen Wirkungsart nach, die Luft in beſtändiger Zerſetzung erhalten muſs, und ſo, wie in Pflanzen, doch wohl auch im Medium, durch welches es zu uns kommt, beſtändige Miſchungsveränderungen bewirken kann. Experimente würden dieſe Vermuthung ohne Zweifel beſtätigen.

Im Allgemeinen unterſcheiden ſich die verſchiedenen Luftarten vorzüglich durch quantitative Verhält-

nisse ihrer Bestandtheile. Das vollkommenste Gleichgewicht hat die Natur vielleicht bey den beyden Extremen der Lebens- und der azotischen Luft getroffen. Das relative Uebergewicht der ponderablen Theile zeichnet die mephitischen, nichtentzündbaren aus, so wie umgekehrt das relative Uebergewicht der Wärme mephitische Luftarten entzündbar macht. Die erstern könnte man auch oxydirte, so wie die letztern desoxydirte heissen, eine Benennung, wodurch zugleich ihre innere Beschaffenheit und ihre Brennbarkeit und Nichtbrennbarkeit angezeigt würde.

Zur Erklärung des berühmten Versuchs der Wasserzusammensetzung aus brennbarer und Lebensluft hat die neuere Chemie das Hydrogene, d. h. ein besonderes wassererzeugendes Princip, angenommen, das die Grundlage aller brennbaren Luftarten seyn soll. Es fragt sich aber, ob es diesen Namen verdiene? Das Verbrennen der inflammablen mit der Lebensluft ist ganz derselbe Process, wie jedes andere Verbrennen. Der Grundstoff der erstern reisst den Sauerstoff der letztern an sich; die Wärme wird in grosser Quantität frey, was übrig bleibt, vermag die schwerere Luft nicht mehr in Gasgestalt zu erhalten. Sie müsste daher entweder in sichtbaren Dampf oder in tropfbare Flüssigkeit übergehen. Dass das letztere geschehe, zeigt die Erfahrung. Allein dieser Process ist doch von jedem andern, bey welchem eine Verminderung der Kapacität vorgeht, nur dem Grade nach verschieden. So wird nach demselben Gesetze die Salpeterluft durch Berührung mit der atmosphärischen, sichtbarer Dampf. Auch hier geht eine Verminderung der Kapacität vor, nach dem allgemeinen Gesetze: was die Natur, im bisherigen Zu-

stande, nicht erhalten kann, erhält sie durch Veränderung seines Zustandes, d. h. durch Vergrösserung oder Verminderung seiner Kapacität.

Was den Grundstoff der brennbaren Luft allein zum Hydrogene machen kann, ist die chemische Wirkung, die er auf den Sauerstoff äussert. Dadurch nur, dass in diesem Uebergange der Luft in den tropfbar flüssigen Zustand, ihre beyden Grundstoffe wechselseitig durch einander gebunden werden, wird sie Wasser, d. h. eine durchsichtige, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Dadurch unterscheidet sich diese Zersetzung von andern, z. B. von der Zersezung der azotischen und der Lebensluft durch den elektrischen Funken. Die tropfbare Flüssigkeit, die sich hier niederschlägt, hat den Charakter einer Säure, deren Basis der Grundstoff der azotischen Luft, Salpeterstoff, ist. Das Hydrogene wirkt also auf den Sauerstoff als chemisches Bindungsmittel. Daraus erklärt sich, warum das aus jenem Process gewonnene Wasser die Eigenschaften einer Säure zeigt, sobald eine der beyden Luftarten nicht völlig rein ist, sondern neben ihrem Grundstoffe noch heterogene Theile enthält, oder wenn nach Priestleys Experimenten das gehörige quantitative Verhältniss zwischen dem verbrannten Wasserstoffgas und der dazu angewandten Lebensluft nicht beobachtet wird.

Hier scheint sich noch ein weites Feld für chemische Untersuchungen zu eröffnen. Die Erscheinung der azotischen Luft, welche man aus Wasserdämpfen erhält, wenn sie durch ein glühendes irdenes Rohr geleitet werden, ist bis jetzt nicht hinlänglich erklärt. So viel ist aus den evidentesten, schon vor Priest-

ley zum Theil angeſtellten, Verſuchen gewiſs, daſs die äuſsere (atmoſphäriſche) Luft zu dieſer Entwicklung der azotiſchen mitwirkt. Aber, was ſie eigentlich dazu beyträgt, iſt bisher nicht ausgemacht. Was man darüber auch feſtgeſetzt hat, iſt bloſse Hypotheſe. Daſs die azotiſche Luft ganz bloſs von auſſen eingedrungen ſey — daſs ſie etwa bloſs von der durch die brennenden Kohlen, welche zum Experiment angewendet werden, zerſetzten atmoſphäriſchen Luft herkomme, iſt möglich zwar; aber es fragt ſich immer noch, wo denn bey dieſem Experiment die Waſſerdämpfe hingekommen ſeyen? Was auch das Reſultat weiterer Unterſuchungen hierüber ſeyn möge, ſo iſt es ſo lange, als dieſe Unterſuchungen nicht angeſtellt ſind, erlaubt, auch Möglichkeiten zur Unterſuchung vorzulegen, die jetzt freylich nichts weiter als Möglichkeiten ſind, die aber Unterſuchung verdienen, weil ſie viele Erſcheinungen, die jetzt noch iſolirt da ſtehen, in Zuſammenhang bringen, und durch ihre Anwendung (auf die Meteorologie) ſelbſt über ein weit gröſseres Feld Licht verbreiten könnten.

Die Chemie wird auf keinen Fall dabey ſtehen bleiben, die Baſis der brennbaren Luft nur als Hydrogene, ſo wie die Baſis der azotiſchen Luft nur als Azot zu kennen. Auch muſs die Meteorologie, früher oder ſpäter, doch die Frage beantworten: ob das Waſſer in Bezug auf unſern Luftkreis wirklich ſo ganz müſsig iſt, als man es bis jetzt noch anzunehmen für gut findet? So viel iſt freylich gewiſs, daſs reine Waſſerluft, wenn eine exiſtirte, ſo wenig als das Waſſer, aus dem ſie entſtanden iſt, durch innre, qualitative Eigenſchaften ſich auszeichnen

könnte. Aber es fragt sich: was aus dem Wasser werden kann, wenn das innere Verhältniss seiner beyden Grundstoffe aufgehoben wird? davon haben wir bis jetzt nur Ein Beyspiel — die brennbare Luft, die aus der völligen chemischen Scheidung beyder Grundstoffe entsteht. Aber es lassen sich wohl noch andere chemische Wasserprocesse denken, welche wahrscheinlich die Natur nicht unbenützt läst, unerachtet sie uns vielleicht noch unbekannt sind — ein dringender Aufruf an die Chemiker, den Grundstoff des Wassers näher, wo möglich, als bisher geschehen ist, zu untersuchen.

Die Theorie der Luftarten überhaupt hat ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, so lange man über die Bildung der Luftarten noch so ungewiss ist, als man es trotz der vielen Untersuchungen darüber bis diese Stunde noch ist. Dass die Wärme mit den Grundstoffen der Luftarten eine chemische Verbindung eingehen müsse, um Luft hervorzubringen, wird zwar fast allgemein angenommen, ist aber nichts weniger als ausgemacht. Den Hauptgrund nimmt man von den Wasserdämpfen her, die, durch Kälte und Druck zerstörbar, beweisen, dass die Wärme bloss mechanisch sie ausgedehnt hatte. Weil nun Luft weder durch Kälte, noch durch Druck zerstört werden kann, so soll die Wärme einen chemischen, durch keine bloss mechanischen Mittel von ihr zu trennenden Grundstoff der Luft ausmachen. Dass die Wärme chemisches Mittel ist, ist ausser Zweifel. Chemisch wirken also kann sie, ohne deswegen selbst chemischer Bestandtheil einer Luftart zu werden. Wenn nun die Wärme, da wo sie bloss Dämpfe erzeugt, wirklich bloss mechanisch als

extensive Kraft wirkt, da aber, wo sie Luft erzeugt, die Grundtheilchen der Luft völlig auflöst, so wirkt sie im letztern Fall chemisch, ohne deswegen selbst chemischer Grundstoff zu werden. Im erstern Fall wirkt sie mechanisch, im letztern dynamisch. Daher wirkt sie im erstern Falle bloss auf das Volumen des flüssigen Körpers. Dünste sind eben deswegen auch viel leichter und bey weitem nicht so dicht, als die atmosphärische Luft. Ohne diese grosse Ausdehnung könnten sie sich gar nicht in unsichtbarer Gestalt erhalten, während die Luft, ihrer weit grössern Dichtigkeit unerachtet, diese Gestalt permanent beybehält. Im erstern Fall also wirkt die Wärme offenbar bloss durch Entfernung der Lufttheilchen von einander, im letztern aber wirkt sie durch Auflösung, dadurch, dass sie die Lufttheilchen durchdringt. Eine ähnliche Durchdringung der festen Körper durch die Wärme müssen wir doch annehmen, um zu erklären, wie ein Körper erwärmt seyn könne. Denn denken wir uns die Wärme bloss in den Poren des Körpers vertheilt, so mag sie wohl den Körper ausdehnen, aber nicht ihn erwärmen *). In diesem Fall müssen wir also wirklich eine Durchdringung der Körper durch die Wärme annehmen, die nicht einmal von einer Auflösung begleitet ist.

Noch ein Beyspiel dieser Wirkungsart der Wärme giebt das Wasser. Dass das Wasser, bloss um flüssig zu werden, einer grossen Quantität Wärme bedarf,

---

*) Vergl. Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. S. 99.

(die feine Temperatur um nichts erhöht) ist bekannt. Allein das Wasser hat im Zustand der Flüssigkeit ein kleineres Volumen, als im Zustand der Festigkeit. Ein Beweis, dass die Wärme im Wasser die Theilchen desselben nicht ausdehnt, sondern durchdringt. Dagegen, sobald die Wärme aus dem Wasser austritt, die flüssigen Theile allmählig zu festern anschiessen, wobey jedoch die Wärme wenigstens noch als mechanisch - ausdehnende Kraft wirkt, nachdem sie aufgehört hat, dynamisch, oder, wenn man will, chemisch zu wirken. Man weiss, dass Salz im Wasser aufgelöset nicht früher sich krystallisirt, als bis das Wasser in Dunstgestalt (und damit die Wärme) weggeht. Eben so zeigt die regelmässige Gestalt der Schneeflocken und der Strahlen, in denen das Eis anschiesst, eine im Wasser wirksame, expansive Kraft an, und die Ausdehnung des Wassers im Gefrieren ist offenbar nichts anders, als die letzte Wirkung — gleichsam der letzte Stoss der scheidenden Wärme.

Einiges zur Geschichte der Wasserzersetzung.

(Zusatz zum dritten Kapitel.)

*

Schwerlich kann ein widersinnigeres Unternehmen gedacht werden, als, aus partikulären Experimenten eine allgemeine Theorie der Natur entwerfen zu wollen; gleichwohl ist die ganze französische Chemie nichts anders, als ein solcher Versuch: schwerlich aber möchte sich auch der überwiegende Werth höherer, auf das Ganze gerichteter, Ansichten vor solchen, die auf Einzelnheiten gegründet sind, am Ende so vortrefflich bewährt haben, als gerade in der Geschichte jener Lehre, vornämlich desjenigen Theils derselben, der die Natur des Wassers betrifft.

Im Jahr 1791. schrieb de Lüc in einem Brief an Fourcroy folgendes: „Wenn der Fundamentalsatz zugelassen wird (dass der Regen sich nicht aus blossen Dünsten, sondern aus der Luft als solcher bilde, und dass ferner diese Bildung nicht aus einem Zusammentreten des Sauer- und Wasserstoffs erklärbar sey), so bleibt die Folgerung unvermeidlich (dass die atmosphärische Luft das Wasser selbst,

als ponderable Subſtanz zur Grundlage habe). Es muſs folglich jener Satz ſelbſt widerlegt werden, ſonſt bleibt es gewiſs, daſs die zwölf Unzen Waſſer, die binnen mehreren Tagen in Ihrem Laboratorium hervorgebracht worden ſind, die Zuſammenſetzung des Waſſers keineswegs beweiſen. Denn dieſe geringe Waſſererzeugung hat gar nichts mit der von heftigen Güſſen gemein, die ſich plötzlich in ſehr trockner Luft bilden, noch mit irgend einem Phänomen des Regens, der früh oder ſpät die neue Phyſik erſäufen wird, wenn ſie ſich nicht dagegen feſtiglich verwahren kann." *)

Es iſt bekannt, daſs Lichtenberg ganz in denſelben Grundsätzen war; ja er hat in der bekannten Vorrede, worin er ſich über die neuere Chemie erklärt, in dem berühmten Amſterdamer Verſuch bereits daſſelbe erblickt, was man nach ihm in den mit der Voltaiſchen Säule angeſtellten freilich palpabler erkannt hat. Er verlangt, in ſeiner populären Sprache: man ſolle nur zuſehn ob ſich nicht vielmehr die elektriſche Materie zerſetzt, und ob nicht ein Theil von ihr mit dem Waſſerdampf inflammable Luft und der andre mit demſelben dephlogiſtiſirte Luft gemacht habe. (Man ſehe a. a. O. S. XXIX.)

In der Abhandlung vom dynamiſchen Proceſs in der Zeitſchr. f. ſpekul. Phyſik Bd. I. Heft 2. S. 71. ſtand folgende Stelle: „Aus dem allen

*) Man ſehe den ganzen merkwürdigen Brief in Grens Journal der Phyſik von 1793. VII. Bd. 1. Heft. S. 134.

zusammengenommen erhellt, inwiefern man sagen könne, negative Elektricität sey Sauerstoff, nämlich nicht das Gewichtige der sogenannten Materie, sondern das, was die Materie (an sich bloſse Raumerfüllung) zum Stoff potenzirt, sey negative Elektricität. Der vortreffliche Lichtenberg behauptete fortwährend und, wie es scheint, ohne einen weitern Grund als die Analogie dafür zu haben, die Verbindung der beiden Luftarten zu Wasser könnte eher ein Verbinden von beiden Elektricitäten genannt werden. Er hat völlig Recht. Das Thätige, was unter der groben chemischen Erscheinung eigentlich sich verbindet, ist nur positive und negative Elektricität, und so ist das hermaphroditische Wasser nur die ursprünglichste Darstellung der beiden Elektricitäten in Einem Ganzen. Denn daſs der Wasserstoff, d. h. abermals nicht das Ponderable der sogenannten Materie, sondern das, was sie zum Stoff macht — positive Elektricität sey — daſs der Wasserstoff die gerad entgegengesetzte Funktion des Sauerstoffs habe, nämlich die: dem negativ-elektrischen Körper (durch Desoxydation) Attraktivkraft zu entziehen und dadurch in positiv elektrischen Zustand zu versetzen, betrachte ich als einen unumstöſslich gewissen Satz — und so wären also die beständigen und allgemeinen Repräsentanten der potenzirten Attraktiv- und Repulsivkraft — die beiden Stoffe, Sauerstoff und Wasserstoff."

Bald nachher hat in Deutschland Hr. J. W. Ritter die Versuche mit der Voltaischen Säule angestellt, wodurch man Hoffnung bekam, diese Art des Hergangs bei der sogenannten Wasserzersetzung sogar

auf empirische Art anschaulich zu machen. Es hat sich bei dieser Gelegenheit folgendes hervorgethan.

1) Daſs der gröſste Theil der Physiker und Chemiker von den früheren Sätzen de Lüc's und Lichtenbergs nicht das allergeringste verstanden haben müsse.

2) Wie blind und ohne Nachdenken die meisten bis dahin die Erzählungen, die sie über die von ihnen beobachteten Thatsachen gemacht hatten, für die Theorie dieser Thatsachen selbst, für eine wirkliche Erkenntniſs des innern Hergangs dabey gehalten hatten, da ihre Experimente, z. B., daſs sie in gewissen Fällen aus dem Wasser brennbare Luft erhielten, während ein andrer Körper durch Vermittlung desselben Wassers oxydirt wurde, oder: daſs sie durch das Verbrennen der beiden Luftarten zusammen eine Quantität Wassers erhalten hatten, ihnen ja ganz ruhig stehn blieben, (wie denn auch de Lüc in obiger Stelle das Faktum mit den zwölf Unzen nicht läugnet) und diese, für sie ganz neuen, Ideen nur die Physik des ganzen Hergangs betrafen, sie aber nichts destoweniger meynten, oder sich bereden lieſsen, daſs damit eine totale Veränderung in der Chemie selbst, als solcher, gedroht werde. So sehr hatte das leere chemische Experimentalwesen der Franzosen einwiegend gewirkt, daſs man von einem höheren Forum, wovor diese Erscheinungen gezogen werden können, auch nicht den geringsten Begriff hatte. Es ist kaum zu zweifeln, daſs, wer auch nur Einmal sich selbst die Frage aufgeworfen hätte, was es denn wohl mit *aller* sogenannten Zerlegung oder Zusammensezung in der Chemie auf sich

habe, oder wie es damit physisch zugehe, auch eingesehn haben würde, dass diese Reduktion der Zerlegung des Wassers auf eine Darstellung derselben und Einer Substanz unter differenten Formen, eben so in Ansehung aller Zerlegung gelte, und nur Anwendung der allgemeinen Formel derselben auf den besondern Fall sey, dass also in dem Sinn, in welchem das Wasser einfach ist, es überhaupt alle Materie sey, und umgekehrt, dass in dem (gemeinen) Sinn, in welchem man überhaupt sagen kann, dass Materie zersetzt und wieder zusammengesetzt werde, dasselbe auch von dem Wasser gesagt werden könne.

Wir bemerken noch beyläufig wegen der in obigem Kapitel berührten Frage von der Art der Verbindung des Stickstoffs und Sauerstoffs in der Atmosphäre, dass selbige nur in einer allgemeinen Konstruktion der Verhältnisse der Planeten im Sonnensystem beantwortet werden kann, wegen welcher wir den Leser auf die im 2ten Heft des 1sten Bandes der *Neuen* Zeitschrift für spekulative Physik (Tüb. bei Cotta) §. VIII. enthaltne Darstellung verweisen.

Viertes Kapitel.

Von der Elektricität *).

*

Bis jetzt kannten wir nur Eine Kraft der Natur, Licht und Wärme, die in ihrer Wirksamkeit nur durch das Entgegenstreben todter Stoffe gehemmt werden konnte; jetzt erweckt ein ganz neues Phänomen unsere Aufmerksamkeit, in welchem Thätigkeit gegen Thätigkeit, Kraft gegen Kraft aufzustehen scheint. Diess ist aber auch das einzige beynahe, was wir vom Ursprunge jenes merkwürdigen Phänomens Gewisses und Zuverlässiges wissen. Dass entzweyte Kräfte da sind und wirken, glauben wir zu sehen, und die genaueste Untersuchung, die das Phänomen verstattet, hat es beynahe zweifellos gemacht. Aber, was eigentlich die Natur und Beschaffenheit jener beyden Kräfte seye, ob sie Erscheinung Einer und derselben ursprünglichen Kraft sind, die nur durch ir-

---

*) Wer eine neue Hypothese aufzustellen wagt, muss nicht bloss die Resultate hinstellen. Vortheilhafter für die Sache selbst und für ihn ist es, wenn er den ganzen Gang seiner Untersuchungen verfolgt bis dahin, wo keine andere Möglichkeit mehr übrig blieb, als die, welche er eben jetzt zur Untersuchung vorlegt.

gend eine dritte Urſache mit ſich ſelbſt entzweyt iſt, oder ob zwo urſprünglich einander entgegen ſtrebende Kräfte, die im gewöhnlichen Zuſtande irgend ein Drittes gebunden hält, hier — man weiſs nicht, wie — entfeſſelt und mit einander in Streit geſetzt ſind? dieſs ſind Fragen, auf die es bis jetzt noch keine zuverläſsige Antwort giebt.

Vielleicht giebt es keine Erſcheinung in der Natur, die in allen ihren Verhältniſſen, in allen einzelnen Wendungen, die ſie nimmt, mit ſolcher Genauigkeit beobachtet iſt, als das Phänomen, von dem wir ſprechen. Das ſchnelle Vorüberſchwinden der elektriſchen Erſcheinungen nöthigte die Naturforſcher, auf künſtliche Mittel zu denken, die ſie in den Stand ſetzten, jene Erſcheinungen, ſo oft es ihnen beliebte, ſo ſtark oder ſo ſchwach es ihrem jedesmaligen Zweck gemäſs war, zu erregen. Beynahe mit gleichem Dank wurde die Erfindung der Maſchine, wodurch die gröſstmögliche Elektricität erregt, und der halbleitenden Platte, durch welche die ſchwächſte noch fühlbar gemacht wird, aufgenommen; der Triumph ihrer Maſchinerie aber war der Harzkuchen, der durch beſondere Vorrichtungen, die Elektricität länger, als jedes andere Inſtrument, zurückhält. Dadurch wurde die Lehre von der Elektricität beynahe mehr eine Aufzählung der Maſchinen und Inſtrumente, die man zu ihrem Behuf erfand, als eine Erklärung ihrer Phänomene. Je mehr aber, mit Hülfe dieſer Erfindungen, Erſcheinungen und Beobachtungen ſich vervielfältigten, deſtoweniger fügten ſie ſich in die Schranken der bisherigen Hypotheſen, und man kann wirklich behaupten, daſs, den Einen groſsen Hauptſatz dieſer Lehre, und einige

demselben untergeordnete Sätze ausgenommen, in der ganzen Lehre von der Elektricität nicht ein einziger allgemeiner Grundsatz zu finden ist.

Nachdem man die Eintheilung der Körper in elektrische und unelektrische aufgegeben, und eine andere in Leiter, Nichtleiter und Halbleiter an ihre Stelle gesetzt hat, hat man doch bis jetzt noch kein Gesetz gefunden, nach welchem die Körper Leiter oder Nichtleiter sind. Körper, die man unter eine Klasse gesetzt hatte, versetzte bald eine erweiterte Erfahrung in beyde. Veränderungen der Quantität, der Temperatur u. s. w. machen auch Veränderungen in der Leitungsfähigkeit der Körper. Glühendes Glas leitet, trocknes Holz ist ein Halbleiter, völlig gedörrtes oder ganz frisches ein Leiter. Selbst die besten Nichtleiter, wie Glas, können durch häufigen Gebrauch Leiter werden. Noch vielweniger aber weiss man, woher eigentlich dieser ganze Unterschied der Körper kommt, und der möglichen Vorstellungsarten hierüber giebt es auch jetzt noch mehrere. Man hat den Grund davon bald in der grössern oder geringern Anziehung, bald in der grössern oder geringern Kapacität dieser Körper gegen die elektrische Materie gesucht. Besser vielleicht hätte man beydes verbunden. Giebt es Körper, die gegen die elektrische Materie (so müssen wir uns auf jeden Fall ausdrücken, so lange wir das Phänomen nehmen, wie es den Sinnen auffällt,) weder Anziehung noch Kapacität beweisen. Hieher würden alle Materien gehören, die sich durch keine innere Qualitäten auszeichnen, wie das Glas, dessen Durchsichtigkeit schon verräth, wie sehr es aller innern qualitativen Eigenschaften beraubt ist. Dienen diese Körper vielleicht

eben deswegen am besten dazu, Elektricität anzuhäufen, die, von nichts angezogen, wie eingeschläfert auf ihnen ruht, bis ein anderer Körper, der gegen sie Anziehung beweisst, in ihren Wirkungskreis kommt? —

Giebt es ausser diesen Körpern andere, die jene Materie stark anziehen, ohne eine verhältnissmässige Kapacität für sie zu haben? Das Maximum, was sie in jedem einzelnen Punkt davon aufnehmen können, wäre sogleich erreicht, die überall gleich starke Anziehung führte die Materie über die ganze Oberfläche weg, eben so leicht, als sie die elektrische Materie aufgenommen hätten, würden sie dieselbe an andere Körper verlieren. —

Eine dritte Klasse wären diejenigen Körper, die gegen die elektrische Materie eben so viel Kapacität als Anziehung beweisen, in denen sie daher eben so leicht erregt, als zurückgehalten wird. Gehörten unter diese Klasse etwa alle die Körper, die durch Wärme leicht schmelzbar sind. Diess sind nichts als Möglichkeiten, die vielleicht erst im Zusammenhange mit andern erwiesenen Sätzen Wahrscheinlichkeit oder Gewissheit erlangen.

In derselben Ungewissheit sind wir bis jezt noch in Ansehung der Erregung der elektrischen Erscheinungen. Ist es der blosse Mechanismus des Reibens, der die elektrische Materie im Innern der Körper in Bewegung setzt? Oder ist es die durch Reiben zugleich erregte Wärme, die erst auf jene Materie wirkt, sie elastischer macht, oder wohl gar zersetzt? Oder — doch ich will nicht alle Möglichkei-

ten, auf die wir im Verlauf der Unterſuchung ſtoſ-
ſen müſſen, zum voraus erſchöpfen.

Man darf beynahe nur die erſten einfachſten Ex-
perimente, die Aepinus mit dem Tourmalin ange-
ſtellt hat, leſen *), um überzeugt zu werden, wie un-
wiſſend wir noch in Anſehung dieſer Fragen ſind.
Dieſer Stein, ſobald er erwärmt iſt, zieht an und
ſtöſst ab nach Geſetzen der Elektricität, er vereinigt
in ſich entgegengeſetzte Elektricitäten, ungleich er-
hitzt verwechſelt er, um mich ſo auszudrücken, ſeine
elektriſchen Pole, überhaupt ſcheint er eben ſo nahe
dem Magnet, als dem Bernſtein verwandt zu ſeyn.

Die verſchiednen Elektricitäten können wir bis
jetzt gar nicht anders, als durch ihr wechſelſeitiges
Anziehen unterſcheiden. Anfangs wollte man ſie
nach den Körpern unterſcheiden, in welchen ſie er-
regt werden. Allein ſchon jetzt kennen wir wirklich
nur noch Einen Körper, der nicht beyder Elektrici-
täten fähig wäre **). Selbſt Glas, wenn es matt ge-
ſchliffen iſt, oder eine rauhe Oberfläche hat, oder
(nach Cantons Verſicherung,) ſo lange gerieben
iſt, bis es Glanz und Durchſichtigkeit verliert, iſt ne-

*) Aepinus zwo Schriften von der Aehnlichkeit der elekt-
riſchen und magnetiſchen Kraft und von den Eigen-
ſchaften des Tourmalins. Deutſch überſ. Gräz, 1771.
In dieſer Schrift findet man auch Nachricht von ei-
nem Schwefelelektrophor, deſſen der Verf. bereits ſich
bediente.

**) Man ſ. die Tafel bey Cavallo über die Elektricität.
Deutſche Ueberſetzung. S. 19.

gativer Elektricität fähig. Hingegen bleibt so viel sicher, daſs gewiſſe Körper an gewiſſen gerieben, immer dieselbe Elektricität zeigen. Aber darüber giebt es nur einzelne Erfahrungen, und, so viel ich weiſs, bis diese Stunde noch keine bestimmte Angabe, die den Namen eines Gesetzes, nach welchem verschiedne Elektricitäten erregt werden, verdiente. Das wiſſen wir, daſs die Elektricität völlig gleichartiger Nichtleiter = o ist, vorausgesetzt, daſs beide auf der ganzen Oberfläche gleich stark an einander gerieben werden. Dieſs ist aber eine Voraussetzung, die selten zu erfüllen ist, daher kommt es, daſs jene Regel selten eintrift. Indeſs können diese kleinen Erfahrungen doch zu einigen Schlüſſen hinreichen.

Vorerst bemerke ich, daſs, wenn wir zwo ursprünglich einander entgegengesetzte Elektricitäten annähmen, die Gesetze, nach welchen jetzt die eine, jetzt die andre Elektricität erregt wird, vielleicht gar nicht zu erfinden wären. Denn, um beyde elektrische Materien in Ruhe zu denken, müſsten wir sie wechselseitig durcheinander binden laſſen. Demnach müſsten in jedem Körper beyde erregt werden können. Nun ist wirklich jeder Körper, den wir jetzt kennen, beyder Elektricitäten fähig; allein durch welche Mittel erhält man diese verschiedne Elektricität? Daſs z. B. der griebene Körper eine glatte oder rauhe Oberfläche hat, kann auf die verschiedne Erregbarkeit heterogener Elektricitäten, d. h. solcher, die nicht der Quantität, dem Mehr oder Weniger, sondern ihrer innern Qualität nach, von einander verschieden sind, keinen Einfluſs haben. Höchstens hat diese Oberfläche Einfluſs auf den Mechanismus des Reibens, das in

diesem Fall mit stärkerer Friktion geschieht. Dadurch aber entsteht höchstens ein Unterschied in der **Leichtigkeit** der Erregung. Und diese grössere oder geringere Leichtigkeit der Erregung macht einen Unterschied der Elektricitäten selbst? Ich will noch einige Beyspiele geben. Warum ist oft die Elektricität desselben Körpers **verschieden**, je nachdem ich ihn **stärker** oder **schwächer** gerieben habe? Warum bringt ein verschiedner Grad der Trockenheit verschiedne **Elektricitäten** hervor? Feuchte Körper sind Leiter, d. h. sie beweisen starke Anziehung gegen die Elektricität; aber sie leiten **beyde** Elektricitäten **gleich stark**, also bleibt hier, wie es scheint, nichts übrig, was die Verschiedenheit der in feuchten und in trocknen Körpern erregten Elektricität erklären könnte, als die grössre **Leichtigkeit**, mit der sie in den **letztern** erregt werden. Also ist es auch hier wieder der Unterschied in der Leichtigkeit der Erregung, der den Unterschied der Elektricitäten zu machen scheint. Es fragt sich aber, was denn den Unterschied in der Leichtigkeit der Erregung macht? und mit dieser Frage werden wir der Sache vielleicht näher kommen.

Im gewöhnlichen Zustande der Körper ruht die Elektricität. Diese Ruhe hat man auf verschiedne Art erklärt. Die elektrische Materie ist dann überall gleich verbreitet, und also im Gleichgewicht mit sich selbst, sagt **Franklin**. Dieser Hypothese zufolge beginnen alle elektrische Erscheinungen erst dann, wann zween Körper, mit einander gerieben, mehr oder weniger Elektricität bekommen, als sie im gewöhnlichen Zustande haben. Das einzige in diesem Fall Thätige ist die **positive** Elektricität, d. h.

die in einem Körper angehäufte elektrische Materie. Allein es giebt Erscheinungen, bey welchen auch die negative Elektricität nicht unthätig zu seyn scheint. Darauf gründet sich die Symmer'sche Hypothese von zweyen positiv entgegengesetzten elektrischen Materien. Allein die Erfahrungen, auf welche sich diese Theorie beruft, setzen nicht nothwendig voraus, dass diese Elektricitäten einander ursprünglich entgegengesetzt seyen. Sie könnten gar wohl erst durch die Mittel, die wir anwenden, sie zu erregen, entzweyt werden, und doch beyde positiv, d. h. thätig erscheinen.

Eine solche Hypothese würde die Vortheile der Franklin'schen und der Symmer'schen vereinigen, während sie den Schwierigkeiten beyder entgienge. Auch wird das System der Natur offenbar einfacher, wenn wir annehmen, die Ursache der elektrischen Erscheinungen — die Kraft, die Thätigkeit, oder wie wir uns darüber ausdrücken wollen, die in den elektrischen Erscheinungen in Streit gesetzt erscheint, sey Eine, ursprünglich ruhende Kraft, die in ihrer Einigkeit mit sich selbst vielleicht bloss mechanisch wirkt, und eine höhere Wirksamkeit erst dann erhält, wann sie die Natur zu besonderm Behuf mit sich selbst entzweyt. Ist das, was die elektrischen Erscheinungen bewirkt, ursprünglich Eine Kraft oder Eine Materie — (denn beydes gilt für jetzt bloss hypothetisch) — so lässt sich daraus begreifen, warum entgegengesetzte Elektricitäten sich zufliegen — entzweyte Kräfte sich zu vereinigen streben. Offenbar ist, dass beyde nur in ihrem Streit wirklich sind, dass nur das wechselseitige Streben nach Vereinigung beyden eine eigne, abgesonderte Existenz giebt.

Ist diese Hypothese wahr, so kann man das Entgegengesetztseyn beyder nur durch Voraussetzung eines Dritten begreifen, durch das sie in Streit gesetzt sind, und das ihre Vereinigung hindert. Dieses Dritte könnte nun nirgends anders, als in den Körpern selbst gesucht werden. Welche Verschiedenheit zeigen nun Körper, die, mit einander gerieben, verschiedne Elektricitäten zeigen?

Was uns auf den ersten Anblick auffallen kann, ist die verschiedne Elasticität dieser Körper. Da man sich das Phänomen entgegengesetzter Elektricitäten aus einer ungleichen Erregung Einer und derselben Kraft erklären könnte, so wäre begreiflich, warum die Elektricität im minder elastischen Körper schwächer (negativ), im elastischern stärker (positiv) erregt würde. Die Analogie läſst sich wirklich sehr weit treiben. Man weiſs, daſs Reiben überhaupt Elasticität vermehrt oder vermindert, je nachdem es verhältniſsmäſsig oder unverhältniſsmäſsig geschieht. Alles, was Elasticität vermehrt oder vermindert, scheint auch die Erregung der Elektricität zu befördern oder zu verhindern. Ein Körper, durch Wärme übermäſsig ausgedehnt, verliert seine Elasticität. So wird glühendes Glas zum Leiter. Ein Körper verliert von seiner Elasticität, wenn er feucht wird. Dasselbe erfolgt mit der Elektricität. Sie wird, wenn der Körper feucht ist, schwächer erregt, und ein verschiedner Grad von Trockenheit bringt auch verschiedne Elektricitäten hervor. Das polirte und das mattgeschliffne, das reine und das unreine Glas unterscheiden sich, wie es scheint, bloſs durch gröſsre oder geringere Elasticität, und doch geben beyde verschiedne Elektricitäten. Auch braucht man etwa

nur von Du Fays Harz- und Glaselektricität gehört zu haben, um den Schluſs zu machen: das ſpröde Glas iſt elaſtiſcher, als das Harz, alſo u. ſ. w.

Beynahe könnte man ſich wundern, daſs noch kein Naturforſcher auf den Gedanken gekommen iſt, die elektriſche Materie möchte etwa das Fluidum ſeyn, das einige Phyſiker in den Körpern cirkuliren laſſen, um ihre Elaſticität zu erklären! Freylich hieſse dieſs, etwas ungewiſſes durch etwas noch ungewiſſeres erklären, indeſs wäre dieſs eben nicht der erſte Fall dieſer Art. — —

Dieſe ganze Vorſtellungsart dient alſo vorläufig nur dazu, im Allgemeinen darauf aufmerkſam zu machen, daſs wir vielleicht durch Unterſuchung des verſchiednen Verhältniſſes der Körper zur Elektricität, oder der Elektricität zu den Körpern allmählig auf ein ſicheres Reſultat über die Natur dieſer Erſcheinungen kommen können. Dieſs iſt zugleich das ſicherſte Mittel, ſich gegen eine träge Naturphiloſophie zu verwahren, die alles erklärt zu haben glaubt, wenn ſie die Urſachen der Erſcheinungen als Grundſtoffe in den Körpern vorausſetzt, aus denen ſie nur dann (tamquam Deus ex machina) hervortreten, wann man ihrer bedarf, um irgend eine Erſcheinung auf die bequemſte und kürzeſte Art zu erklären.

Beſſer alſo, wir betrachten das verſchiedne Verhältniſs der Elektricität zu verſchiedenen Körpern noch etwas näher, als bisher geſchehen iſt. Jeder Aufſchluſs, den wir über die Verſchiedenheit beyder Elektricitäten erhalten, iſt zugleich ein Aufſchluſs über die Elektricität überhaupt. Die Frage iſt alſo

diese: Durch welche Beschaffenheit zeichnet sich unter zween an einander geriebenen Körpern derjenige, welcher positiv elektrisch wird, vor dem andern aus, welcher negativelektrisch wird, oder umgekehrt?

Am schnellsten kommt man ohne Zweifel zum Zweck, wenn man unter den Körpern Extreme wählt z. B. Glas und Schwefel, Glas und Metalle, Harz und Metalle u. s. w.

Also: Glas und Schwefel an einander gerieben, geben — jenes positive, dieser negative Elektricität. Durch welche Qualitäten unterscheiden sich diese beyden Körper? Glas ist, wie es scheint, für sehr viele qualitative Beziehungen nach aussen todt. Das Licht setzt ungehindert seinen Weg dadurch fort, und die Brechung, die es beym Glas erleidet, richtet sich bloss nach dem Verhältniss seiner Dichtigkeit. Wasserdämpfe, durch glühende Glasröhren geleitet, ändern ihre Natur nicht, weil das Glas keinen ihrer Grundstoffe anzuziehen, keine Zersetzung des Wassers zu bewirken fähig ist. Glas ist im Feuer nur schmelzbar, nicht verbrennlich. Schwefel dagegen ist ein Körper, der durch Farbe, Geruch, Geschmack verräth, dass er innre Qualitäten besitzt. Noch mehr unterscheidet er sich durch seine Verbrennlichkeit, durch die starke Anziehung, die er gegen das Oxygene der Lebensluft beweisst. — Eben so Glas und Siegellak, Glas und Harz u. s. w.

Vergleichen wir aber brennbare Körper mit brennbaren, etwa Haar mit Siegellak, Holz mit Schwefel u. s. w. was ergiebt sich? — Haar und Siegellak mit einander gerieben, werden — jenes po-

ſitiv, dieſes negativ-elektriſch. Holz mit Schwefel zeigen — jenes poſitive, dieſes negative Elektricität. Wie unterſcheiden ſich dieſe Körper — vorzüglich in Rückſicht auf ihre Brennbarkeit? — ein Verhältniſs, worauf wir ſchon durch die erſte Erfahrung aufmerkſam gemacht ſind. Antwort: beyde ſind brennbar, beyde beweiſen Anziehung gegen das Oxygene — aber brennbarer ſind, und ſtärkere Anziehung gegen das Oxygene beweiſen diejenigen, welche negativ-elektriſch werden. Nach der Frankliniſchen Theorie ausgedrückt, ſteht das Mehr oder Weniger der Elektricität im umgekehrten Verhältniſs mit dem Mehr oder Weniger des Brennbaren in den Körpern (ſo ſage ich der Kürze halber).

Vergleichen wir alle bis jetzt unter einander verglichene Körper mit den Metallen, ſo werden Siegellak und Schwefel — dieſelben Körper, die vorher mit andern negativ wurden — mit Metallen poſitiv-elektriſch. — Vergleichen wir Glas und Metall, ſo zeigt auch hier Glas immer noch poſitive, dieſes negative Elektricität. Metalle aber unterſcheiden ſich durch nichts ſo ſehr, als durch ihre Verwandſchaft zum Sauerſtoff, die groſs genug iſt, um ſie einer Verkalkung fähig zu machen. (Man vergleiche hierüber das erſte Kapitel).

Alſo, dieſs iſt der Schluſs, den wir zu ziehen berechtigt ſind: dasjenige, was die Körper negativ-elektriſch macht, iſt zugleich dasjenige, was ſie brennbar macht, oder mit andern Worten: Von zween Körpern wird immer derjenige negativ-elektriſch, der die

größte Verwandschaft zum Sauerstoff hat *). Also (dieser Schluſs folgt unmittelbar aus dem vorhergehenden, wenn man nämlich überhaupt eine elektrische Materie annimmt, und nicht noch willkührlicher diese Materie zu einer absolut von allen bekannten verschiednen machen will): Die Basis der negativen elektrischen Materie, ist entweder der Sauerstoff selbst, oder irgend ein anderer, ihm völlig homogener Grundstoff **).

Sieht man nun auf die Art, wie Elektricität erregt wird, so ist, auſser den zween geriebenen Körpern, dabey nichts gegenwärtig, als die umgebende

---

*) Ich leugne nicht, daſs es scheinbare Ausnahmen giebt, sobald man z. B. Leiter mit Nichtleitern reibt, da Ein und dasselbe Gesetz sich allerdings verschieden modificiren kann, je nachdem zwei Körper derselben Klasse oder von verschiednen in Conflikt gesetzt werden. Ueberhaupt aber läſst der Begriff der Brennbarkeit des Grades der Verwandschaft zum Sauerstoff noch groſse Zweideutigkeit zu, so lange nicht bestimmt ist, wonach jene und dieser geschäzt werde.

**) Sehr merkwürdig wird dadurch die Erfahrung, daſs — alles übrige gleich gesezt — die Farbe der Körper den Unterschied der Elektricitäten bestimmt. Nach den Versuchen von Symmer (in den Philosoph. transact. Vol. LI. P. 1. No. 36.) z. B. werden, schwarze und weiſse Bänder an einander gerieben, jene negativ, diese positiv. Man erinnere sich des Zusammenhangs, in welchem die Farbe der Körper mit ihrem Verhältniſs zum Oxygene steht, um dies erklärbar zu finden.

Luft. Aus den Körpern kann kein Sauerstoff kommen — also aus der Luft? — Aus der Luft aber wird der Sauerstoff nur durch Zersetzung erhalten. Wird also etwa beym Elektrisiren die Luft auch zersetzt? Aber dann müssten wir die Phänomene des Verbrennens dadurch bewirken. Wie unterscheiden sich also Elektrisiren und Verbrennen? Das letztere erfolgt nie ohne chemische Zersetzung der Luft. Diese kann beym Elektrisiren ohnehin nicht statt finden. Ueberdies wird die Elektricität in der Regel wenigstens durch blosses Reiben, d. h. durch ein bloss mechanisches Mittel, erregt.

Also: Wie eine chemische Zersetzung der Lebensluft die Phänomene des Verbrennens bewirkt; so bewirkt eine mechanische Zerlegung, worunter hier überhaupt jede nur nicht chemische verstanden wird, derselben die Phänomene der Elektricität — oder: was das Verbrennen in chemischer Rücksicht ist, ist das Elektrisiren in mechanischer Rücksicht. Bekannt ist, dass Reiben nicht nur Elektricität, sondern immer auch Wärme, und in gewissen Fällen sogar Feuer erregt. Der Wilde bereitet sich sein Feuer selten anders, und in der Sprache ehemals und zum Theil jetzt noch wilder Völker (wie der Araber) sind noch jetzt die Worte verhanden, mit denen sie die beyden Hölzer bezeichneten. Diesen ganzen Unterschied aber: — ob nämlich Wärme und Elektricität — oder ob auch Feuer erregt wird, macht, wie es scheint, das stärkere oder schwächere Reiben. Wird durch das Reiben eine totale und insofern chemische Zersetzung der Luft bewirkt, so muss Feuer entstehen; eine geringere — und insofern bloss me-

chanische — Dekompoſition bewirkt Wärme, und wenn die beyden Körper Nichtleiter oder iſolirt ſind und, was die Hauptſache iſt, gegen den Sauerſtoff — (denn gleichartige Körper mit gleichartigen gerieben, geben o) — ein verſchiednes Verhältniſs haben — Elektricität. Ich leugne alſo nicht, daſs auch durch bloſses Reiben eine chemiſche Luftzerſetzung bewirkt werden kann. Indem der Körper gerieben wird, kann er, auf welche Art es ſey, in einen Zuſtand verſetzt werden, in welchem er das Oxygene ſtärker anzieht, und dadurch kann Feuer entſtehen. Aber ich leugne, daſs dieſs bey der Elektricität ſtatt finde, ja es giebt Fälle, in welchen das Reiben die Wärme offenbar bloſs durch mechaniſche Dekompoſition der Luft bewirken konnte.

Ich könnte hier ſchlieſsen, und die weitere Anwendung andern überlaſſen. Ich behaupte auch nicht, durch die folgenden Erklärungen alles erſchöpft zu haben. Es iſt gar wohl möglich, daſs zu den elektriſchen Erſcheinungen noch mehrere Materien (etwa die azotiſche Luft?) mitwirken. Darüber müſſen Experimente entſcheiden, welche anzuſtellen ich andern Glücklichern überlaſſen muſs. Das folgende alſo macht auf keine andre, als hypothetiſche Gültigkeit Anſpruch. Denn es beruht auf der Vorausſetzung, daſs die elektriſchen Phänomene der Lebensluft allein ihren Urſprung verdanken, was zu beweiſen (nicht bloſs als möglich darzuſtellen), ich mich auſser Stand ſehe.

Worin beſteht alſo eigentlich die mechaniſche Dekompoſition der Lebensluft, durch welche nach der Vorausſetzung die elektriſchen Phänomene ent-

ſtehen? Die Dekompoſition kann, dem obigen zufolge, nicht total ſeyn, d. h. es kann keine völlige Trennung der Wärme und des ponderabeln Stoffs vorgehen. Werden alſo zween ungleichartige Körper an einander gerieben, ſo ſetzt die Luft, die, zwiſchen beyden Körpern eingeſchloſſen, dem ganzen Druck des Reibens ausgeſetzt iſt, den gröſsten Theil ihres ponderabeln Grundſtoffs, der jedoch von der Wärme nie völlig ſich losreiſst, an denjenigen von beyden Körpern ab, der gegen das Oxygene die gröſsre Anziehung beweiſst. Der Reſt der Luft, durch dieſen Verluſt beweglicher — elaſtiſcher — gemacht, häuft ſich als poſitive Elektricität auf dem andern Körper ſo lange an, bis er, von einem dritten ſtärker angezogen, jenen verläſst. So wird alſo, wenn die Maſchine ein Glascylinder iſt, die Luft ihren Sauerſtoff groſsentheils an das Reibzeug abſetzen. Daher der Vortheil des Amalgama's, vorzüglich des Queckſilberamalgama's, womit jenes überzogen iſt. Der Reſt der zerlegten Luft aber hängt ſich an den Glascylinder an, und ruht, halbangezogen, ſo lange, bis ein anderer Körper in ſeine Nähe kommt, der ihn ableitet. Wo das Reibzeug den Cylinder berührt, oder wo dieſer mit dem erſten Leiter zuſammenhängt, ſieht man Licht, zum offenbaren Beweiſs, daſs hier eine Luftzerſetzung erfolgt iſt. — Beſteht die Maſchine aus einem Harzcylinder, ſo wird gerade der umgekehrte Proceſs ſtatt finden. (Es fragt ſich, welche Beſchaffenheit des Reibzeugs in dieſem Fall die vortheilhafteſte iſt?)

Was groſsen Einfluſs auf die Phänomene der elektriſchen Materie zu haben ſcheint, iſt der Druck der unge-

umgebenden Luft, den sie zu erleiden hat. Zu schwach, um die Luft zu zersetzen, und doch angezogen von ihr, verweilt sie weit länger auf dem festen Körper, auf welchem sie sich angehäuft hat. Schwingt sie sich von einem Körper zum andern, so erfährt sie auch hier denselben Widerstand der Luft, den sie jedoch überwindet. Einen Raum, in welchem die Luft verdünnt ist, durchläuft sie eben deswegen mit wunderbarer Schnelligkeit, und zersetzt die ganze in ihm eingeschlossne Luft augenblicklich. Läßt man einen elektrischen Feuerpinsel in eine gläserne Röhre mit verdünnter Luft gehen, so erfüllt sich im Augenblick der ganze Raum mit Licht, ein Funken, der durch sie geht, zeigt blitzähnliche Erscheinungen. Wird dieselbe gläserne Röhre von aussen gerieben, so dringt die erregte positive Elektricität von aussen ein, und der ganze Raum leuchtet.

Daß man unter der Glocke der Luftpumpe Elektricität zu erregen im Stande ist *), beweißt nichts gegen die angenommene Hypothese, theils, weil man keinen luftleeren Raum hervorzubringen im Stande ist, theils, weil wahrscheinlich die darüber angestellten Experimente, nach den damaligen Begriffen von Elektricität, nicht mit der Sorgfalt angestellt wurden, die nöthig wäre, wenn sie etwas gegen die Hypothese beweisen sollten **). Weit entscheidender müßte ein in reiner Lebensluft angestellter Versuch seyn.

*) Erxlebens Naturlehre. S. 487.

**) Nach Hrn. Pictets Erfahrungen wird in verdünnter Luft sogar weit mehr Hitze als in gewöhnlicher durch

der ganze Mechanismus der Leidner Flasche, des Elektrophors und des Kondensators.

Ein anderes Merkmal, wodurch man negative und positive Elektricität unterscheidet, ist das verschiedene Licht beyder, der leuchtende Punkt, das beständige Phänomen der erstern, und der Strahlenpinsel, das Phänomen der letztern. Dieser erscheint jedoch nur, wenn man dem elektrisirten Körper eine Spitze entgegenhält. Bekanntlich ist man, über die elektrische Ableitungsfähigkeit der Spitzen noch nicht einig. Hr. de Lüc (in seinen Ideen über die Meteorologie) hat gezeigt, dass die elektrische Materie um die abgerundeten Leiter herum im Kreise geht. Deswegen setzt die runde Gestalt des Leiters, aus dem man einen Funken ziehen will, seiner Erweckung grosse Hindernisse entgegen. Wird daher einem solchen Leiter seine Elektricität durch einen stumpfen Körper entrissen, so bricht sie mit Gewalt und in Gestalt eines Funkens aus. Wird ihm aber eine Spitze entgegengestellt oder wird auf seiner Oberfläche eine Spitze errichtet, so wird der Kreislauf der elektrischen Materie leichter unterbrochen, sie strömt beynahe ohne Geräusch mit einem leisen Wehen aus der aufgerichteten Spitze aus, oder der entgegengehaltnen Spitze zu, vorausgesetzt, dass der Körper positiv elektrisirt ist, denn, ist er negativ, so

---

Luft komme, da diese Phänomene sich bey leitenden Körpern, die also auch äusserst schwer selbst elektrisch werden, am gewöhnlichsten und am auffallendsten zu zeigen pflegen.

zeigt ſich auf ſeiner Seite der Punkt an der entgegengeſetzten Spitze der Strahlenkegel. Dieſer Unterſchied des elektriſchen Lichts erklärt ſich ſehr gut aus unſrer Vorausſetzung. Denn es iſt begreiflich, daſs die freyere Elektricität (die poſitive) leichter (in Strahlen) ausſtrömt, während die entgegengeſetzte, deren ponderable Theile vom Körper weit ſtärker angezogen werden, dieſem nur mit Mühe entriſſen, immer als ein Punkt erſcheint, ſo wie auch die poſitive nur dann in Strahlen ausſtrömt, wann ihr eine Spitze entgegen gehalten, d. h. wann ſie ſehr leicht abgeleitet wird. — Auf demſelben Geſetz, ſcheint es, beruhen die Lichtenbergiſchen Figuren, die, durch poſitive Elektricität entſtanden, gerad' ausfahrende Strahlen zeigen, im entgegengeſetzten Fall aber ſtumpf und abgerundet ſind.

Ueber das verſchiedne Verhältniſs der Körper zur Elektricität kann nun keine Frage mehr ſeyn. Zur Anhäufung der poſitiven Elektricität taugt am beſten ein Körper, der gegen den Grundſtoff der Lebensluft geringe oder gar keine Anziehung beweiſst. Doch kann auch ein Körper, bey dem der entgegengeſetzte Fall ſtatt findet, poſitiv-elektriſch werden, vorausgeſetzt, daſs der andere Körper, mit dem er gerieben wird, noch gröſsere Verwandſchaft zum Oxygene habe.

Da die elektriſche Materie nichts anders iſt, als eine zerlegte Lebensluft, ſo werden alle Körper Anziehung gegen ſie beweiſen, die gegen Wärme und Oxygene Anziehung beweiſen. *)

---

*) Man vergleiche Memoire ſur l'analogie, qui ſe trouve entre la production et les effets de l'électricité et de

Unter den Körpern aber, welche die elektrische Materie anziehen, kann ein zweyter Unterschied in Ansehung der Kapacität statt finden. Diejenigen, welche zwar große Anziehung, aber geringe Kapacität gegen die elektrische Materie beweisen, werden sie fortleiten, bey den andern wird das Gegentheil statt finden. Also ergiebt sich aus den combinirten Verhältnissen der Anziehung und der Kapacität, welche die Körper gegen Elektricität beweisen, der Unterschied zwischen Leitern, Halbleitern und Nichtleitern, wovon schon oben die Rede war.

Der Ursprung der elektrischen Erscheinungen macht nun begreiflich, wie und warum Elektricität eines der stärksten Zersetzungsmittel ist, dessen sich die Natur im Großen vielleicht eben so oft, als wie im Kleinen, bedient. Die elektrische Materie verläßt die eine Verbindung, nur um eine andere einzugehen. Frey, aber der Freyheit ungewohnt, strebt sie zu trennen, was entgegengesetzte Kraft gebunden hält, und findet gewöhnlich in diesem Bestreben selbst ihren Untergang. Genauere Beobachtungen haben gelehrt, daß die Elektricität in Rücksicht auf den Weg, den sie nimmt, denselben Gesetzen folgt, denen das Licht folgt, daß sie unter verschiedenen Körpern denjenigen aussucht, der sie entweder am schnellsten fortleitet, oder denjenigen, welcher der zersezbarste ist, und daß sie nur da, wo in dieser Rücksicht alles gleich ist, dem dichtern Körper

---

la chaleur de même qu' entre la propriété des corps, de conduire le fluide electrique et de recevoir la chaleur, par Mr. Achard. (Rozier T. XXII. Avril. 1785.)

zueilt. Daraus ist begreiflich die Zerstörung, die sie im Innern der Körper anrichtet, wo sie mit Gewalt trennt, was vorher verbunden war, oder verbindet, was vorher sich floh — begreiflich ihre gewaltsame Wirkung auf den animalischen Körper, in dessen Innerstes sie eindringt, unaufhaltsam den Muskeln, dem Sitz der animalischen Kontraktilität, zueilt, um überall zu verbinden, was in der Oekonomie eines lebendigen Körpers ewig getrennt seyn sollte — begreiflich daher auch ihre grosse Wirksamkeit zu Wiedererweckung der erloschenen Lebenskraft im ganzen Körper oder in einzelnen Theilen, weil sie, auf Augenblicke wenigstens, dasjenige wieder trennt, mit dessen Trennung das Leben beginnt — ein Phänomen, auf das unsere Untersuchungen späterhin zurückkommen, und dessen Erklärung sie in der hier vorgetragenen Hypothese finden werden.

Eben so begreiflich ist, dass der elektrische Funken Metalle verkalkt und wieder herstellt *), andere Metalle, die keiner Verkalkung fähig sind, und nur in der Hitze des Brennpunkts sich verflüchtigen, in Dunst verwandelt, das letztere, wohl zu merken, ohne Verminderung der Lebensluft, in der es geschah, zum Beweis, dass hier die Elektricität allein vermochte, was man sonst nur von einer Zersetzung der Lebensluft erwarten konnte. Kein Wunder, dass auch in mephitischen Luftarten (in der Salpeterluft, in brennbarem, in kohlengesäuertem Gas nach van Marum) der Erfolg derselbe ist. Zum Beweis, dass

---

*) Frage: Zeigt sich dabey kein Unterschied positiver und negativer Elektricität?

die elektrische Materie den zum Verkalken der Metalle erforderlichen Grundstoff eben so hergiebt, als ihn sonst die Lebensluft herzugeben pflegt.

Priestley fand, daſs die atmosphärische Luft durch den Funken zugleich vermindert wird. Da die Lakmustinktur, mit der die Glocke gesperrt wird, (auf der Oberfläche wenigstens), gefärbt wird, so ist offenbar, daſs dabey eine Zersetzung der beyden Luftarten, der Lebensluft und der azotischen, vorgeht, und daſs aus der atmosphärischen Luft, gerade so, wie (nach Cavendish Versuch) aus einer künstlichen Mischung von azotischer und reiner Lebensluft, Salpetersäure niedergeschlagen wird. — Aus Kalkwasser gezogen, schlägt der elektrische Funken den Kalk nieder. — Die Zersetzung des Wassers gelang den Holländischen Physikern vermittelst des elektrischen Funkens — *).

Offenbar aber ist, wenigstens bey einigen dieser Versuche, (z. B. bey Verkalkung der Metalle in mephitischen Luftarten durch den elektrischen Funken) daſs die Elektricität dabey nicht bloſs mechanisch gewirkt hat, und so ist es glaublich, daſs sie in allen diesen Versuchen selbst chemisch mitwirkte. Ich weiſs nicht, ob man bey so völlig gleichen Wirkungen beyder — der Elektricität und der Lebensluft —

*) Vielleicht läſst sich aus der vorgetragenen Hypothese leichter erklären, was sonst nicht so leicht erklärbar ist, (Vergl. Grens Journal Bd. III. Heft I. S. 14.) warum sich bey der Wasserzersetzung, durch den elektrischen Funken, brennbare Luft ohne Lebensluft erzeugt.

noch evidentere Beweise für ihre Identität verlangen kann. Begreiflich ist, dass die Zersetzungsfähigkeit der Elektricität doppelt stark seyn muss, da sie zugleich Kraft und Mittel ist, weil sie dem Feuer einer Seits, und dem Grundstoff der Luft, der zu allen Zersetzungen mitwirken muss, andrerseits gleich nahe verwandt ist.

Ist die Elektricität ein so gewaltiges Zersetzungsmittel, so kann es auch im Grossen nicht unbenützt bleiben. Zu derselben Zeit, da die Natur am thätigsten wirkt, beginnt auch das oft wiederholte Schauspiel der Gewitter. Ohne Zweifel durchdringt ein elektrisches Fluidum selbst unsere Erde, sobald sie die Fesseln des Winters abgestreift hat. Daher jene Regungen der Lebenskraft, die mit dem ersten Strahle der Frühlingssonne alles, was lebt und vegetirt, zu durchdringen scheinen, daher das schnelle, allgemeine Keimen im Reiche der Organisationen, und das neue Leben, das, wie mit einem Hauch, alles in der Natur zu verjüngen scheint. Je stärker im freyen Raume des Himmels die elektrische Materie sich anhäuft, desto fühlbarer werden jene Bewegungen im Innern der Erde, und in diesem Moment scheint es wirklich, dass nicht allein Gesetze der Schwere, sondern dass lebendige, elektrische Kräfte uns gegen die Sonne ziehen. Gewitterjahre sind nicht selten Jahre grosser Erderschütterungen, auf jedem Fall sind sie die fruchtbarsten. — Nicht selten brechen entfernte Vulkane zu gleicher Zeit aus, und das Wasser auf der Oberfläche und im Innern der Erde ist vielleicht das schnellste Vehikel elektrischer Ströme. Die Erschütterung, welche durch die grossen elektrischen Explosionen erfolgt, scheint nicht

bloſs mechaniſch zu wirken *). Ohne Zweifel bewirkt ſie wenigſtens im Reiche der Vegetabilien nicht nur, ſondern auch im Innern der Erde wohlthätige chemiſche Revolutionen.

Wie die Elektricität der Atmoſphäre entſtehe, bleibt, nach allen bisherigen Unterſuchungen, noch ein Räthſel. Daſs ſie nach demſelben Geſetze, nach welchem wir ſie zu erregen im Stande ſind, auch in den Höhen der Atmoſphäre erregt werde, iſt wohl auſser Zweifel. Aber es fragt ſich, durch welche Mittel die Natur eine ſolche mechaniſche Zerlegung der Luft im Groſsen bewirke? Daſs es dieſer Mittel ſehr viele geben **kann**, iſt abermals glaublich. Aber es fragt ſich: welcher ſich die Natur nach den Erfahrungen, die wir von unſerm Standpunkt aus machen können, **wirklich** bediene?

Gewiſs iſt, daſs, wo ſich Dämpfe und Dünſte erzeugen, auch Elektricität erzeugt wird. Wo wir ſie nicht bemerken, da iſt ſie entweder zu ſchwach, oder die Mangelhaftigkeit unſrer Inſtrumente iſt daran ſchuld. **Cavallo** fand, daſs, wenn man auf glühende Kohlen in einem iſolirten metallenen Körper Waſſer gieſst, dieſer Körper Zeichen von negativer Elektricität gebe; Hr. von **Sauſſüre** fand, daſs ſich nicht ſelten poſitive Elektricität erzeuge. Hr. **Volta**, auf ähnliche Erfahrungen geſtützt, nahm an, in der Atmoſphäre gehe der umgekehrte Proceſs vor; indem

---

*) Quo bruta tellus — —
— — — — —
Concutitur — — —

Horat.

Dünste wieder Wasser werden, werde Elektricität frey u. s. w. Hr. de Lüc *) macht ihm den Einwurf, dies würde dann allgemein gelten, und so oft Dünste sich zu Wasser niederschlügen, müsste sich auch Elektricität zeigen. Volta konnte diesen Einwurf zugeben, denn wirklich ist selten Regen ohne Elektricität; dass sie unsere Elektricitätszeiger bisweilen nicht anzeigen, beweiset nichts dagegen.

Diese Bemerkungen nun reichen vielleicht hin, einige Aufschlüsse über die Erzeugung der Elektricität im Grossen zu geben. Dass, wo Dämpfe und Dünste entstehen oder niedergeschlagen werden, eine Zerlegung der Luft vorgeht, ist begreiflich, weil im ersten Fall ein Aufwand von Wärme nöthig ist, im andern Wärme frey wird. Dass aber diese Zersetzung keine totale, chemische Zersetzung ist, begreift man ebenfalls. Also ist diese Zerlegung der Luft durch Dünste ungefähr wenigstens dieselbe, die wir durch Reiben zu erregen pflegen, d. h. eine bloss partielle und insofern mechanische Zerlegung. Auch geht diese Zerlegung gewiss weit öfter vor, als wir uns einbilden. Aus den Rauchwolken des Vesuvs brechen Blitze aus, wir würden etwas ähnliches bey jedem Rauche gewahr werden, wenn die erregte Elektricität nicht zu schwach wäre. Bey jedem Dampf kann sie sich erzeugen, nur dass sie nicht die Wirkung thun kann, wie die durch grosse, über weite Landstrecken hin sich ausdehnende, Gewölke erzeugte Elektricität. Wirklich entsteht nie ein Gewitter ohne Wolken, wenigstens sobald Donner gehört wird, er-

*) Idées sur la Météorologie. Vol. II. §. 644.

zeugen ſich Wolken, und es geſchieht oft, daſs Gewitter und Gewölke in Einem Moment da ſind. Indem alſo Dünſte als Wolken ſich niederſchlagen, kann nicht nur in der Luftregion, aus welcher ſie ſich niederſchlagen, ſondern auch in der untern, zu welcher ſie herabſinken, Elektricität erzeugt werden, weil in beyden eine Zerlegung der Luft vorgeht, wodurch zugleich die Erzeugung entgegengeſetzter Elektricitäten in der Atmoſphäre erklärbar iſt.

Indeſs brauchen wir uns gar nicht auf dieſe einzige Möglichkeit zu beſchränken. Elektricität kann überall erzeugt werden, wo keine totale Zerſetzung der Luft (wie beym Feuer) ſtatt findet, und die einmal rege gewordne Aufmerkſamkeit der Naturforſcher, unterſtüzt durch die neuerfundnen Inſtrumente, wird bald noch mehrere Beyſpiele, als bisher bekannt ſind, zur Beſtätigung jenes Satzes aufſinden können.

Die wohlthätigſte Wirkung der groſsen elektriſchen Exploſionen auf unſere Atmoſphäre, iſt ohne Zweifel die Zerſetzung, die ſie in ihr bewirken.* Die Luft der unterſten Atmoſphäre iſt mit einer Menge fremdartiger, ponderabler Theile erfüllt, welche allmählig die reinere Luft in die Höhe treiben. Daher kommt, gröſstentheils wenigſtens, die Bangigkeit, die vor jedem Gewitter vorhergeht, und der dumpfe Zuſtand, in welchen dann alles zu verſinken ſcheint. Vielleicht hat ſelbſt auf die Entſtehung der Gewitter im Sommer die häufigere Entwicklung der Lebensluft groſsen Einfluſs. Der Erfolg eines Gewitters iſt, daſs die heterogenen Theile aus der Luft niedergeſchlagen werden, daſs ſich die beyden Luftarten, aus

welchen die Atmosphäre besteht, inniger vermischen. Die erfrischende Kühle nach dem Gewitter ist theils eine Folge der verdünnten Luft, auf welche das Licht nicht mehr so wie auf die dichtere zu wirken vermag, theils des Aufwands von Wärme, der sogleich wieder für den reichlich gefallnen Regen gemacht wird, deswegen oft erst ein lange anhaltender Regen die ganze Wirkung eines Gewitters auf unsern Luftkreis vollendet.

Die bisher vorgetragene Hypothese, über die Ursache der elektrischen Erscheinungen, kann nicht völlig neu heissen. Spuren davon findet man schon bey frühern Naturforschern, deren Sprache man nur in die der jetzigen Chemie und Physik übersetzen darf, um den Keim jener Hypothese bey ihnen zu entdecken. So wollte Dr. Priestley durch elektrische Experimente, die er mit verschiednen Luftarten anstellte, gefunden haben, dass der elektrische Funken in ihnen einen phlogistischen Process bewirke. Seinem Systeme gemäss vermuthete er daher, Elektricität sey entweder das Phlogiston selbst, oder enthalte wenigstens Phlogiston. Noch mehr glaubte er seine Hypothese durch die Bemerkung zu unterstützen, dass das, was alle leitende Körper, auch das Wasser, (das Priestley jedoch ausnimmt) gemeinschaftliches haben, das Phlogiston ist. Dass sie aber ihre leitende Eigenschaft nur dem Phlogiston verdanken, schloss er daraus, dass sie jene Eigenschaft mit dem Phlogiston beybehalten, und mit demselben verlieren *). Dass Priestley die Elektricität — eine ih-

*) Observations on different Kinds of air. Vol. II. Sect. 12. 13. Cavallo a. a. O. 2tes, 3tes Kap.

rem Grunde nach unbekannte Erſcheinung — durch ein noch unbekannteres, prekäres Princip — das Phlogiſton — zu erklären unternahm, war gewiſs nicht der Hauptgrund, warum ſeine, zwar hie und da wiederholte, aber nur ſelten öffentlich angenommene oder gar vertheidigte Hypotheſe nicht mehr Beyfall fand. Prieſtleys Bemerkung, daſs der allen leitenden Körpern gemeinſchaftliche Beſtandtheil das Phlogiſton iſt, bleibt auf jedem Fall in ihrem Werth, denn die Sache iſt richtig, nur die Erklärung iſt falſch. Allein, was dieſer Hypotheſe fehlt, iſt, daſs man ſelbſt mit der gewiſſeſten Ueberzeugung, die elektriſche Materie ſeye entweder das Phlogiſton ſelbſt, oder ein Beſtandtheil deſſelben, die elektriſchen Phänomene noch lange nicht erklärt hat.

Es iſt eine unnöthige Mühe, die ſich viele gegeben haben, zu beweiſen, wie ganz verſchieden Feuer und Elektricität wirken. Das weiſs jeder, der einmal etwas von beyden geſehen oder gehört hat. Aber unſer Geiſt ſtrebt nach Einheit im Syſtem ſeiner Erkenntniſſe, er erträgt es nicht, daſs man ihm für jede einzelne Erſcheinung ein beſonderes Princip aufdringe, und er glaubt nur da Natur zu ſehen, wo er in der gröſsten Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen die gröſste Einfachheit der Geſetze, und in der höchſten Verſchwendung der Wirkungen zugleich die höchſte Sparſamkeit der Mittel entdeckt. Alſo verdient auch jeder — ſelbſt vor jetzt rohe und unbearbeitete — Gedanke, ſobald er auf Vereinfachung der Principien geht, Aufmerkſamkeit, und wenn er zu nichts dient, ſo dient er wenigſtens zum Antrieb, ſelbſt nachzuforſchen, und dem verborgnen Gang der Natur nachzuſpüren.

Auch darf man nicht glauben, daſs jener Gedanke nie weiter verfolgt, oder weiter ausgebildet worden ſey, als ihn Prieſtley ausgebildet hatte. Henly (derſelbe, dem wir das bekannte Elektrometer verdanken) nahm zufolge verſchiedner von ihm angeſtellten Verſuche an: die elektriſche Materie ſey weder Phlogiſton noch Feuer ſelbſt, aber doch eine verſchiedne Modifikation beyder — alle jene Phänomene ſeyen nichts, als verſchiedne Zuſtände, welche daſſelbe Princip durchlaufe, und in welchen es immer neue und verſchiedne Erſcheinungen zeige. Er ſtützte ſich vorzüglich auf folgende Beobachtungen: daſs Körper, welche dieſelbe Quantität Phlogiſton enthalten, wie Metalle, an einander gerieben, wenig oder gar keine Elektricität zeigen: daſs ein gewiſſer Grad des Reibens Elektricität, ein gewaltſameres Reiben aber Feuer, und keine Elektricität hervorbringt, daſs Körper, welche eine gröſsere Menge Phlogiſton enthalten, mit andern, die weniger davon enthalten, gerieben, negativ elektriſch werden, weil ſie (wie er es nach ſeiner Vorausſetzung — freylich falſch — erklärt) ihren Ueberfluſs an elektriſcher Materie in den andern Körper übergehen laſſen. So werden z. B. — ſagt er, vegetabiliſche Körper, beſonders aromatiſche Gewächſe, am Tuche gerieben, negativ, animaliſche poſitiv, weil jene weit mehr Phlogiſton enthalten, als dieſe, alſo die elektriſche Materie an andere Körper abgeben, während dieſe ſie aufnehmen. Aus dieſen Beobachtungen ſchloſs nun Henly, Phlogiſton, Elektricität und Feuer ſeyen bloſs verſchiedne Zuſtände deſſelben Elements, das erſte ſey ſein ruhender Zuſtand, die zweyte der erſte

Grad ſeiner Wirkſamkeit, und das letzte der Zuſtand ſeiner heftigen Bewegung *).

Ich verfolge die Geſchichte dieſer Hypotheſen jetzt nicht — (ohnehin kann ſich jeder ſelbſt aus Werken, wie Gehlers Wörterbuch und andere, darüber unterrichten), ich habe meinen Zweck erreicht, wenn man einerſeits an dieſen Beyſpielen das allgemeine Beſtreben bemerkt, die Principien der Natur zu vereinfachen, andrerſeis darauf aufmerkſam wird, daſs wir, ſeitdem die neuen Entdeckungen über die Natur des Feuers, des Lichts, der Wärme allmählig immer gewiſſer und zuverläſſiger geworden ſind, auch ein gröſseres Recht haben, mit unſern zuverläſſigern Principien denſelben Verſuch, den man früher mit unvollkommnern Principien wagte, aufs neue zu unternehmen.

Die Erſcheinung des Lichts bey den elektriſchen Experimenten war wirklich ein Fingerzeig der Natur, eine Einheit der Principien zwiſchen beyden Erſcheinungen aufzuſuchen. So iſt die Hypotheſe, welche Hr. de Lüc in ſeinen Ideen über die Meteorologie von der Elektricität aufgeſtellt hat, völlig analog ſeiner Hypotheſe vom Licht. Er unterſcheidet auch hier wieder das fluidum deferens (fluide déferant) der Elektricität (das Licht) von der elektriſchen Materie, und, wenn ich mich nicht irre, hält er das erſtere für die Urſache der poſitiven, ſo wie die letztere für die der negativen Elektricität. Ferner, der ſpecifike Geruch, der ſich in einem Zimmer verbreitet, in

*) Man vergl. Cavallo a. a. O. 2tes Kap.

in welchem man elektrisirt, der säuerlich-zusammenziehende Geschmack, den man empfindet, wenn man einen elektrischen Strahlenpinsel auf die Zunge gehen läſst, konnte längst darauf aufmerksam machen, daſs bey der Elektricität Zersetzungen vorgehen, oder daſs die elektrische Materie in Verbindung mit einem ponderabeln Grundstoff stehe, oder gestanden habe, ehe sie erregt wurde. — Vielleicht wurde hierdurch Herr Krazenstein veranlaſst, zu behaupten, die elektrische Materie bestehe aus Phlogiston und einer Säure. Herr Hofrath Lichtenberg, dem ich diese Notiz verdanke, machte noch nicht lange den Vorschlag, die elektrische Materie aus Oxygene, Hydrogene, und Calorique bestehen zu lassen *). Früher schon behauptete Lametherie, die elektrische Materie seye nichts anders, als eine Art von inflammabler Luft. Auch Herr von Saussüre zeigte sich geneigt, das elektrische Fluidum als das Resultat einer Verbindung des Feuerelements mit irgend einem andern, noch unbekannten Princip anzusehen. Dies wäre, sagt er, eine der brennbaren Luft ähnliche, aber bey weitem subtilere Flüſsigkeit **). Mit dieser Hypothese stimmt die unserige insofern wenigstens überein, als sie die positive Elektricität aus der Lebensluft durch eine Absetzung des Oxygens an den Einen Körper entstehen läſst.

*) Vorrede zur 6ten Aufl. von Erxlebens Naturlehre. S. XXXI.

**) Voyages dans les Alpes. Tome III. §. 222.

Noch merkwürdiger in dieser Rücksicht sind die von Herrn van Marum angestellten Versuche zum Erweise, dass in dem elektrischen Fluidum Wärmestoff zugegen ist *). Es ist dadurch ausgemacht, dass die Thermometerkugel, in elektrische Ströme gehalten, steigt, und dass der Grund davon nicht in einer Zersetzung der atmosphärischen Luft liegen kann: dass ferner nicht-elastische Flüssigkeiten durch Elektricität in elastische, luftförmige verwandelt werden (wie Wasser, Alkohol, flüchtiges Alkali) u. s. w. Wichtig ist das Resultat dieser Versuche, das mit der vorgetragenen Hypothese völlig übereinstimmt: „Es ist sehr evident, (so beschliesst Herr van Marum die Erzählung **) seiner Versuche), dass das elektrische Fluidum nicht der Wärmestoff selbst ist; denn wenn es da, wo wir es als Funken von dem einen Körper in den andern übergehen sehen, blosser, durch Reiben freygewordner Wärmestoff wäre, so müsste es die Körper erwärmen, durch welche es geht. Da aber die beschriebenen Versuche zeigen, dass Körper nicht im geringsten erwärmt werden, wenn auch die Quantität des elektrischen Fluidums, die sie aufnehmen, in Verhältniss ihrer Masse sehr beträchtlich ist, so erhellet, dass das elektrische Fluidum, welches man in Form der Funken von einem Körper in den andern gehen sieht, nicht Wärmestoff allein ist. Diese Versuche verstatten

---

*) Gren's neues Journal der Physik. 3ten Bandes 1stes Heft. S. 1. ff.

**) S. 16 - 17.

alſo anzunehmen, daſs der Wärmeſtoff, welcher ſich im elektriſchen Fluidum befindet, daſelbſt mit einer andern Subſtanz verbunden iſt, welche ihn hindert, bey einigen elektriſchen Erſcheinungen frey zu wirken, und daſs folglich das elektriſche Fluidum nur dann allein die Körper erwärmt, wenn der Wärmeſtoff von der Subſtanz, womit er verbunden iſt, getrennt, und dadurch in freye Wirkſamkeit geſetzt wird."

„Wenn dieſe aus den vorhergehenden Experimenten hergeleiteten Folgerungen gegründet ſind, wie ſie es mir wirklich zu ſeyn ſcheinen; ſo beweiſen ſie zugleich, daſs das elektriſche Fluidum nicht einfach, und nicht ganz von allen andern Flüſsigkeiten unterſchieden iſt, wie mehrere Perſonen ſich eingebildet haben, ſondern daſs es ein zuſammengeſetztes Fluidum iſt, worin der Wärmeſtoff mit einer andern noch unbekannten Subſtanz verbunden iſt."

Können alſo Auktoritäten gelten, ſo ſieht man, daſs die vorgetragene Erklärung, die Hypotheſen ſowohl als die Verſuche bedeutender Naturforſcher für ſich hat, und es iſt kein Zweifel, daſs Experimente in der Abſicht, ſie zu prüfen, angeſtellt, ſie bald eben ſo ſehr beſtätigen würden, als ſie bereits durch die oben angeführten Verſuche des Herrn van Marum (vorzüglich die Verkalkung der Metalle in mephitiſchen Luftarten, vermittelſt des elektriſchen Funkens,) beſtätigt iſt.

Ueber die Konſtruktion der Elektricität in der Naturphiloſophie.

(Zuſatz zum vierten Kapitel.)

*

Folgende Punkte ſind es ohne Zweifel, welche eine Theorie oder Konſtruktion der Elektricität zu berückſichtigen hat: Natur der Elektricität ſelbſt, Art der Erregung dieſer Wirkungsweiſe, Grund der poſitiven und negativen Elektricität und ihres Verhältniſſes zur Qualität der Körper, Art der Leitung und Unterschied der Leiter und Nichtleiter. Die beglückenden Phänomene, ſo wie alle Wirkungen der Elektricität, ergeben ſich aus dieſen, zuvor ins Reine gebrachten Punkten, von ſelbſt. Nach denſelben ſoll nun auch hier die Konſtruktion der Elektricität in der Naturphiloſophie kurz dargeſtellt werden.

Da in dem Univerſum die Form der Subjekt-Objektivirung ſich ins Unendliche verzweigt, ſo kann auch die Materie, obgleich ſich hier als an der äuſserſten Gränze die Realität in die reine Objektivität und Leiblichkeit

zu verlieren scheint, doch nicht unbeseelt gedacht werden. Die Beseelung ist ihr durch den ersten Akt der Einbildung des Unendlichen ins Endliche, von dem sie der äusserste Moment ist, mitgetheilt. Durch dieselbe hat sie ausserdem, dass sie als Endliches in dem Unendlichen und der allgemeinen Identität unterworfen ist, (in der Schwere) auch noch das Vermögen in sich selbst, sich selbst gleich zu seyn, und sich in dieser Identität zu erhalten. Aus diesen Grundsätzen sind schlechthin alle dynamischen Erscheinungen zu begreifen, gänzlich ohne Annahme besonderer, feiner, wohl gar imponderabler Materien, welche nicht nur an sich bloss hypothetisch, sondern auch zur Konstruktion dieser Erscheinungen völlig unzureichend sind.

Wir können nun als allgemeinen Grundsatz aufstellen, dass ein jeder Körper ohne Veränderung seiner Verhältnisse zu einem andern ausser ihm beständig in demselben Zustande der Identität mit sich selbst verharrte, dass dagegen jede Veränderung jener Verhältnisse in ihm ein Bestreben setze, dieser Veränderung ungeachtet die Gleichheit mit sich selbst zu behaupten. Allgemein wird diese Veränderung eine Veränderung räumlicher Verhältnisse, also der Nähe oder Entfernung seyn, und jede Annäherung oder Entfernung eines Körpers von einem andern wird nothwendig in beiden dynamische Veränderungen setzen müssen. Annäherung bis zum Zusammenfliessen der beiderseitigen Gränze ist Berührung: am vorzüglichsten werden sich also jene Veränderungen bey der Berührung je zwey dem Raume nach verschiedener (ausser einander befindlicher) Körper zutragen.

Es können aber hier zwey Fälle statt finden. Es sind entweder zwey qualitativ indifferente (sich gleiche) Körper, oder aber zwey der Qualität nach verschiedne, differente Körper, die sich berühren.

Wir müssen nun bemerken, daſs dasjenige, wodurch ein Körper mit sich selbst Eins ist, nothwendig zugleich auch das sey, wodurch er mit einem andern Eins seyn kann, vorausgesetzt nämlich, daſs dieser ihm zur Ergänzung werden könne; da nämlich jeder für sich bestrebt ist, ein ganzes, eine Totalität zu seyn, und er nur durch die Berührung eines andern als Nicht-Ganzes gesetzt ist, so strebt er sowohl wie dieser, in der Berührung mit diesem zusammen eine Totalität darzustellen. Dazu wird aber erfodert, daſs beyde sich zu einander wirklich als die zwey verschiednen Seiten einer Einheit verhalten, daſs also in jedem derselben eine Bestimmung oder Bestimmbarkeit liege, die in dem andern nicht liegt, denn nur insofern kann einer dem andern Mittel zur Ergänzung werden.

Jenes kann nun der Fall nicht seyn, wo indifferente qualitativ gleiche Körper sich berühren. In diesem Fall wird also das wechselseitige Bestreben eines jeden, in die Individualität des andern einzudringen, nur die Folge haben können, daſs jeder sich in sich selbst mehr zusammenzieht, und desto mehr strebt, die Identität mit sich selbst zu behaupten. Hier müssen wir nun erwähnen, daſs jene relative Gleichheit mit sich selbst sich an dem Körper durch die Starrheit, die Kohäsion ausdrücken, welche, wie man ohne Beweis einsehen kann, eben das In-sich-selbst-Seyn des Körpers, das individuirende

Princip, der Akt der Abfonderung von der Totalität der Körper ist. Wir werden alfo das angegebene Gefetz fo ausdrücken können: Berührung indifferenter Körper fezt in jedem derfelben für fich das Beftreben, in fich felbft, ohne Integration durch den andern, zufammenzuhangen. Nun ist aber die Form der Kohäfion, fofern fie aktiv ist, überhaupt Magnetismus, ein Satz, den wir hier vorläufig nur dadurch begründen wollen, dafs eben mit dem Maximum der aktiven Kohäfion auch das des Magnetismus und umgekehrt fich einfindet. Magnetismus ist aber nicht ohne ein Differenziiren des Körpers nach entgegengefetzten Richtungen, fo dafs nach der einen Seite die Identität (das Allgemeine), nach der andern die Differenz (das Befondere) überwiegend wird, (welches fich am Magnet durch die zwey Pole ausdrückt) bey übrigens vollkommner Gleichfetzung beyder im Ganzen. Diefe Indifferenziirung in der Differenziirung findet übrigens ins Unendliche und unter der gleichen Form im einzelnen Theil wie im Ganzen des Körpers statt. Um nun diefs auf den vorliegenden Fall anzuwenden, fo wird in der Berührung homogener Körper, obgleich jeder für fich Totalität zu feyn ftrebt, doch weil jeder, indem er diefs ist, zugleich mit dem andern im Gleichgewicht feyn mufs, jeder den andern fo weit bestimmen, als es nöthig ist, damit fie, der Einheit in fich felbft unbefchadet, zugleich im Gleichgewicht unter einander feyen, das heifst, beyde werden aufferdem, dafs fie in fich wechfelfeitig aktive Kohäfion fetzen, fie auch zwifchen einander fetzen (wo dann, welchen Pol jeder von beiden, für diefe Kohäfion mit dem an-

dern, annehme, von Bestimmungsgründen abhängt, die wir hier nicht weiter verfolgen können).

Dieser Zustand der Kohäsion zwischen indifferenten Körpern ist das, was man Adhäsion zu nennen pflegt, da diese Art des Zusammenhanges durchgängig im Verhältniss der quantitativen Gleichheit beyder Körper statt findet, und die homogensten am stärksten aneinander hängen.

Man setze nun an die Stelle der Berührung Reibung, welche nur successive, wiederholte Berührung ist, wobey der Kontakt selbst und der Berührungspunkt beständig verändert wird, so wird, weil bey dieser Berührung kein permanenter Gleichgewichtszustand zwischen beyden entstehen kann, die aktive Kohäsion, die jeder in sich setzt, desto höher gesteigert werden, es wird, wie bey jedem Uebergang eines Körpers aus dem Zustand geringer in höhere Kohäsion, fühlbare Wärme entstehen, welche um so mehr zunimmt, da der Leitungsprocess, wodurch der Körper sich erkältet, (und welcher wieder ein Kohäsionsprocess ist, in den er mit andern Körpern tritt), durch die beständige Veränderung des Berührungspunkts gestört wird, so dass im Fortgang des Processes nothwendig der Punkt herbeygeführt wird, wo das Maximum der aktiven Kohäsion durch den Uebergang zur relativen sich löst, und der Körper (nach dem, was im Zusatz zum ersten Kapitel gezeigt wurde) in Verbrennungsprocess übergeht. Hiemit ist der Ursprung der W ä r m e durch Reibung zugleich mit dem Gesetz desselben, dass es nämlich eben i n d i f f e r e n t e Körper sind, welche wechselseitig die grösste Hitze erzeugen, konstruirt.

Wir mufsten den Folgen des erſten der beyden angenommenen Fälle zuerſt nachgehen, um die des zweyten deſto reiner zu erhalten. Wir können, wenn wir uns auf den allgemeinſten Ausdruck in Anſehung des erſten Falls beſchränken, uns ſo ausdrücken: Indifferente Körper in der Berührung magnetiſiren ſich.

Verſchieden wird die Folge in dem andern der angenommenen Fälle ſeyn, wo zwey differente Körper ſich berühren.

Da nämlich jeder zu dem andern ein ſolches Verhältniſs hat, daſs er den andern ergänzen kann, ſo werden ſie ſich beſtreben, zuſammen eine Totalität, eine geſchloſsne Welt, darzuſtellen, und da dieſs, bewieſenermaſsen, überhaupt, alſo auch hier wiederum nicht anders als unter der Form der Kohäſion möglich iſt, und ſo, daſs in der einen die entgegengeſetzte Beſtimmung vor der fällt, die in den andern fällt, ſo werden ſie beyde gegenſeitig Kohäſionsänderungen in einander ſetzen, ſo daſs in dem Verhältniſs, in welchem der eine ſich in der Kohäſion erhöht, (der Faktor des Beſondern in ihm überwiegend wird) der andre in demſelben ſich vermindert (der Faktor des Allgemeinen in ihm überwiegend wird).

Daſs nun dieſe gegenſeitigen Kohäſionsänderungen ſich nur entweder im Moment des Kontakts oder in dem der Aufhebung deſſelben als ſolche äuſsern können, iſt von ſelbſt klar, da beyde Körper im Zuſtand der ruhigen Berührung, wie geſagt, eine geſchloſsne Welt ſind, und keiner von beyden

nach aufsen zu streben hat, um durch einen andern seinen Zustand wieder herzustellen, und mit diesem in einen gleichen Procefs zu treten. Es kann aber ferner der Unterschied statt finden, dafs die sich berührenden Körper fähig sind, die in ihnen gesetzte Kohäsionsänderung über ihre ganze Oberfläche zu verbreiten oder nicht (auf welche Weise diefs nun geschehe); im letztern Fall wird sich jene Veränderung blofs auf den Berührungspunkt einschränken, und, um sie über das Ganze zu verbreiten, wird successive Berührung beyder in allen Punkten, das heifst, Reibung, erforderlich seyn. Es leuchtet ferner von selbst ein, dafs, wenn in dem ersten Fall, der Berührung indifferenter Körper, aktive, demnach absolute Kohäsion in ihnen selbst und zwischen ihnen gesetzt war, welche, wie bekannt, eine Funktion der Länge ist, im Fall der Berührung differenter Körper relative Kohäsion gesetzt seyn müsse, welche, wie gleichfalls bekannt, reine Funktion der Breite ist. Es folgt also auch, dafs, wenn die Form der Wirkungsweise im ersten Fall die reine Länge ist, die der Wirkungsweise im zweyten die Breite seyn werde.

Wir brauchen aber ferner auch nichts weiter hinzuzusetzen, um zu beweisen, dafs die Wirkungsweise der Körper unter den Bedingungen des zweyten der angenommenen Fälle die Elektricität sey, da sowol jene (die Bedingungen), als auch die Bestimmungen der letztern (der Art der Wirkung) einzig auf die Elektricität zusammentreffen. Wir führen in dieser Beziehung nur die Beschränkung der Elektricität auf die Oberfläche der Körper, und, was noch mehr ist, ihre

Bestimmbarkeit z. B. in Ansehung der quantitativen Vertheilung zwischen verschiednen Körpern durch die Gleichheit und Aehnlichkeit der Oberflächen an, indem mehrere Beyspiele in der Folge weitläufig werden erwähnt werden.

Wir können nun mit wenigen Worten jeden der oben bestimmten Punkte erörtern.

1) Natur der Elektricität selbst. Es ist klar, daſs sie das dynamische oder Identitäts-Bestreben zweyer differenter, mit einander in relative Kohäsion tretender Körper sey. Die Zurückführung aller Elektricität und elektrischen Erscheinungen auf das Princip der Kohäsion ist ein der Naturphilosophie ganz eigenthümliches Resultat. Da selbst der um Aufstellung des Grundsatzes der Berührung differenter Körper so einzig verdiente Volta doch die letzte Frage: wie denn diese Körper wechselseitig in einander Elektricität erregen können, unbeantwortet lassen muſste, auch wohl nicht beantworten konnte, so lange auch er den Grund der elektrischen Erscheinungen in den Strömungen eines Fluidums suchte. Was diese Meynung unterstützt hat, ist ausser einigen Wirkungen der Elektricität, von denen später die Rede seyn wird, ohne Zweifel die gleiche Meynung in Ansehung des Lichts, welches als begleitendes Phänomen der Elektricität, der empirischen Art zu schlieſsen zu Folge, sogar zu den Bestandtheilen der elektrischen Materie gerechnet werden muſste. Wir haben auch hierüber Rechenschaft zu geben, oder vielmehr, wir haben sie schon in dem, was oben (Zus. z. 1sten Kapitel) verhandelt worden ist, gegeben. Im Magnetismus wird die

Identität in die Differenz aufgenommen, hier kann Licht nicht erſcheinen. Die Erſcheinung des Lichts iſt die der Reſumtion der Differenz in die Identität (man ſehe a. a. O.), auch ſtellt es ſich eben in der Elektricität ein, welche ſich dadurch vom Magnetismus unterſcheidet, daſs in ihr eine Differenz Identität, anſtatt daſs in jenem die Identität Differenz wird.

Wir ſehen hieraus zugleich, daſs Magnetismus und Elektricität in andrer Beziehung wieder Eins, nämlich eine und dieſelbe dynamiſche Thätigkeit ſind, welche dort nur die Körper unter der Form der erſten, hier unter der der zweyten Dimenſion afficirt.

2) Art der Erregung der Elektricität. Wir ſehen aus dem Vorhergehenden, daſs ſie ihren Grund allein in den reſpektiven Kohäſionsveränderungen hat, welche differente Körper in einander einzig durch die Berührung und ohne alle Dazwiſchenkunft eines andern Agens ſetzen. Die Erregungsart der Elektricität im Ganzen und Groſsen kann, nach der allgemeinen Anſicht derſelben, als Breite-Polarität, in dem ſchon oben (Zuſ. zum 1ſten Kapitel) berührten Verhältniſs der Erde zur Sonne nicht mehr zweifelhaft erſcheinen.

3) Grund der poſitiven Elektricität und ihres Verhältniſſes zu der Qualität der Körper. In der Berührung zweyer indifferenter Körper wird der Indifferenzpunkt des Magnets, aber allerdings nur in der Differenz hergeſtellt; die beyden Körper verhalten ſich im Zuſtand der Kontiguität, wie ſich die zwey Seiten des Magnets verhal-

ten, so gewiss nun dieser (wie die Erde und das Planetensystem im Grossen) nach der einen Seite im Zustand der verminderten, nach der andern im Zustand der erhöheten Kohäsion seyn muss, so gewiss auch die beyden sich wechselseitig elektrisirenden Körper: derjenige, welcher sich expandirt (ein Zustand, der sich selbst durch die ausbrechenden Feuerbüschel darstellt), wird im Zustand der positiven, der, welcher im Fall der Kontraktion ist (welcher auch die Erscheinung des Lichtpunkts anzeigt), wird im Zustand der negativen Elektricität seyn.

Wir können demnach das allgemeine Gesetz des elektrischen Verhältnisses der Körper so aussprechen: derjenige von beyden, der im Gegensatz gegen den andern seine Kohäsion erhöhet, wird negativ, derjenige, der sie vermindert, positiv elektrisch erscheinen müssen. Es ergiebt sich hieraus, wie die Elektricität jedes Körpers bestimmt sey nicht allein durch seine Qualität, sondern eben so sehr durch die des andern. Man begreift die Beziehung, welche, wie in dem obigen Kapitel, obgleich sehr unvollständig, gezeigt wird, das elektrische Verhältniss der Körper zu dem ihrer Oxydabilität hat, da eben auch diese (Zus. zum 1sten Kapitel) durch Kohäsionsverhältnisse bestimmt ist. Man braucht nur die über diesen Gegenstand von den Physikern entworfene Tabellen nachzusehen, um sich von der durchgängigen Gültigkeit dieses Gesetzes zu überzeugen. Das Glas wird in dem Verhältniss positiv elektrisch, in welchem ihm als Reibungsmittel ein leicht oxydabler Körper dargeboten wird; es ist bekannt, dass das Quecksilber-Amal-

gam im Proaſes des Elektriſirens zugleich oxydirt wird, das heiſst, in ſeiner relativen Kohäſion ſich erhöht. In den galvaniſchen Verſuchen iſt die + E beſtändig auf der Seite des Körpers von der geringeren Kohäſion, z. B. des Zink im Gegenſatz gegen Gold, Silber, Kupfer. Aber ſelbſt die am konſtanteſten negativ ſich verhaltenden Metalle, wie Platina, können im Zuſtand der Erwärmung mit andern, ſonſt poſitiven, ja ſogar mit einem, übrigens homogenen, nicht erwärmten Stück deſſelbigen Metalls poſitiv werden. (Man ſehe die Schrift des Cavallo neueſte Ausg. im IIten Theil) Man begreift hieraus den groſsen Einfluſs der Oberflächen, der Rauhigkeit (ſo daſs z. B. mattgeſchliffnes Glas in demſelben Verhältniſs, in welchem anderes poſitiv, negativ elektriſch wird), der Farben u. ſ. w. Inwiefern nun die Fähigkeit ſich in der Kohäſion relativ zu erhöhen oder zu vermindern auch alle chemiſchen und andern Qualitäten des Körpers bestimmt, ſo kann man von hieraus die Verzweigungen des Einen, nur immer in verſchiedenen Formen wiederkehrenden und doch ſich gleich bleibenden, Verhältniſſes leicht weiter verfolgen.

4) Mechanismus der Leitung und Unterſchied der Leiter und Nichtleiter. Hier ſtelle ich zuvörderſt den Grundſatz auf, daſs der Mechanismus der Leitung ganz auf denſelben Gründen beruht, wie der der erſten Erregung: denn indem ein Körper durch Berührung eines andern in einem Punkt elektriſirt iſt, ſo iſt er eben dadurch mit dem zunächſtliegenden Punkt in Differenz, es iſt alſo die Bedingung des elektriſchen Proceſſes gegeben, und zwar, da der erſte Punkt das nothwendige Beſtreben

hat, sich zur Identität zu rekonstruiren, wird er in der Kohäsion sich auf Kosten des andern, entweder erhöhn oder vermindern, diesen also negativ oder positiv elektrisch setzen und seine Elektricität ihm mitgetheilt zu haben scheinen. Dasselbe findet aber auch zwischen zwey verschiednen Körpern statt, so dass wir auf keine Weise eine wahre und eigentliche Mittheilung der Elektricität gleichsam durch Transfusion, sondern allein eine Fortpflanzung durch immer nun geschehende Erregung zugeben.

Betreffend nun den Unterschied der Leiter und Nichtleiter, so wird man gestehn, dass die Physiker bis jetzt über dieses Verhältniss gänzlich in der Dunkelheit gewesen sind und nicht die geringste Auskunft über den Grund jenes Unterschiedes geben konnten.

Nach dem Grundsatz, dass alle Leiter unter der Form der Kohäsion und des Magnetismus geschehen, ist es nothwendig, dass alle diejenigen Körper, welche an die Gränzen der allgemeinen Kohäsionsreihe, also entweder am nächsten gegen den kontrahirten oder den expandirten Pol fallen, weil sie in sich den Einen Faktor der Kohäsion in grossem Uebergewicht haben, demnach nur mit andern Körpern zusammen Kohäsion herstellen können, der Leitung in sich selbst unfähig sind. In der Berührung mit einem elektrisirten Körper leiten sie allerdings, in dem Sinn wie jeder andre leitet, das heisst, sie setzen sich mit jenem in Kohäsionsprocess, aber sie leiten nicht über den Punkt der Berührung hinaus, weil sie nicht Leiter in sich sind. Man wird leicht selbst finden, dass alle möglichen Isolatoren unter die eine oder andre dieser beyden Klassen von Körpern fal-

len, wie z. B. die metallischen Gläser, die Erden u. s. w. in die Kategorie der Körper mit überwiegender bloss relativer Kohäsion, andre wie Schwefel u. s. w. bereits auf die Seite der überwiegenden Expansion fallen. Bloss also in der Sphäre der herrschenden aktiven Kohäsion, der Metalle, wird der Sitz der absoluten Leitungskraft seyn, obgleich aus Gründen, welche zu verfolgen hier zu weitläuftig wäre, es nicht eben die Körper der höchsten Kohäsionsgrade sind, welche die vollkommenste Leitungskraft haben. Dem Indifferenzpunkt der aktiven Kohäsion entspricht, als Indifferenzpunkt der relativen, das Wasser. Da dieses, welches nach aussen völlig gleichgültig, jede Bestimmung von aussen annimmt, auch in sich eben so Eins ist, so tritt es in jeden Leitungsprocess als Ein Faktor ein und transmittirt die Kohäsionsveränderung durch sich, das heisst, es isolirt nicht, ohne deswegen in sich mehr als ein bloss relativer Leiter zu seyn. Bekannt ist indess, dass es im Zustand der Ebullition eben so wie durch einen Zusatz kohärenterer Flüssigkeiten, wie mineralischer Säuern, beträchtlich an Leitungsvermögen zunimmt.

5) Begleitende Phänomene und Wirkungen der Elektricität. Jene begreifen sich aus dem Vorhergehenden ohne Zweifel von selbst, z. B. die der Anziehung und Abstossung. Von den Lichterscheinungen war schon bey 1) die Rede. Es verdient in Beziehung auf das dort gesagte noch bemerkt zu werden, dass die Elektricität in dem Grade leuchtend dargestellt werden kann, in welchem der körperliche Inhalt des leitenden Mittels oder elektrisirten

ſirten Körpers vermindert, die Fläche alſo relativ vermehrt wird. Daher die elektriſchen Erſcheinungen der verdünnten Luft.

Die Wirkungen der Elektricität, ſofern ſie Auflöſung der Kohäſion, Schmelzung oder auch Verwandlung der abſoluten in relative durch Oxydation, ſind, bedürfen keiner weitern Erläuterung. Von den Wirkungen der elektriſchen Polarität der Voltaiſchen Säule iſt zu erinnern, daſs eben auch hier die Elektricität ſich als Breite-Polarität in Darſtellung der beyden chemiſchen Formen derſelben, dem Sauer- und Waſſerſtoff (Zuſatz zum 1ſten und 3ten Kapitel), erweiſet und zwar müſste man, entweder den Hergang dieſer Potenzirung des Waſſers gänzlich nicht verſtehn, oder von einer kläglichen Originalitätsſucht befallen ſeyn, wenn man aus dem Grunde: daſs es die vom poſitiv-elektriſchen Pol ausgehende Beſtimmung iſt, welche das Waſſer als Sauerſtoff, die vom negativ-elektriſchen, welche es als Waſſerſtoff darſtellt, die + E, Sauerſtoff- die — E, Waſſerſtoff-Elektricität nennen wollte. In dem Syſtem der Voltaiſchen Säule ſetzt jeder Pol immer und nothwendig ſeinen entgegengeſetzten, das Plus des Zinkpols alſo das Minus oder die negative Form des Waſſers, eben ſo wie das Minus des entgegengeſetzten Pols das Plus oder die poſitive Form des Waſſers. Jene Benennung wäre eben ſo nach dem groben Augenſchein gewählt, als wenn man den Nordpol eines Magnets aus dem Grunde, weil er im Eiſen den Südpol erweckt, Südpol nennen wollte und umgekehrt. Sonſt verträgt ſich die Anſicht des Waſſerſtoffs als chemiſchen Repräſentanten der + E, die

des Sauerstoffs als gleichen Repräsentanten der — E, einzig mit allen andern Verhältnissen.

Wegen der Wirkungen der Elektricität auf Organisation, vorzüglich auf thierische, ist es hinreichend, zu bemerken, dass allgemein auch Nerv und Muskel im Verhältniss der + und — E sind, wie umgekehrt auch Wasser, obgleich auf unerkennbare Weise, in Muskel und Nerv gegliedert ist; dass der Nerv in dem natürlichen Bestreben ist, seine Kohäsion auf Kosten des Muskels zu erhöhn, so wie dieser jede Bestimmung zur Kohäsionsverminderung durch Kontraktion vernichtet. Die äussre Elektricität findet also in dem Organismus selbst schon die vollkommensten, hier nur zur höhern Potenz entwickelten, elektrischen Verhältnisse.

Fünftes Kapitel.

Vom Magnet.

*

Bisher gelang es uns, zu beweisen, dafs wir zur Erklärung der physikalischen Erscheinungen keiner unbekannten, im besondern Körper, als solchem, verborgenen Kräfte bedürfen: dafs vielmehr die Natur die Mannigfaltigkeit dieser Phänomene durch das einfachste Mittel zu erhalten wüfste, dadurch nämlich, dafs sie die festen Körper mit einem flüssigen Medium umgab, das sie nicht nur zum allgemeinen Repositorium des Grundstoffs, der der Mittelpunkt aller partiellen Anziehungen zu seyn scheint, sondern zugleich auch zum Vehikel höherer Kräfte bestimmte, die allein alle jene Erscheinungen, welche den Wechsel der Verhältnisse unter den Grundstoffen der Körper begleiten, zu bewirken im Stande sind.

Jetzt ist noch eine Erscheinung übrig, die uns droht, das Princip, dem wir bisher gefolgt sind, verlassen, und am Ende doch, im einzelnen Körper wenigstens, etwas annehmen zu müssen, was wir in den Körpern überhaupt zuzulassen, standhaft uns weigerten — eine innere, nicht allgemein wirkende, dem einzelnen Körper, als solchem, eigenthümliche Grundkraft. Die Ursache der magnetischen Erscheinungen, kann man sagen, fällt gar nicht in die Sinne. — Hier scheinen also unsre physikali-

schen Erklärungen zu Ende zu seyn — sie wirkt in einem Körper ursprünglich, ohne erregt zu seyn, dieser Körper braucht nicht isolirt zu werden, um seine Kraft zu behalten, durch Mittheilung verliert er nichts oder sehr weniges davon — offenbare Beweise einer Kraft, die im Innern des Körpers seinen ersten Grundtheilen anzuhängen scheint — nur Kräfte, die die Körper durchdringen, wie Wärme und Elektricität, nicht solche, die nur seine Oberfläche erreichen, wie Wasser u. a. (die der Elektricität gefährlich sind,) sind im Stande, diese Kraft zu schwächen — abermals ein Beweis, dass uns hier wenigstens unser bisheriges Princip völlig zu verlassen scheint. Allein man muss bedenken, dass allem Ansehen nach der Magnetismus (so heisse ich der Kürze halber die Eigenschaften des Magnets überhaupt,) nichts ursprüngliches ist, dass er nicht nur überhaupt künstlich erregt werden kann, sondern dass es sogar möglich ist, Magnete durch Kunst hervorzubringen.

Diese Bemerkung allein schon macht Hoffnung, dass wir an einer physikalischen Erklärung der magnetischen Phänomene zu verzweifeln keine Ursache haben, und dass es uns früher oder später noch gelingen muss, die wirkliche (nicht bloss eingebildete) Ursache derselben zu erforschen.

Diese Bemerkung setzt ferner ausser Zweifel, dass im Magnet allerdings eine Kraft wirkt, die freylich eine innere Kraft heissen kann, nicht etwa, als ob sie ursprünglich und ihrer Natur nach eine solche wäre, sondern weil sie gerade nur in diesem Ver-

hältnisse diese Erscheinungen hervorzubringen im Stande ist — ferner: dass diese Kraft dem Magnet zwar eigen, aber nicht eigenthümlich, also ursprünglich auch wohl keine besondere, im eigentlichen Sinne dieses Ausdrucks, bloss magnetische Kraft ist — endlich: dass diese Kraft dem Magnet zufällig ist, und nicht als eine ihm nothwendige, d. h. zu seinem Wesen selbst gehörige Kraft betrachtet werden kann.

Zwar wissen wir nicht, wie sich im Innern der Erde der Magnet bildet; aber so viel wissen wir, dass er so wenig, als Metalle überhaupt, ein ursprüngliches Naturprodukt ist, dass er mehrere Stufen der Bildung durchlaufen musste, ehe er zum Magnet wurde, und dass wahrscheinlich bey seiner Bildung die grossen wirkenden und bildenden Kräfte der Natur, Feuer und Wärme, nicht müssig waren. Wir wissen, dass der Magnet (ein Eisenerz) in allen reichhaltigen Eisengruben gefunden wird; wissen, dass das Eisen selbst fortgehenden Veränderungen im Innern der Erde unterworfen ist, dass sich im Lauf der Jahrhunderte Eisen erzeugt, wo vorher keines zu finden war, und dass Eisenminen verschwinden, wo sie sonst häufig anzutreffen waren — Bemerkungen, welche alle darauf aufmerksam machen, dass der Grund der magnetischen Eigenschaften wohl in der ursprünglichen Bildung des Eisens und des Magnets zu suchen ist — dass der Magnet wohl nichts anders ist, als ein unvollkommnes Eisen, das im Innern der Erde ungleichförmig ausgebildet wurde, in welchem vielleicht gewisse Grundstoffe — oder

Kräfte — die im Eisen ruhen — nicht zur Ruhe gekommen sind u. s. w.

Mehr als durch alles übrige wird diese Ansicht des Magnets durch die künstliche Art, dem Eisen selbst magnetische Eigenschaften zu geben, bestätigt.

Ich rede hier nicht von der magnetischen Erregung, die durch das Streichen mit dem Magnet geschieht. Diese ist in anderer Rücksicht wichtig, weil sie die grosse Aehnlichkeit der magnetischen und elektrischen Erscheinungen darthut. Führe ich den einen Pol des Magnets über die Hälfte eines Eisenstabs, so wird hier die entgegengesetzte Kraft erregt; von nun an haben der Magnet und der Stab freundschaftliche Pole. Verwechsle ich diese Pole so, dass ich mit dem andern Pol des Magnets dieselbe Seite streiche, oder mit demselben Pol die entgegengesetzte Seite, so erfolgt nichts. Streiche ich aber die andere Hälfte des Stabs mit dem entgegengesetzten Pol, so werden diese freundschaftlich, und das Eisen hat Pole wie der Magnet. Noch merkwürdiger ist in dieser Rücksicht, dass beym Magnet die Phänomene der Vertheilung eben so statt finden, als bey der Elektricität *). Ja alle magnetischen Wirkungen lassen sich auf Vertheilung zurückführen. Kein Wunder, dass der Magnet dadurch so wenig von seiner Kraft verliert, als der elektrische Körper. Elektricität kann aber auch durch Mittheilung erregt werden, was wegen der Schranken der magnetischen Kraft unmöglich ist. Daraus, dass die magne-

*) Lichtenberg zu Erxleben. S. 551.

tische Kraft ihrer Natur nach beschränkt ist, lassen sich beynahe alle Verschiedenheiten der elektrischen und der magnetischen Erscheinungen *) erklären. Ganz richtig hat daher schon Aepinus **) bemerkt, daſs man zwar jeder magnetischen Erscheinung eine elektrische, aber nicht umgekehrt, jeder elektrischen eine magnetische entgegenstellen könne — zum Beweis, daſs beyde sich in ihren Gesezen völlig ähnlich, und nur ihren Schranken nach verschieden sind. — Daraus folgt noch nicht, daſs die Ursachen beyder Erscheinungen eine und dieselbe seyen, wohl aber, daſs beyde zu einer Art von Ursachen gehören.

Was näher und unmittelbarer zu meinem Zweck gehört, ist, daſs man, ohne die Beyhülfe eines Magnets, das Eisen magnetisch machen kann. Hieher gehören folgende Erfahrungen.

Eisen und Stahl werden magnetisch, wenn sie, bis zum Glühen erhitzt, in kaltem Wasser schnell abgekühlt werden. Dasselbe erfolgt, wenn eine glühend gemachte eiserne Stange perpendikulär aufgerichtet, und so abgekühlt wird. In beyden Fällen ist die Abkühlung ungleichförmig. Nicht nur wird die Oberfläche schneller als das Innere, sondern in beyden Fällen, wohl auch die eine

*) Man vergleiche denselben Schriftsteller S. 554.

**) Man s. die schon oben (Kap. 4.) angef. zwo Schriften, deren eine von der Aehnlichkeit der elektrischen und magnetischen Materien handelt.

Spize schneller als die andere abgekühlt. Welche Vermuthungen man auf diese Erfahrung bauen könne, mögen meine Leser selbst beurtheilen.

Ferner, Eisen (auch geschwefelte Eisenerze) *) vom Blitz getroffen oder durch einen starken elektrischen Funken (das gewaltigste Zersezungsmittel der Natur) erschüttert, wird magnetisch, eine Erfahrung, die auch Franklin bestätigt hat.

Dasselbe bewirkt zwar auch eine blofs mechanische, starke Erschütterung des Eisens, aber es fragt sich noch, hat hier die Erschütterung unmittelbar gewirkt, oder ist erst mittelbar durch sie eine Zersezung bewirkt worden, welche nun die eigentliche Ursache des im Eisen erregten Magnetismus ist?

Umgekehrt kann, durch eben die Mittel, durch welche im Eisen Magnetismus erregt wird, der des Magnets vernichtet werden.

Die Versuche mit dem Magnetometer haben auf eine auffallende Art bewiesen, dafs schon blofse Wärme die magnetische Kraft schwächt **). Völlig vernichtet wird sie, wenn der Magnet, glühend gemacht, allmählig und gleichförmig erkaltet. Selbst das blofse Aussetzen an die freye Luft, wobey der Mag-

*) Man s. einen Brief von Beccaria im Rozier. Bd. IX. May 1777.

**) Prevost vom Ursprung der magnetischen Kräfte. Deutsche Uebersetzung von Bourguet nebst einer Vorrede von Gren. S. 165.

net roſtet, (Oxygene an ſich zieht), beraubt ihn ſeiner Kraft.

Elektriſche Erſchütterungen können dem Magnet ſeine magnetiſche Kraft völlig entziehen. Wenn auch gleich durch van Marums Experimente zweifelhaft gemacht wird, ob wirklich (wie doch Knight in den philoſophiſchen Transaktionen, auch auf Experimente geſtützt, behauptet,) durch Wirkung der Elektricität die magnetiſchen Pole umgekehrt werden können, ſo bleiben doch immer noch die daſelbſt angeführten Berichte von Seefahrern übrig, die den Kompaſs, von einem Wetterſtrahle getroffen, plötzlich ſeine Pole umkehren ſahen.

Eine bloſs mechaniſche — aber ſtarke — Erſchütterung raubt dem Magnete ſeine Kraft eben ſo gut, als eine elektriſche, und ſo gilt wohl als allgemeines Geſetz der Satz: *Was das Eiſen magnetiſirt, demagnetiſirt den Magnet ſelbſt.*

Dieſe Erfahrungen beweiſen, daſs man kein Recht hat, eine beſondere magnetiſche Kraft — oder gar eine — oder zwey magnetiſche Materien anzunehmen. Die Annahme der letztern iſt gut, ſo lange man ſie bloſs als eine (wiſſenſchaftliche) Fiktion betrachtet, die man ſeinen Experimenten und Beobachtungen, (als Regulativ) nicht aber ſeinen Erklärungen und Hypotheſen (als Princip), zu Grunde legt. Denn, wenn man von einer magnetiſchen Materie ſpricht, ſo hat man in der That damit nichts weiter geſagt, als was man ohnehin wuſste, nämlich, daſs es irgend Etwas geben muſs, das den Magnet magnetiſch macht. Geht man aber weiter, ſo kommt man nothwendig entwe-

der auf Cartesische Wirbel, oder auf Eulers magnetische Kanäle und Ventile, und was dergleichen ist. Ganz anders machte es Aepinus — (ein Naturforscher, dessen Experimente und Hypothesen, beyde das Gepräge der Einfachheit tragen, das den erfinderischen Geist überall charakterisirt) — indem er die Franklinische Theorie den elektrischen Erscheinungen auf die magnetischen vorerst hypothetisch anwandte, und, dieser Hypothese gemäss, nicht erklärte, sondern beobachtete und versuchte.

Wenn z. B. Häuy, auf den sich Herr Prevost beruft *), sagt: „Es ist sehr wahrscheinlich, dass man, wenn die Natur dieser Erscheinungen erst besser bekannt seyn wird, entdecken werde, dass sie von den gleichzeitigen Wirkungen zwoer Flüssigkeiten abhängen, die so beschaffen sind, dass die Grundmassen einer jeden die Eigenschaft besizen, sich wechselseitig abzustossen, und zu gleicher Zeit die Grundmassen der andern anzuziehen," — so frage ich, was wir denn wirklich mit diesen nähern Aufschlüssen über die Natur der magnetischen Erscheinungen gewonnen hätten? Offenbar nichts, als das Wort Flüssigkeiten. Denn annehmen, dass diese sich unter sich selbst zurückstossen und untereinander anziehen, heisst das Phänomen selbst nicht erklären, sondern die Frage nur zurückschieben. Statt dass wir vorher untersuchen mussten, warum gleichnamige magnetische Pole sich zurückstossen, ungleichnamige sich anziehen, fragen wir nun, warum diess bey den

*) a. a. O. S. X. der Vorrede.

angenommenen Flüssigkeiten geschieht? — und die Beantwortung ist offenbar durch diese Veränderung der Frage um nichts leichter geworden. Solche vorgebliche Erklärungen der Natur sind also nichts anders, als Selbsttäuschungen, da man, mit veränderten Bezeichnungen der Sache, der Sache selbst näher gekommen zu seyn glaubt, und sich, anstatt mit Realitäten, indess mit Worten bezahlt macht.

Herr Prevost sah ein, dass man mit solchen Voraussetzungen in der Naturwissenschaft wirklich nicht von der Stelle kommt. Er unternahm also durch seine Schrift zu beweisen, was Herr Häuy nur gefühlt hatte, nämlich, dass jene Vorzussetzungen immer noch über den Ursprung dieser Erscheinungen, d. h. über die Hauptsache — nichts aufklären, und dass man sich schwierigern Untersuchungen unterziehen müsse, um sich mit solchen Erklärungen befriedigen zu können.

Durch Herrn Prevost gewinnt also die Annahme zwoer elementarischen Flüssigkeiten, die er als die Ursache der magnetischen Erscheinungen betrachtet, freylich eine ganz andere Gestalt, als sie bey den meisten seiner Vorgänger hatte. Indem er sie auf die Principien der mechanischen Physik des Herrn le Sage gründet, giebt er seiner Hypothese nicht nur überhaupt eine Stütze, sondern er giebt ihr, was noch mehr ist, realen Gehalt und Bedeutung. Man weiss, dass die ältere Physik überhaupt mit elastischen Materien sehr freygebig war, die, damit sie bey jedem Phänomen gleich bey der Hand seyn könnten, überall verbreitet seyn sollten. Diese Fiktion hat durch die neuen Entdeckungen, über die Natur und

Beschaffenheit der Luft, aufgehört, eine blosse Fiktion zu seyn. Herr Prevost gebraucht sie gleichfalls. In seinem Systeme aber hat sie wirklich Zusammenhang und Nothwendigkeit, weil jene elementarischen Flüssigkeiten in der mechanischen Physik, deren Vertheidiger er ist, wirklich nothwendig sind. Man muss also das System und den Zusammenhang, in welchem er sie behauptet, selbst zerstören, um seine Hypothese zu widerlegen. In diesem System bleibt alsdann auch nicht unerklärt, warum die Grundtheilchen (les molecules) der beyden elementarischen Flüssigkeiten wechselseitig sich anziehen, und zwar so, dass die Grundtheilchen der heterogenen Flüssigkeiten mit grösserer Kraft sich zu vereinigen streben, als die der homogenen. Sobald man (wie Herr Prevost thut,) voraussetzt, dass diese Wechselanziehung mechanisch-erklärbar ist, und sobald man wenigstens versucht, sie so zu erklären, so hört das Willkührliche der Behauptung auf, und man befindet sich so lange wenigstens, als das System nicht widerlegt ist — auf festem Grund und Boden. — Bis dahin also, wo wir dieses System unserer Untersuchung unterwerfen können, müssen wir auch Herrn Prevosts Hypothese, vom Ursprung der magnetischen Kräfte, unberührt lassen.

Herr Prevost schreibt dem Eisen eine Wahlanziehung gegen das kombinirte magnetische Fluidum zu. Da auch Wahlanziehungen in der mechanischen Physik ihre mechanische Erklärung finden, so müssen wir auch über diese bestimmte Art von magnetischer Wahlanziehung ihre Aufschlüsse erst erwarten.

So lange, bis dies geschehen ist, oder so lange, als man noch nicht überzeugt ist, dass auf diesem

Wege einer spekulativen Physik (denn dass die mechanische Physik nichts anders ist, als das, werde ich beweisen) eine Naturwissenschaft überhaupt möglich sey, giebt der oben aufgestellte Satz, (was das Eisen magnetisirt, demagnetisirt den Magnet selbst, und umgekehrt) wenigstens ein leitendes Princip, dem Grund dieser Wahlanziehung auf dem gewöhnlichen, bisher noch einzig zuverlässigen, Weg nachzuforschen. Vorzüglich wird sich die Aufmerksamkeit der Naturforscher dahin richten, zu sehen, mit welchen Veränderungen des Eisens auch sein Verhältniss zum Magnet geändert wird. Eine Hauptveränderung dieser Art ist das Verkalken des Eisens, womit es aufhört, vom Magnet eben so stark, als vorher, angezogen zu werden. Dass im Eisen selbst vielleicht eine Vertheilung statt finde, wie sie im Magnet statt findet; liesse sich daraus schliessen, dass selbst andere metallische Körper, z. B. nach Bergmann der reinste Nikelkönig, von ihm gezogen wird. Entdeckungen neuer metallischer oder metallartiger Körper, die magnetische Eigenschaften entweder selbst zeigen *), oder vom Magnet angezogen werden, müssen noch mehrere Aufschlüsse darüber geben.

Aus der Richtung des Magnets gegen die Pole und seinen Abweichungen von dieser Richtung erhellt, dass die Ursache der magnetischen Erscheinun-

---

*) Aeusserst erwünscht müssen daher dem Naturforscher solche Entdeckungen seyn, als diejenige ist, welche unlängst Herr von Humbold in der allgem. Lit. Zeitung mitgetheilet hat.

gen den ersten wirkenden Ursachen der Natur verwandt seyn muss, oder dass jenes Unbekannte, dem sie verwandt ist, und das vielleicht den Grund aller ihrer einzelnen Verwandschaften (z. B. mit dem Eisen) enthält, über die ganze Erde verbreitet seyn muss. Es giebt beynahe kein Phänomen der Natur, das nicht auf die Richtung der Magnetnadel Einfluss hätte. Sie zeigt eine tägliche Abweichung, die wahrscheinlich den blossen Veränderungen der Luft zuzuschreiben ist. Erdbeben und vulkanische Ausbrüche wirken auf sie. Das Nordlicht sowohl als das Zodiakallicht hat auf sie Einfluss und eine neue — mit jetzt erweitertem Organ — unternommene Untersuchung ihrer jetzigen sowohl als ihrer ehemaligen Abweichung könnte leicht der Weg seyn, die Ursache aller magnetischen Erscheinungen endlich zu ergründen.

Lehre der Naturphilosophie vom Magnetismus.

(Zusatz zum fünften Kapitel.)

*

Da in dem Zusatz zum vorhergehenden Kapitel sehr viele Punkte der Lehre vom Magnetismus mit berührt worden sind, so beschränken wir uns hier auf die Angabe der hauptsächlichsten derselben, welche folgende sind:

1) Der Magnetismus ist der allgemeine Akt der Beseelung, Einpflanzung der Einheit in die Vielheit, des Begriffs in die Differenz. Dieselbige Einbildung des Subjektiven in's Objektive, welche im Idealen, als Potenz angeschaut, Selbstbewußtseyn ist, erscheint hier ausgedrückt in dem Seyn, obgleich auch dieses Seyn an sich betrachtet wieder eine relative Einheit des Denkens und des Seyns ist. Die allgemeine Form der relativen Einbildung, der Einheit in die Vielheit, ist die Linie, die reine Länge; der Magnetismus ist daher Bestimmendes der reinen Länge, und da diese am Körper sich durch absolute Kohäsion äufsert, der absoluten Kohäsion.

Durch den Magnetismus ist jeder Körper Totalität in Bezug auf sich selbst, und seine beyden Pole

die nothwendigen Erscheinungsweisen der beyden Einheiten des Besondern und Allgemeinen, so fern sie auf der tiefsten Stuffe des Seyns als differenziirt zugleich und indifferenziirt erscheinen. Vermöge der Schwere ist der Körper in der Einheit mit allen andern, durch den Magnetismus hebt er sich heraus, fasst sich in sich selbst als besondre Einheit: Magnetismus ist demnach die allgemeine Form des Einzelnen in sich selbst zu seyn.

2) Es geht aus dieser Ansicht von selbst hervor, dass der Magnetismus eine allgemeine Bestimmung und Kategorie der Materie sey, dass er also nicht einem einzelnen Körper ausschliesslich eigenthümlich, sondern allen sich individuirenden und individuirten Körpern gemein seyn müsse. Diess ist eine der ersten Lehren der Naturphilosophie, die im Entwurf des Systems dieser Wissenschaft (S. 301.) so ausgedrückt ist: „Der Magnetismus ist so allgemein in der allgemeinen Natur, als die Sensibilität in der organischen, die auch der Pflanze zukommt. Aufgehoben ist er in einzelnen Substanzen nur für die Erscheinung; in den sogenannten unmagnetischen Substanzen verliert sich bey der Berührung unmittelbar in Elektricität, was bey den magnetischen noch als Magnetismus unterschieden wird, so wie bey den Pflanzen unmittelbar in Zusammenziehungen sich verliert, was beym Thier noch als Sensation unterschieden wird. Es fehlt also nur an den Mitteln, um den Magnetismus der sogenannten unmagnetischen Substanzen zu erkennen u. s. w."

Auch

Auch diese Mittel sind jetzt gefunden; Coulomb hat zuerst diese Schranken auch für die Erscheinung durchbrochen. Es ist unterhaltend genug, dass es Leute gegeben hat, die gegen diese allgemeine Ansicht des Magnetismus und Konstruktion derselben als nothwendiger Kategorie der Materie *) den Einwurf vorbrachten; nach dieser Ansicht müssten alle starren Körper überhaupt magnetisch seyn, wogegen doch die Erfahrung streite. Dieselbige Erfahrung streitet nun durch Coulomb dagegen, dass nicht alle starren Körper magnetisch seyn.

Nach seiner Versicherung ist noch keiner der bisher untersuchten Körper dem Einfluss grosser magnetischer Stäbe entgangen, nur dass die Wirkung bey einigen Körpern so gering ist, dass sie bis jetzt den Augen der Physiker entgieng. Coulomb gab jedem der untersuchten Körper die Gestalt eines kleinen cylindrischen Stäbchens, und in diesem Zustand hieng er sie wagerecht an einen Faden roher Seide auf, und brachte sie zwischen zwey entgegengesetzte Pole von zwey Stahlmagneten. Die Wirkung war (bey einer Länge dieser Stäbchen von 7 - 8 Millimetern, und einer Dicke von 3/4 Millimeter) bey nicht metallischen Körpern (denn bey den metallnen wurde

---

*) In der Einleitung zum Entwurf der Naturphilosophie S. 75. und in der Abhandlung: Allgemeine Deduktion des dynamischen Processes oder der Kategorien der Physik in der Zeitschrift Band I. Heft 1. 2.

ſie noch ums dreyfache vermindert), daſs, wenn die entgegengeſetzten magnetiſchen Pole von einander um 5 - 6 Millimeter weiter entfernt waren, als die Länge der Nadel betrug, welche zwiſchen ihnen ſchwingen ſollte, die Nadeln jedesmal, ſie mochten ſeyn von welchem Stoff ſie wollten, ſich genau in die Richtung der beyden Magnetſtäbe begaben, und, aus dieſer Richtung gebracht, durch mehrere Oſcillationen (oft über 30 in einer Minute) in die vorige Richtung zurückkehrten.

3) Da ſich alle Urſachen, wodurch der Magnetismus eines Körpers, unter dem Einfluſs des Erdmagnetismus, verſtärkt wird, eben ſo wie diejenigen, wodurch er zerſtört werden kann, offenbar und ohne Mühe auf ſolche, welche die Kohäſion afficiren, zurückbringen laſſen, ſo wäre es unnöthig, hierüber noch etwas insbeſondere zu bemerken, ſo wie dagegen

4) die Abweichungen der Magnetnadel und andre Eigenthümlichkeiten ihrer Bewegungen nur in dem Zuſammenhang der allgemeineren Anſicht des Planetenſyſtems, der Achſendrehungen und andrer allgemeiner Bewegungen eingeſehen werden können.

Sechstes Kapitel.

Allgemeine Betrachtungen, als Resultate aus dem Vorigen.

*

Das, was auch die träge Materie in Bewegung setzen, und todte Stoffe dem Gleichgewicht entreissen kann, Licht und Wärme, kommt beydes aus Einer Quelle, und längst hat der Mensch beyde — das Eine als Ursache, das andere als Wirkung — zusammengedacht. Aber das Licht, dieses Element des Himmels, ist zu allgemein verbreitet, zu allgemein wirksam, als dass das Auge des gewöhnlichen, an den Boden gefesselten Menschen es suchte, um die Wonne des Sehens mit Bewusstseyn zu geniessen. Das Licht, als solches, rührt nur das geistigere Organ — und was wir ihm, insofern es Licht ist, verdanken, sind Schauspiele, für die der Mensch, dessen Sinn zur Erde sich kehrt, keine Empfänglichkeit hat. Mit dem reichlichern Licht der Frühlingssonne erscheint auch aufs neue das immer wechselnde Spiel vielfach in einander fliessender Farben auf der Oberfläche unserer Erde, die kaum vorher noch das einförmige Gewand des Winters getragen hatte, und das Steigen und Sinken, das Entstehen, Wechseln und Vergehen dieser Farben, ist das Maass einer Zeitrechnung, die, überall gegenwärtig, uns in die Mitte der Natur selbst begleitet Aus weiter Ferne erscheint uns das jugendliche Licht der Gestirne, und

knüpft unser Daseyn an die Existenz einer Welt an, die für die Einbildungskraft unerreichbar, doch dem Auge nicht ganz verschlossen ist.

Aber alle die mannigfaltigen Schauspiele, welche das Licht uns gewährt, haben auf unsern Nutzen keinen unmittelbaren Einfluss: sie sind auf einen edleren Sinn berechnet. Näher schon an die niedrigern Sinne — näher an die gebieterischen Bedürfnisse des Menschen schliesst sich die Wärme an; kein Wunder, dass sie für ihn, den alle ihre Wirkungen unmittelbar rühren, das erste ist, was ihn zur Anbetung der Sonne hinreisst. Eine sehr verfeinerte Religion war es schon, die jenes wohlthätige Gestirn als Urquell des Lichts, des reinsten, lautersten Elements, das wir kennen, anbeten lehrte, unerachtet schon ein früherer, weit über die Erde verbreiteter Jugendglaube der Völker, der unter keiner Nation des Alterthums je ganz erlosch, im Symbol des Feuers die erste Kraft der Natur verehrte. Schon der Wechsel des Tages und der Nacht, so wie die Veränderungen in der belebten und unbelebten Natur, die an die Wiederkehr und das Verschwinden jenes Gestirns geknüpft sind, lehrten den Menschen, dass Licht und Wärme die einzigen belebenden Kräfte des Universums seyen; noch mehr der Wechsel der Jahreszeiten, da die Sonne, sobald ihre Strahlen senkrechter auffallen, die Natur selbst dem Todesschlafe zu entreissen, und ins Leben zurückzurufen scheint, was vorher todte Erstarrung gefesselt hielt; mehr als Alles aber, der traurige Anblick jener Gegenden, wo eine ewige Kälte, unter nie geschmolzenen, zu Fels und Klippe verhärteten Eismassen, alle Regungen der Lebenskraft zu ersticken scheint.

Alles, was Entwicklung, Bildung, Ausdehnung der todten Materie bewirkt, schien dem Menschen lebendige Kraft zu seyn. Das Phänomen der äussern Ausdehnung roher Materie durch die Wärme ist gleichsam nur ein Schatten jener innern lebendigen Wärme, welche die Knospe schwellt, den werdenden Menschen im Keime bewahrt, fortbildet und organisirt. Die Pflanze, durch den Einfluss der Wärme hervorgetrieben, verwelkt doch wieder, sobald Licht und Wärme aufhören zu entwickeln, wovon sie sich nährte; wenigstens verliert sie den Schmuck ihrer Blätter, zum Beweis, dass sie nichts mehr zurückzugeben hat, weil sie nichts mehr empfängt. Aber die Organisation, in welche einmal der Funke des Lebens fiel, trägt fortgehend in sich selbst einen Quell innerer Wärme, der erst mit dem Leben selbst versiegt, und der von äusserer Wärme so unabhängig ist, dass er gerade dann den Körper stärker durchströmt, wann ausser dem Körper alles von Kälte starr ist. Die Natur selbst hat alles dafür gethan, die innere Wärme mit Klima und Temperatur des Himmelstrichs ins genaueste Verhältniss zu setzen. Wo sie das Maass der innern Wärme im Verhältniss mit der Kälte des Klima's ohne Gefahr nicht überschreiten konnte, verkleinerte sie die Organisation selbst, um in kleinerm Umfang zu koncentriren, was, in grösseren zerstreut, nur halb so viel gewirkt hätte. Die beweglichsten und lebendigsten Thiere (wie die Vögel) haben auch das verhältnissmässig wärmste Blut, und die kaltblütigen stehen an der Gränze der lebendigen Natur. Die innere thierische Wärme bleibt sich in jeder Temperatur der Luft gleich, und ist jene erloschen, so beschleunigt äussre Wärme nur die Auflösung der todten Organisation.

Aber die Natur selbst beobachtet in Rücksicht auf diese Kraft Grade, die sie nie ohne Nachtheil für die lebendige und organische Natur überschreitet. Von den heissen so wie von den kalten Erdstrichen sind auf immer eine Menge von Pflanzen und Thieren ausgeschlossen, während die gemäsigten nur wenigen ganz fremd sind; davon nichts zu sagen, dass nur in den letztern die edelste Menschheit geblüht, sich entwickelt und gebildet hat. In den gemäsigten Erdstrichen selbst ist die Natur genöthigt, sobald das natürliche Maass von Wärme überschritten ist, das Gleichgewicht durch Revolutionen herzustellen. Das Licht selbst findet auf seinem Wege zu uns überall Widerstand, und die Natur läst keine Kraft je ganz aus ihren Schranken treten. Dazu kommt, dass Wärme selbst nichts ursprüngliches ist, dass sie nur insofern da ist, als das Licht Widerstand findet, und so beweisen selbst die thätigen Kräfte der Natur, nur widerstrebenden Kräften gegenüber, ihre ganze Macht, die, sobald sie schrankenlos wäre, alles, woran sie sich äussern könnte, und damit sich selbst vernichtete. Kein Wunder, dass Licht und Wärme immer im Verhältniss ihrer Quantität, mit Entgegengesetzten sich zu verbinden streben, weil sie nur in dieser Beschränkung sind, was sie sind — ausdehnende, repulsive, belebende Kräfte.

So ist es selbst zur Erhaltung dieser Kräfte nothwendig, dass träge, todte Stoffe ihnen entgegenwirken. Für sich selbst also würde die Erde ruhen, und sich bewegen nur ihrer Trägheit gemäss, unentwickelt in ihren Kräften und Wirkungen, die sie in sich verschlösse, strömten nicht, wie aus einer höhe-

ren Ordnung, belebende Thätigkeiten, die ihre Einheit entfalten, das innere Leben und jene Kräfte in ihr wecken, die, den Gesetzen der Schwere entgegenwirkend, die todte Masse selbst andern Gesetzen, als denen der allgemeinen Anziehung, gehorchen lehren. Denn dies ist der Charakter alles dessen, was durch höhere Kräfte regiert wird, daſs Gesetze der Trägheit und Schwere darüber nicht, wie über alles andere, Gewalt haben. Alles Unedlere neigt sich zur Erde, alles Edlere erhebt sich von selbst über sie. Die unbelebte Pflanze schon strebt vom Boden sich zu entfernen, wo sie ihren üppigen Wuchs selbst nicht aufrecht zu erhalten weiſs, strebt sie wenigstens an andern empor, der Sonne entgegen; traurig senkt sie ihr Haupt, sobald sie die Kräfte verlassen, die sie emportrieben. Durch Wirkung der Wärme ändern die festesten Körper ihren Zustand, die meisten werden flüssig, viele verflüchtigt sie ganz, nur wenige widerstehen ihrer Gewalt, und auch diese scheinen nur da zu seyn, die edlern Körper zu tragen.

Im Innern sowohl, als auf der Oberfläche der Erde wirken fürnehmlich Kräfte der Anziehung. Eine geheime Verwandschaft verbindet Stoffe mit Stoffen, oder zieht sie wechselseitig an, sobald eine höhere Kraft (wie Feuer und Wärme) ihre bisherige Verbindung getrennt hat. Diese Verwandschaften alle scheinen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu haben. Die Natur, um die gröſste Mannigfaltigkeit der Erscheinungen möglich zu machen, stellte überall Heterogenes Heterogenem entgegen. Aber damit in jener Mannigfaltigkeit Einheit, in diesem Streit Harmonie herrsche, wollte sie, daſs Heteroge-

nes sich mit Heterogenem zu verbinden strebe, und erst in seiner Verbindung ein Ganzes werde. So hat die Natur überall mannigfaltige Stoffe ausgebreitet, die sich selbst alle nur dadurch verwandt sind, dass sie gemeinschaftlich nach Verbindung mit einem Dritten streben. Selbst todte Stoffe, die keine Verwandschaften mehr zeigen, sind vielleicht nur solche, bey denen längst jene Verbindung vollzogen ist, und deren Anziehungskräfte dadurch zur Ruhe gekommen sind. Der Kunstgriff der Natur scheint also der gewesen zu seyn: Stoffe, die ihrer Natur nach homogen waren, zu trennen, und, so viel möglich, getrennt zu erhalten, weil sie, einmal verbunden, keiner Trennung mehr fähig, nichts als todte, träge Materie sind.

Aber, wo ist es, jenes Mittelglied, das allein alle diese Verwandschaften der Körper unter sich bindet? Es muss überall gegenwärtig und als allgemeines Princip der partiellen Anziehungen über die ganze Natur verbreitet seyn. Wo anders sollten wir es suchen, als in dem Medium, in dem wir selbst leben, das alles umgiebt, alles durchdringt, allem gegenwärtig ist?

Täglich neuverjüngt umfängt die Luft unsre Erde; selbst ein Schauplatz beständiger Veränderungen, ist sie nicht nur das Medium, das der Erde die höhern Kräfte (des Lichts und der Wärme) zuführt, wodurch Verbindungen getrennt und Anziehungen bewirkt werden, sondern sie ist zugleich die Mutter jenes merkwürdigen Grundstoffs, der, als allgemeines Mittelglied aller Verwandschaften zwischen Körpern und Körpern, mittelbar oder unmittelbar

in jeden chemifchen Procefs eingreift. Und fo hat die Natur den gröfsten Theil ihrer Erfcheinungen fchon durch das einfachfte Mittel möglich gemacht, dadurch, dafs fie zwo Ordnungen von Körpern einander entgegenftellte, flüffige und fefte. Kein chemifcher Procefs geht von Statten, ohne die Gegenwart irgend eines flüffigen Körpers. Während die feften Körper die ponderabeln Grundftoffe hergeben, welche zum chemifchen Procefs gehören, geben die flüffigen gewöhnlich beydes, Kraft und Mittel, zum Procefs her, weil fie eben fowohl Vehikel des Lichts oder der Wärme als des Grundftoffs find, der zum chemifchen Procefs gehört.

Mit Recht alfo konnte man, fobald die Natur verfchiedner elaftifcher Flüffigkeiten entdeckt war, von diefen Entdeckungen die wichtigften Folgen für die Erweiterung unferer Kenntniffe erwarten. Die Natur felbft hat jene beyden Klaffen von Körpern durch allzufcharfe Gränzen abgefondert, als dafs man nicht hoffen dürfte, in diefem Gegenfatz das Geheimnifs zu finden, das es ihr möglich macht, durch die einfachften Mittel die gröfsten Wirkungen hervorzubringen. Vergebens würde man fich bemühen, diefe Gränzen in einander flieffen zu laffen, und zu behaupten, dafs der Uebergang von flüffigen zu feften Körpern kontinuirlich feye. Freylich macht die Natur keinen Sprung; aber es fcheint mir, dafs diefes Princip fehr mifsverftanden wird, wenn man Dinge, die die Natur nicht nur getrennt, fondern felbft einander entgegengefetzt hat, in Eine Klaffe zu bringen verfucht. Jenes Princip will nur fo viel fagen: Alles, was in der Natur wird, wird nicht durch einen Sprung, alles Werden gefchieht in einer ftetigen

Folge. Aber daſs deswegen alles, was iſt, kontinuirlich zuſammenhänge — daſs auch zwiſchen dem, was iſt, kein Sprung ſeyn ſolle, folgt daraus noch lange nicht. Von allem dem alſo, was iſt, iſt nichts geworden ohne ſtetiges Fortſchreiten, ſtetigen Uebergang von einem Zuſtand zum andern. Aber jetzt, da es iſt, ſteht es zwiſchen ſeinen eignen Gränzen, als ein Ding beſonderer Art, das ſich von andern durch ſcharfe Beſtimmungen unterſcheidet.

Die ſchärfſte Gränzlinie zwiſchen feſten und flüſſigen Körpern, iſt die ausſchlieſsliche Beſtimmung der letztern, Vehikel poſitiver Urſachen zu ſeyn. Feſte Körper dagegen gehorchen entweder einzig und allein den Geſetzen der Schwere, oder wenn ſie höheren (chemiſchen) Geſetzen gehorchen, ſo geſchieht es nach Geſetzen der (qualitativen) Anziehung, d. h. durch negative Kräfte.

Noch mehr unterſcheidet ſich von allen übrigen, feſten oder flüſſigen Körpern, jenes merkwürdige Fluidum, (die Lebensluft), das für uns die einzige Quelle des Lichts zu ſeyn ſcheint. Denn während alle übrige Körper nur die einzelnen, einer chemiſchen Anziehung fähigen, Grundſtoffe enthalten, hat jenes in ſich ſelbſt das allgemeine Princip, das allen chemiſchen Anziehungen gemeinſchaftlich zu Grunde liegt.

Da dieſes Fluidum das Heterogenſte in ſich vereinigt — ſo iſt es ſchon daraus begreiflich, daſs es der mannigfaltigſten Erſcheinungen fähig iſt. Daher die elektriſchen Attraktionen und Repulſionen, daher die Phänomene von Zerſetzungen jener Luft und vom Verbrennen der Körper, daher die Erſcheinung

des Lichts, das uns allmählig begreiflicher wird, wenn wir das Phänomen des Lichts (seine Wirkung auf unser Organ) unterscheiden von dem, was es für den Verstand ist und seyn muss. Und wenn vielleicht die ganze Natur, wenn selbst die Oekonomie des thierischen Körpers auf Attraktionen und Repulsionen beruhen sollte, so begreifen wir, warum die Natur überall jenes Fluidum verbreitet, und warum sie an die Gegenwart desselben nicht nur das Gelingen vieler chemischen Processe, sondern selbst die Fortdauer des vegetabilischen und des animalischen Lebens geknüpft hat.

Die heterogenen Principien, die die Natur in diesem Fluidum vereinigte, können uns nur nach ihrer Wirkung auf die Sinne bekannt seyn, und das Gefühl, das diese Wirkung in uns hervorbringt, hängt selbst den Ausdrücken an, deren wir uns bedienen. Licht und Wärme ist blosser Ausdruck unsers Gefühls, nicht eine Bezeichnung dessen, was auf uns wirkt. Schon daraus, dass Licht und Wärme auf ganz verschiedne Sinne — so ganz verschieden wirken, können wir schliessen, dass wir mit beyden blosse Modifikationen unsers Organs bezeichnen. Eine ungewöhnliche Oscillation unsrer Kopf- und Sehnerven, ein plötzlicher Schrecken, plötzliches Erstaunen, oder irgend eine andere Rührung unsers Auges macht, dass wir Licht sehen, wo wirklich keines ist. Selbst Menschen, deren Gesichtssinn völlig zerstört ist, sehen Licht bey Nacht, oder bey plötzlichen Erschütterungen. Und vielleicht ist selbst die Stufenfolge der Farbe nicht die Folge der Theilung des Lichtstrahls, sondern eine Stufenfolge, die unser Auge macht, und die das ermüdete Organ nicht selten von selbst durch-

läuft. Wenigstens hat man Menschen gekannt, die mit sehendem Auge völlig unfähig waren, Farben zu unterscheiden.

Dasselbe ist der Fall mit dem Princip aller chemischen Anziehung, das die neuere Chemie mit dem Namen Sauerstoff bezeichnet hat. Der Name ist von einer Wirkung auf unser Organ hergenommen, die dieser Stoff nicht einmal für sich selbst, sondern nur in seiner Verbindung mit Körpern ausübt, und bezeichnet so wenig, als Licht und Wärme, das, was dieses Princip an sich ist. Aber wir können diesen Ausdruck ohne Bedenklichkeit beybehalten, sobald wir nur einmal gewohnt sind, an etwas allgemeineres dabey zu denken, als an die Zusammenziehung der Geschmaksnerven.

Da dieses Princip negativer Art ist, so läfst sich sogar zweifeln, ob die Hoffnung, es für sich und einzeln darzustellen, je erfüllt werden wird.

Genug ist es indefs für uns, zu wissen, dafs die Natur die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen, im Kleinen wie im Grofsen, durch entgegengesetzte Kräfte der Anziehung und der Zurückstofsung zu erreichen weifs.

Unser Blick erweitert sich jetzt. Von den einzelnen Gesetzen, nach welchen untergeordnete Kräfte in kleinern Sphären den ewigen Wechsel der Natur unterhalten, erheben wir uns zu den Gesetzen, welche das Universum regieren, Welten gegen Welten treiben, und immer fort verhindern, dafs nicht Körper auf Körper, System auf System stürze.

Das Allgemeine vom dynamifchen Procefs.

(Zufatz zum fechften Kapitel.)

*

Vergebens würde man glauben die vielfachen Wirkungen der Natur oder die wundervollen Hervorbringungen, worin fie ihr Innerftes kund giebt, aus blofs äufsern Wirkungen auf die Materie zu begreifen, dergleichen in denjenigen Syftemen, welchen die Materie das abfolut Todte, Unbefeelte ift, doch im Grunde alle Einflüffe find, aus deren Wirkung auf die Materie man die lebendigeren Erfcheinungen und die höheren Produktionen erklärt. Der obwohl noch verfchlofsne Keim des Lebens liegt fchon in der Maffe, und wenn fich auch der reine leibliche Antheil der Natur in der Körperreihe, der geiftige oder die allgemeine Seele in dem Licht abgefondert herauszuwerfen fcheint, fo finden fich doch beyde wieder in dem Organismus, wo die Seele oder Form fo fehr die Materie fefthält und fich ihr verbindet, dafs im Ganzen des organifchen Wefens wie in der einzelnen Handlung die Form ganz Stoff, der Stoff ganz Form ift.

Wenn diejenige von beyden Einheiten im Abfoluten, worin das Allgemeine ein Befonders wird, die der Natur, und diefe demnach das allgemeine Reich des für-fich-felbft-Seyns ift, fo ift der Welt-

bau die ganze Einbildung des Unendlichen ins Endliche, alſo ſelbſt wieder die Einheit, die alle andre, ſofern ſie in der Natur wiederkehren, begreift. Das materielle Univerſum und jeder Weltkörper für ſich, iſt daher keine der beſondern Einheiten, die erſt aus ihm hervorgehn, nicht anorgiſche Maſſe, nicht Pflanze oder Thier, ſondern die dem gemeinen Auge umfaſsbare Identität von dieſem Allem. Erſt innerhalb der Einheit jedes Weltkörpers, das heiſst, jedes ſolchen Ganzen, welches, als erſcheinend Körper und in der Erſcheinung zugleich Idee, Univerſum für ſich iſt, wiederholt ſich jener Akt der Einbildung, wodurch die abſolute Identität in die Beſonderheiten der Weltkörper einging, in dem Auswachſen der Identität des Weltkörpers in die Reihe der beſondern Körper, die hier nicht als Univerſa, ſondern nur als einzelne Einheiten erſcheinen können, weil ſie der herrſchenden Einheit unterworfen ſind.

In dem Zuſtand der erſten Identität der Materie jedes Weltkörpers ruhen alle Verſchiedenheiten in ihm unausgebreitet, unentfaltet, aber derſelbe ewige Akt, durch den er in der Beſonderheit erſcheint, ſetzt ſeine Wirkung auch in ihm ſelbſt fort. Jede ihm eingebildete Idee wird eben ſo wie er, ſich ſelbſt zur Form und erſcheint durch ein einzelnes wirkliches Ding.

Die erſte Potenz dieſes Entfaltens der Identität iſt, wie geſagt, die der Einbildung der Einheit in die Vielheit, deren abſolute Form der abſolute Raum, wie die relative die Linie iſt. Alle Formen, wodurch die Dinge in dieſer Potenz ſich ſondern, werden demnach bloſse Formen des Raums und, da auch

der Raum in ſeiner Identität als Abbild des Abſoluten in der Differenz nur wieder die drey Einheiten begreift, die drey Einheiten oder Dimenſionen des Raums ſeyn. Daſs nun überhaupt alle Verſchiedenheiten der Körper einzig auf ihr Verhältniſs zu den drey Dimenſionen des Raums zurückkommen müſſen und die Körper in allen Qualitäten nach den drey Klaſſen ſich ſondern, daſs ſie entweder das Uebergewicht der erſten Dimenſion und der abſoluten Kohärenz, oder das der andern und des relativen Zuſammenhangs, oder endlich die gröſsere oder geringere Indifferenz beyder im Flüſſigen zeigen, dieſes folgt ſchon aus dem allgemeinen Beweis, kann aber auch durch vollſtändige Induktion begründet werden.

Es fallen hiemit alle abſolut qualitative Verſchiedenheiten der Materie hinweg, die eine falſche Phyſik in den ſogenannten Grundſtoffen fixirt und permanent macht: alle Materie iſt innerlich Eins, dem Weſen nach reine Identität, alle Verſchiedenheit kommt einzig von der Form, und iſt demnach bloſs ideell und quantitativ.

Die andre Einheit innerhalb der abſoluten Einbildung des Unendlichen in das Endliche, welche das Zurückſtreben aller Beſonderheit in die Allgemeinheit, aller Differenz in die Identität, und da dieſe hier als Licht erſcheint in das Licht iſt, wie dagegen in der erſten Potenz das Licht ſich in die Nicht-Identität gebildet und in ihr verfinſtert hatte, dieſe andre Einheit, ſage ich, begreift alle Formen wieder eben ſo in ſich wie die erſte nur als Formen der Thätigkeit, wie jene als Formen des Seyns. Jene Zurückbildung der einzelnen Dinge in das Licht

ist das, was allgemein als dynamischer Process erscheint und alle Formen desselben werden, eben so wie die der ersten Potenz, den drey Raumdimensionen entsprechen müssen.

Es ist in dem Vorhergehenden bewiesen worden, dass der Magnetismus als Process, als Form der Thätigkeit der Process der Länge, die Elektricität der Process der Breite, wie dagegen der chemische Process derjenige ist, der allein die Kohäsion oder Form in allen Dimensionen und demnach der dritten affizirt.

Auch hier sind durch die Konstruktion selbst alle fixe qualitative Gegensätze besondrer Materien ausgeschlossen, aus deren Wirkung man jene Erscheinungen lange genug umsonst zu begreifen gesucht hat: ihr Grund und Quelle liegt in der Form und dem innern Leben der Körper selbst, obgleich das Licht als allgemeines nothwendig allem dynamischen Processe vorsteht. Die Verschiedenheit der Formen desselben beruht einzig auf dem verschiednen Verhältniss derselben Thätigkeit zu den drey Dimensionen, und so können wir auch umgekehrt wieder alle qualitativen Verschiedenheiten der Körper in der ersten Potenz auf ihrem verschiednen Verhältniss zu den drey Dimensionen des dynamischen Processes beruhn lassen.

Es ist mit dieser Konstruktion zugleich ausgemacht, dass der chemische Process als Totalität die beyden ersten Formen in sich begreift.

Die Substanz, das Wesen der absoluten Einheit, stellt sich ganz dar in dem Organismus, welcher die dritte

dritte Potenz bezeichnet. Allgemeines und Befondres find hier ganz indifferenziirt, fo dafs der Stoff ganz Licht, das Licht ganz Stoff ift, äufserlich angefehen, z. B. in der Farbe, welche nicht mehr, wie die des Körpers in der erften Potenz, eine todte ruhende, fondern eine lebendige, bewegliche, innerliche ift, innerlich angefehen dadurch, dafs das ganze Seyn hier Thätigkeit, die Thätigkeit zugleich Seyn ift. Und felbft in diefer höchften Vermählung des Stoffs und der Form kehrt jener erfte Typus in den drey Formen alles organifchen Lebens zurück.

Was in der erften und zweiten Potenz Kohäfion und Magnetismus war, kehrt hier, nachdem das ideelle Princip fich dem Stoff für die erfte Dimenfion identifizirt hat, als Bildungstrieb, Reproduktion zurück. Was dort fich als relative Kohäfion oder Elektricität darftellte, ift hier in der abfoluten Identifizirung der Form und des Stoffs für die zweyte Dimenfion zur Irritabilität, zum lebendigen Kontraktionsvermögen erhoben. Endlich, wo das Licht ganz an die Stelle des Stoffes tritt, in die dritte Dimenfion dringt, Wefen und Form auf diefe Weife ganz Eins wird, geht der chemifche Procefs der untern Potenz in der Senfibilität, zum innern abfoluten Bildungsvermögen über.

Hiemit erft ift das ganze Problem eines jeden Weltkörpers, das was er in fich als Identität verfchlofs als Differenz darzuftellen, gelöst. Die dritte Einheit ift in ihm die erfte und abfolute. Aber fie kann nicht als die befondre erfcheinen, ohne als die Indifferenz der beyden entgegengefetzten zu erfcheinen und umgekehrt.

Unmittelbar mit der Produktion des realen Indifferenzpunkts in der realen Welt tritt er in derselben auch ideal hervor in der Vernunft, der Identität, dem wahren idealen Urstoff aller Dinge.

Vergleicht man die verschiednen Potenzen unter sich wieder, so sieht man ein, daſs die erste im Ganzen der ersten Dimension, die zweyte, der zweyten unterworfen, in dem Organismus aber zuerst die wahre dritte Dimension erreicht sey, während in der potenzlosen Vernunft, dem ruhigen Spiegel der absoluten Identität, eben so wie in ihrem Gegenbild dem grundlosen Raum, welcher die in der Relativität der Einbildung des Unendlichen ins Endliche durchbrechende Identität ist, alle Dimensionen sich indifferenziiren und als Eine liegen.

Dieſs ist die allgemeine Artikulation des Universums, welche als dieselbe für alle Potenzen der Natur nachzuweisen das eigentliche Geschäft der Naturphilosophie ist.

Ende des ersten Buchs.

Ideen

zu einer

Philosophie der Natur.

Zweytes Buch.

Zweytes Buch.

Was eine ſtrengwiſſenſchaftliche Form nicht verſtattet hätte, verſtattete die freyere Form unſerer Unterſuchungen, anſtatt von reinen Principien allmählig zu empiriſchen herabzukommen, umgekehrt von Erfahrungen und empiriſchen Geſetzen allmählig zu reinen, aller Erfahrung vorangehenden Principien, emporzuſteigen.

Längſt ſchon hat man allgemeine Anziehung und Gleichgewicht als das Geſetz des Univerſums betrachtet, und jeder Verſuch, die ganze Natur auch in untergeordneten Syſtemen, nach denſelben Geſezen handeln zu laſſen, nach welchen ſie im Syſteme des Ganzen handelt, wurde, von dieſer Zeit an, als Verdienſt betrachtet.

Unſer Zweck iſt jetzt dieſer: auszumachen, wie die Geſetze der partiellen — mit den Geſetzen der allgemeinen Anziehung und Zurückſtoſsung zuſammenhängen mögen, ob nicht vielleicht beyde Ein gemeinſchaftliches Princip vereinigt, ob nicht beyde im Syſtem unſers Wiſſens gleich nothwendig ſind? — Fragen, deren Beantwortung vielleicht der Preiſs folgender Unterſuchungen ſeyn wird.

Erstes Kapitel.

Von Attraktion und Repulsion überhaupt, als Principien eines Natursystems.

Wir setzen indess voraus, dass die Gesetze wechselseitiger Anziehung und Zurückstossung allgemeine Naturgesetze seyen, und fragen, was aus dieser Voraussetzung nothwendig folgen müsse?

Sind beyde allgemeine Naturgeseze, so müssen sie Bedingungen der Möglichkeit einer Natur überhaupt seyn. Zunächst aber betrachten wir sie nur in Bezug auf die Materie, insofern sie Gegenstand unserer Erkenntniss überhaupt ist, abgesehen von aller specifischen und qualitativen Verschiedenheit derselben. Sie müssen also vorerst als Bedingungen der Möglichkeit der Materie überhaupt betrachtet werden, und es muss keine Materie ursprünglich gedacht werden können, ohne dass zwischen ihr und einer andern Anziehung und Zurückstossung statt finde.

Diess setzen wir voraus. Ob und warum das so seyn müsse, wird späterhin untersucht werden.

Materie ist uns vorjetzt nichts, als überhaupt Etwas, was, nach drey Dimensionen ausgedehnt, den Raum erfüllt.

Setzen wir nun Anziehung und Zurückstossung zwischen zwo ursprünglichen Massen, denn diess

ist das Geringste, was wir voraussetzen können; diese Massen können wir so klein, oder so groſs denken, als wir wollen, mit der Einschränkung jedoch, daſs wir beyde als gleich annehmen, (denn bis jetzt haben wir keinen Grund, sie als ungleich anzunehmen), so ergiebt sich folgendes: Ihre anziehenden und zurückstoſsenden Kräfte müſsten sich wechselseitig aufheben, (wechselseitig sich erschöpfen), ihre Attraktions- und Repulsionskraft ist nur eine gemeinschaftliche, und da sie ihr Daseyn im Raume nur durch jene Kräfte offenbaren, so fällt auch der Grund der Verschiedenheit zwischen ihnen hinweg, sie können nicht als Entgegengesetzte, sondern nur als Eine Masse betrachtet werden.

Aber keine Materie ist und kann seyn anders, als durch Wirkung und Gegenwirkung anziehender und zurückstoſsender Kräfte; befindet sich also auſser jenen beyden Grundmassen A und B nicht eine dritte C, gegen die sie jetzt ihre gemeinschaftliche Wirkung richten, so sind A und B, da sich ihre Kräfte wechselseitig aufheben, und jetzt nur Eine gemeinschaftliche Kraft vorstellen, in der That $= 0$, denn es ist Nichts da, worin sie wirken, und Nichts, was in ihnen wirken könnte; setzen wir aber eine dritte (den beyden ersten immer noch gleiche) Masse, so wird dieſs das reinste, schönste und ursprünglichste Verhältniſs seyn.

Denn zwey gleiche Massen können als solche nicht auſsereinander und demnach verschieden seyn, ohne in einer dritten wieder Eins und in einander zu seyn und zwar so, daſs sie in dieser dritten sich nicht summiren oder eine die andre vermehrt: denn

sonst wären sie wieder nur in jener und nicht aussereinander, sondern so, dass die zwey unter sich und mit der dritten Eins und jede der beyden ersten zugleich die ganze dritte und ihre Eine Seite sey. Denn allgemein können zwey Dinge, wie Plato im Timäus sagt, ohne ein Drittes nicht bestehen, und das schönste Band ist dasjenige, welches sich selbst und das Verbundene auf das Beste zu Eins macht, so dass sich das Erste zu dem Zweyten wie dieses zu dem Mittleren verhält.

Nehmen wir aber anstatt der zwo gleichen Grundmassen A und B, zwo ungleiche an, so werden sich zwar ihre beyderseitigen Kräfte nicht wechselseitig, aber die Kraft der Einen (etwa A) wird die der andern (B) völlig aufheben, und so haben wir immer wieder nur Eine Masse, die einen Ueberschuss von Kraft hat, den wir uns nicht denken können, ohne ihm sogleich wieder ein Objekt zu geben, an dem er sie nütze.

In beyden Fällen also müssen wir, um das Verhältniss zwischen zwoen Grundmassen zu denken, schon ein zweytes, in welchem sie beyde zu einem dritten stehen, hinzudenken, und diess gilt von der kleinsten, wie von der grössten Masse.

Betrachten wir das Verhältniss zwischen drey ursprünglichen, gleichen Massen, die sich alle wechselseitig anziehen und zurückstossen, so wird zwar keine einzelne ihre Kraft an der andern erschöpfen, denn jede einzelne stört in jedem Augenblick die Einwirkung der Einen auf die andre, da jede (nach der Voraussetzung) in jeder andern auf gleiche Weise das Centrum hat und auf gleiche Weise ausser ihr ist.

Nach demſelben Grunde, nach welchem A oder B eine Einwirkung von C erfahren müſste, erfährt dieſes die gleiche von A und B und umgekehrt; es iſt alſo bey dieſer Gleichheit der Beſtimmungsgründe überall keine Wirkung und, da dieſe ſich in der Körperwelt als Bewegung ausdrückt, auch überall keine Bewegung. Dieſe könnte unter den angenommenen Maſſen nur gedacht werden, wenn A und B auf die gleiche Weiſe, wie C ſich in ſie zerlegt, ſich wieder in andre und ſo zerlegte, daſs die Gleichheit mit der dritten nur im Ganzen, aber nicht im Einzelnen exiſtirte: nur in dieſe ſecundaire Maſſen ſiele die Bewegung, weil nur von dieſen jede für ſich mit der dritten ungleich iſt, obſchon ſie im Ganzen die vollkommenſte Einheit mit derſelben darſtellen.

Soll alſo Bewegung in einem Syſtem entſtehen, ſo müſſen die Maſſen als ungleich angenommen werden. Daraus folgt allein ſchon, daſs die urſprünglichſte Bewegung vermöge dynamiſcher Kräfte keine geradlinigte ſeyn kann. Dieſs muſs auch ſo ſeyn, wenn anders je ein Syſtem von Körpern möglich ſeyn ſoll. Denn, da es der Begriff von Syſtem mit ſich bringt, daſs es ein in ſich ſelbſt beſchloſsnes Ganzes ſeye, ſo muſs auch die Bewegung im Syſtem als lediglich relativ vorſtellbar ſeyn, ohne doch auf irgend etwas auſser dem Syſtem Vorhandnes bezogen zu werden. Dieſs wäre aber unmöglich, wenn alle Körper des Syſtems ſich nach einer geraden Linie bewegten. Dagegen bedarf ein Syſtem, in welchem untergeordnete Körper um einen gemeinſchaftlichen, unverrückbaren Mittelpunkt Linien beſchreiben, die ſich der Kreislinie mehr oder weniger annähern, eines auſser ihm vorhandnen empiriſchen Raums nicht

einmal in Bezug auf mögliche Erfahrung (damit seine Bewegung als relativ vorgestellt werden könne). Denn in der That ist (wie Newton schon, und Kant gezeigt haben) die Bewegung in einem solchen System ohne alle Beziehung auf einen ausser ihm vorhandenen empirischen Raum, doch keine absolute, sondern relative Bewegung, relativ nämlich in Beziehung auf das System selbst, in welchem die Körper, die zu ihm gehören, ihre Verhältnisse zu einander kontinuirlich verändern, aber immer nur in Bezug auf den Raum, den sie selbst durch ihre Bewegungen (um den gemeinschaftlichen Mittelpunkt) einschliessen. In Bezug auf jedes andere mögliche System ist das vorausgesetzte System schlechthin Eines.

Gesetzt also auch, es wäre einem noch höhern untergeordnet, so würde das die Verhältnisse des Systems unter sich, als eines in sich selbst beschlossnen Ganzen, nicht ändern. Alle Bewegung in diesem System findet nur in Bezug auf das System selbst statt. Jede Bewegung also, die ihm in Beziehung auf ein anderes System zukäme, wäre nothwendig Eine Bewegung des ganzen Systems (als Einheit betrachtet). Eine solche Bewegung des ganzen Systems (in Bezug auf ein System ausser ihm) wäre, bezogen auf das System selbst, absolute, d. h. gar keine Bewegung, (und so muss es seyn, wenn das System ein System seyn soll). Wohin auch im Weltraum das Ganze sich bewege, das System in sich selbst bleibt dasselbe, seine Körper beschreiben ins Unendliche fort dieselbe Bahnen, und die innern Verhältnisse, worauf z. E. der Wechsel der Zeiten, der Klimate u. s. w. auf dem einzelnen

Körper beruht, begleiten das Syſtem auch durch die Laufbahn, für welche Jahrtauſende keinen Maasſtab abgeben.

Da alſo das untergeordnete Syſtem in Bezug auf das höhere einem Körper gleichgilt, und da man ſich die Anziehungskräfte des ganzen Syſtems im Mittelpunkt vereinigt denken kann, ſo müſste der Centralkörper (als Planet, der die übrigen als Trabanten mit ſich führte) zugleich einem höhern Syſtem angehören, ohne daſs dieſes Verhältniſs auf die innern Verhältniſſe des untergeordneten Syſtems Einfluſs hätte. Denn die Kraft, mit welcher der Centralkörper gegen den Mittelpunkt eines andern Syſtems gezogen wird, iſt zugleich auch die Kraft, mit der er die Planeten ſeines Syſtems anzieht. So beruht auf denſelben Geſetzen, auf welchen das einzelne Syſtem der Welt, und mit der Auflöſung des Problems, wie Materie überhaupt urſprünglich möglich iſt, iſt auch das Problem eines möglichen Univerſums aufgelöſet.

Hat man die Principien der allgemeinen Anziehung bis auf ihre ganze Höhe verfolgt *), ſo kann man nun wieder zum einzelnen Weltkörper des Syſtems herabſteigen. Auf ihm muſs nach demſelben Geſetz, das ihn in ſeiner Bahn erhält, alles dem Mittelpunkt

---

*) Daſs ein Weltſyſtem überhaupt möglich iſt, dafür giebt es keinen weitern Grund, als die Principien der Attraktion und Repulſion. Daſs aber das Weltſyſtem dieſes beſtimmte Syſtem iſt, kann und muſs einzig aus Geſetzen der allgemeinen Anziehung erklärt werden, warum? — davon ſpäterhin ein Mehreres.

zustreben. Diese Bewegung gegen den Mittelpunkt des grössern Körpers heisst dynamisch, weil sie vermöge dynamischer Kräfte geschieht. Jede Bewegung aber ist nur relative, und der apagogische Beweis eines Satzes, dass aus seinem Gegentheil eine absolute Bewegung erfolgen müsste, gilt überall mit gleicher Evidenz. Jede Bewegung ist relativ, heisst: ich muss, um Bewegung wahrzunehmen, ausser dem bewegten Körper einen andern setzen, der wenigstens in Bezug auf diese Bewegung ruht, ob er gleich in Bezug auf einen dritten, insofern ruhenden Körper selbst wieder bewegt seyn kann, und so ins Unendliche fort. Daher die zur Möglichkeit der Erfahrung nothwendigen sinnlichen Täuschungen z. B. von Ruhe der Erde und Bewegung des Himmels, die der Verstand zwar aufdecken, aber nie vernichten kann.

Nicht genug; im Körper, der sich bewegt, selbst muss relative Ruhe statt finden, d. h. die Theile des Körpers, indem sie alle ihr Verhältniss zu andern Körpern im Raume ändern, müssen ihr Verhältniss unter sich nicht ändern, und wenn sie es ändern, so müssen, um dieses wahrnehmen zu können, andere daseyn, die es nicht ändern, d. h. der Körper muss wenigstens beharrend seyn, auch wenn er nicht in beharrlichem Zustande ist.

Die Materie (als solche,) ist keiner Veränderung ihres Zustandes fähig, ohne Einwirkung äussrer Ursache. Dies ist das Gesetz der Trägheit der Materie, das vom Zustand der Ruhe und Bewegung ganz gleich gilt. Allein die Materie kann durch äussere Ursache nicht bewegt werden, es sey denn, sie

setze ihr thätige, bewegende Kräfte (Undurchdringlichkeit) entgegen. Ruht also der Körper, oder bewegt er sich, durch äussere Kräfte getrieben, (denn beydes ist in dieser Rücksicht völlig gleichgültig), so muss die Wirkung seiner eigenthümlichen Bewegungskräfte als unendlich klein gedacht werden, im ersten Fall, weil er in seinem Zustande beharret, im andern, weil er ausdrücklich durch äussere Ursache in Bewegung gesetzt seyn soll. Die relative Ruhe also, die dem Körper in Bezug auf sich selbst zukommt, findet statt, er mag in Bezug auf Körper ausser ihm in Ruhe oder in Bewegung gedacht werden.

Allein ich kann mir eben so wenig Bewegung ohne Ruhe, als Ruhe ohne Bewegung denken. Alles, was ruht, ruht nur insofern, als ein anderes bewegt ist. Die allgemeine Bewegung des Himmels nehme ich nur wahr, insofern ich die Erde als ruhend ansehe. So beziehe ich selbst die allgemeine Bewegung auf partiale Ruhe. Allein gerade so wie die allgemeine Bewegung partiale Ruhe voraussetzt, setzt diese wieder eine noch partialere Bewegung, diese eine noch partialere Ruhe voraus, und so ins Unendliche. Ich kann mir die Erde in Bezug auf den Himmel nicht als ruhend vorstellen, es sey denn, dass auf ihr selbst wieder partiale Bewegung statt finde, und diese partiale Bewegung z. B. der Luft, der Ströme, der festen Körper, wieder nicht, ohne in ihnen selbst partiale Ruhe vorauszusetzen, u. s. w.

In jedem Körper also, der sich bewegt, denke ich mir innere Ruhe, d. h. ein Gleichgewicht der

innern Kräfte; denn er bewegt sich nur, insofern er Materie innerhalb bestimmter Gränzen ist. Bestimmte Gränzen aber können nur als Produkt entgegengesetzter, wechselseitig sich beschränkender Kräfte gedacht werden.

Allein dieses Gleichgewicht der Kräfte, diese partiale Ruhe des Körpers kann ich mir nicht denken, als in Bezug auf das Gegentheil — aufgehobenes Gleichgewicht und partiale Bewegung. Dieses aber soll jezt, indem der Körper sich bewegt, nicht statt finden, denn er soll sich als Körper, d. h. als Materie innerhalb bestimmter Schranken (in Masse) bewegen. Also kann ich mir auch jenes gestörte Gleichgewicht (die partiale Bewegung im bewegten) Körper nicht als wirklich, aber ich mufs es nothwendig als möglich denken. Diese Möglichkeit aber soll keine blofs gedachte, sie soll eine reale Möglichkeit seyn, die in der Materie selbst ihren Grund hat.

Aber die Materie ist träg. Bewegung der Materie ohne äufsere Ursache ist unmöglich. Also kann auch jene partiale Bewegung nicht eintreten, ohne äufsere Ursache. Nun kann aber, so viel wir bis jezt wissen, nur ein bewegter Körper einem andern Bewegung mittheilen. Die partiale Bewegung aber, von der wir sprechen, soll völlig verschieden seyn von jener, die durch Stofs, durch Mittheilung bewirkt wird, — sie soll ihr sogar entgegengesetzt seyn. Also kann es keine Bewegung seyn, die ein bewegter Körper dem andern mittheilt — also — dies folgt nothwendig — es mufs eine Bewegung seyn, die auch der ruhende Körper

dem ruhenden mittheilt. Nun heifst jede Bewegung, die durch Stofs bewirkt wird, mechanifch, Bewegung aber, die der ruhende Körper im ruhenden bewirkt, chemifch; alfo hätten wir eine Stufenfolge der Bewegungen — nämlich:

Allen übrigen Bewegungen geht nothwendig voran die urfprüngliche, dynamifche, (die nur durch Kräfte der Anziehung und Zurückftofsung möglich ift). Denn auch mechanifche, d. h. durch Stofs mitgetheilte Bewegung, kann nicht ftatt finden, ohne Wirkung und Gegenwirkung anziehender und zurückftofsender Kräfte im Körper. Kein Körper kann geftofsen werden, ohne dafs er felbft repellirende Kraft äufsere, und keiner kann fich in Maffe bewegen, ohne dafs in ihm Kräfte der Anziehung wirken. Noch vielweniger kann eine chemifche Bewegung ftatt finden, ohne ein freyes Spiel der dynamifchen Kräfte.

Der mechanifchen gerade entgegengefetzt ift die chemifche Bewegung. Jene wird einem Körper durch äuffere Kräfte mitgetheilt, diefe im Körper zwar durch äuffere Urfachen, aber doch, wie es fcheint, durch innere Kräfte bewirkt: Jene fetzt im bewegten Körper partiale Ruhe, diefe fetzt, gerade umgekehrt, im unbewegten Körper, partiale Bewegung voraus.

Wie fich die chemifche Bewegung zur allgemeinen dynamifchen verhalte, ift fo fchnell nicht ausgemacht. So viel ift gewifs, dafs beyde nur durch anziehende und zurückftofsende Kräfte möglich find. Die allgemeinen Kräfte der Anziehung

und Zurückstofsung aber, insofern sie Bedingungen der Möglichkeit einer Materie überhaupt sind *), liegen jenseits aller Erfahrung. Dagegen setzen die Kräfte der chemischen Anziehung und Zurückstofsung bereits die Materie voraus, und können deshalb gar nicht anders, als durch Erfahrung, erkannt werden. Jene werden, da sie aller Erfahrung vorangehen, als absolut-nothwendig, diese als zufällig gedacht.

Die dynamischen Kräfte aber können nicht, in ihrer Nothwendigkeit, gedacht werden, als nur insofern sie zugleich, in ihrer Zufälligkeit, erscheinen. In jedem einzelnen Körper sind anziehende und zurückstofsende Kräfte nothwendig im Gleichgewicht. Aber diese Nothwendigkeit wird gefühlt nur im Gegensatz gegen die Möglichkeit, dafs dieses Gleichgewicht gestört werde. Diese Möglichkeit nun müssen wir in der Materie selbst suchen. Der Grund davon kann sogar gedacht werden als ein Bestreben der Materie, aus dem Gleichgewicht zu treten, und sich dem freyen Spiel ihrer Kräfte zu überlassen. Wenigstens heifst Materie, in welcher wir keine solche Möglichkeit voraussetzen, (die keiner chemischen Behandlung fähig ist,) in besonderm Sinne des Worts, todte Materie. —

Aber die träge Materie bedarf, um das Gleichgewicht ihrer Grundkräfte zu verlassen, einer äussern Einwirkung. Sobald diese aufhört, sinkt sie in ihre vorige Ruhe zurück, und das ganze chemische Phänomen ist nicht sowohl ein Bestreben, das Gleich-
gewicht

*) Dies wurde oben ausdrücklich vorausgesetzt.

gewicht zu verlassen, als ein Bestreben, das Gleichgewicht zu behaupten. Aber weil das Wesen der Materie im Gleichgewicht ihrer Kräfte besteht, so musste die Natur nothwendig über diese Stufe erst zu höhern emporsteigen.

Denn wenn einmal der erste Schritt vom Nothwendigen zum Zufälligen gethan ist, so ist gewiss, dass die Natur auf keiner tiefern Stufe stehen bleibt, wenn sie zu einer höhern fortgehen kann. Dazu aber ist genug, dass die Natur Einmal ein freyes Spiel der Kräfte in der Materie verstatte, denn, wenn diese einmal aus dem Gleichgewichte tritt, das sie erhält, so ist es auch nicht unmöglich, dass irgend ein drittes (was es nun seye) diesen Streit freyer Kräfte *permanent* mache, und dass so die Materie (jetzt ein *Werk der Natur*) in diesem Streit selbst ihre Fortdauer finde. Also liegen wirklich schon in den chemischen Eigenschaften der Materie die ersten, obwohl noch völlig unentwickelten Keime eines künftigen Natursystems, das in den mannichfaltigsten Formen und Bildungen bis dahin sich entfalten kann, wo die schaffende Natur in sich selbst zurückzukehren scheint. So ist zugleich fernern Untersuchungen der Weg bis dahin vorgezeichnet, wo in der Natur das Nothwendige und das Zufällige, das Mechanische und das Freye sich scheidet. Das Mittelglied zwischen beyden machen die chemischen Erscheinungen.

So weit also führen in der That die Principien der Attraktion und Repulsion, sobald man sie als Principien eines *allgemeinen Natursystems* betrachtet. Um so wichtiger ist es, den Grund, und

unſer Recht auf den uneingeſchränkten Gebrauch derſelben tiefer aufzuſuchen.

Da die Kraft der allgemeinen Anziehung überall der Quantität der Materie proportional iſt, ſo wird ſie künftig auch quantitative, ſo wie die der partiellen (chemiſchen) Anziehung, weil ſie auf Qualitäten der Körper zu beruhen ſcheint, qualitative heiſsen können.

Allgemeine Ansicht des Weltsystems.

(Zusatz zum ersten Kapitel.)

*

Sehr bedeutend haben die Alten, und nach ihnen die Neueren, die reale Welt als natura rerum, oder die Geburt der Dinge bezeichnet: denn sie ist derjenige Theil, in welchem die ewigen Dinge, oder die Ideen, zum Daseyn kommen. Dieses geschieht nicht durch Dazwischenkunft eines Stoffs oder Materie, sondern durch die ewige Subjekt-Objektivirung des Absoluten, kraft deren es seine Subjektivität und die in ihr verborgne und unerkennbare Unendlichkeit, in der Objektivität und Endlichkeit zu erkennen giebt, und zu Etwas macht. Dieser Akt ist, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, in dem An sich nicht von seinen entgegengesetzten getrennt, und erscheint als dieser überhaupt nur dem, welches selbst in ihm liegt und sich nicht durch die entgegengesetzte Einheit integrirt, wodurch es sich in sein An sich oder absolutes Daseyn rekonstruirte.

Durch den Akt selbst nämlich, in welchem das Absolute seine Einheit in der Unterscheidbarkeit zu erkennen giebt, hat jede in das Besondre gebildete

Einheit das nothwendige Beſtreben **in ſich ſelbſt** zu ſeyn und in der Beſonderheit oder **Art** ihrer Identität als ſolcher das Weſen erkennbar zu machen. Wie alſo das Univerſum überhaupt, ſo wird auch jedes Ding, in der Natur, nur von ſeiner Einen Seite nämlich der der Einbildung ſeines Weſens in die Form erkannt.

Da nun das Ding nicht in der Sphäre des **Für-ſich-ſelbſt** und **In-ſich-ſelbſt Seyns als ſolcher** exiſtiren kann, ohne in ſeiner Beſonderheit zu ſeyn, dieſe aber nur in der bloſs relativen und unvollkommnen Identität erkennbar iſt, (weil in der abſoluten Form alles Eins iſt), ſo erſcheint es nothwendig mit bloſs relativer Identität des Unendlichen und Endlichen und, weil dieſe von der abſoluten, der Idee, immer und nothwendig nur ein Theil iſt, **in der Zeit**, denn die Zeitlichkeit iſt in Anſehung eines jeden Dings eben dadurch geſetzt, daſs es nicht alles, was es ſeinem Weſen oder der Idee nach ſeyn kann, in der That und der Form oder Wirklichkeit nach, iſt.

Die Form nun der Objektivirung des Unendlichen im Endlichen, rein als ſolche in der Unterſcheidbarkeit aufgenommen, als Erſcheinungsform des **An ſich** oder **Weſens**, iſt die Leiblichkeit oder Körperlichkeit überhaupt. Inwieſern alſo die in jener Objektivirung der Endlichkeit eingebildeten Ideen erſcheinen, inſoſern ſind ſie nothwendig körperlich; inwieſern aber in dieſer relativen Identität als Form gleichwohl das Ganze ſich abbildet, ſo daſs ſie auch in der Erſcheinung noch Ideen ſind, ſind ſie Körper, die zugleich Welten ſind, das heiſst, **Weltkörper**.

Das Syſtem der Weltkörper, iſt demnach nichts anders als das ſichtbare in der Endlichkeit erkennbare Ideenreich.

Das Verhältniſs der Ideen zu einander iſt, daſs ſie ineinander ſind, und doch jede für ſich abſolut iſt, daſs ſie alſo abhängig und unabhängig zugleich ſind, ein Verhältniſs, das wir nur durch das Symbol der Zeugung ausdrücken können. Unter den Weltkörpern wird demnach eine Unterordnung ſtatt finden, wie unter den Ideen ſelbſt, nämlich eine ſolche, welche ihre Abſolutheit in ſich nicht aufhebt. Für jede Idee iſt diejenige, in der ſie iſt, das Centrum: das Centrum aller Ideen iſt das Abſolute. Daſſelbe Verhältniſs drückt ſich in der Erſcheinung aus. Das ganze materielle Univerſum verzweigt ſich von den oberſten Einheiten aus in beſondre Univerſa, weil jede mögliche Einheit wieder in andre Einheiten zerfällt, von denen jede als die beſondre nur durch fortgeſetzte Differenziirung erſcheinen kann. Es muſs aber unter Weltkörper die erſte Identität verſtanden werden, in der noch nichts geſondert iſt, obgleich mit der erſten Sonderung des Weltkörpers, als endlichen, auch die fernere Sonderung deſſen, was in ihm iſt, geſetzt wird, ſo daſs er, ſelbſt endlich, auch keine andre als endliche Früchte tragen kann. Denn ſo wie er ſelbſt eine Idee iſt, die durch ſich ſelbſt, als beſondre Form, erſcheint, ſo können auch alle andre Ideen, die ihm eingebildet ſind, und die er aus ſich hervorbringt, nicht in ihrem An ſich, ſondern nur durch einzelne wirkliche Dinge objektiv werden. Von jener erſten Identität ſind alſo das, was wir organiſche und unorgani-

fche Materie nennen, felbft wieder nur Potenzen. Infofern ift der Weltkörper in feiner erften Identität nicht unorganifch, da er zugleich organifch ift; nicht organifch in dem Sinn, dafs er nicht zugleich das Unorganifche, oder den Stoff, den das Organifche aufser fich hat, in fich felbft hätte. Wir nennen Thier nur das relative Thier, für welches der Stoff feines Beftehens in der unorganifchen Materie liegt; der Weltkörper aber ift das abfolute Thier, das alles, deffen es bedarf, alfo auch das, was für das relative Thier noch als unorganifcher Stoff aufser ihm ift, in fich felbft hat.

Das Seyn nun und Leben aller Weltkörper, welches in der Erfcheinung dem der Ideen gleichet, ruhet in der gedoppelten Einheit aller Ideen, der, wodurch fie in fich felbft und der, wodurch fie im Abfoluten find. Diefe beyden Einheiten find aber wieder Eine und diefelbe Einheit. Die erfte ift die, in welcher das Unendliche fich in ihrer Befonderheit expandirt, die andre die, in welcher ihre Befonderheit in die Abfolutheit zurückkehrt, jene, wodurch fie in fich felbft, aufser dem Centro, die andre, wodurch fie im Centro find.

Inwiefern nun diefe beyden Einheiten mit denen der Ausdehnungs- und Anziehungskraft verglichen werden können, welche die bisherige Phyfik als allgemeine Principien eines Naturfyftems ihren Theorien zu Grunde gelegt hat, wird in den folgenden Zusäzen genauer beantwortet werden. Indefs verweifen wir den Lefer, welcher von den Gefetzen des Weltfyftems nach der Lehre der Naturphilofophie weiter unterrichtet feyn will, auf das Gefpräch: Bruno

oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge (Berlin bey Unger 1802.), so wie auf die ferneren Darstellungen aus dem System der Philosophie §. VII. in der Neuen Zeitschrift für spekulative Physik 1sten Bds. 2tes Heft.

Zweytes Kapitel.

Vom Scheingebrauch jener beyden Principien.

*

Wenn auch Newton, wie es ſcheint, über die Bedeutung des von ihm aufgeſtellten Princips der allgemeinen Anziehung mit ſich ſelbſt uneinig war, ſo fiengen doch ſeine Anhänger ſehr bald an, die Anziehung der Weltkörper gegen einander nicht mehr, als eine bloſs ſcheinbare, ſondern als eine dynamiſche der Materie urſprünglich zukommende Anziehung zu betrachten. Scheinbar nämlich wäre dieſe Anziehung, wenn ſie durch die Wirkung irgend einer dritten Materie, die die Körper wechſelſeitig gegen einander triebe und von einander entfernte, (des Aethers etwa) hervorgebracht würde. Wenn alſo Newton wirklich, wie er in einigen Stellen äuſsert, (unerachtet er in andern ausdrücklich das Gegentheil behauptet) zweifelhaft war, was „die wirkende Urſache der Anziehung“ ſeye, ob ſie vielleicht nicht durch einen Stoſs, oder auf andere, uns unbekannte Art, bewirkt werde, ſo war der Gebrauch, den er von jenem Princip zur Errichtung eines Weltſyſtems machte, in der That ein bloſser Scheingebrauch, oder vielmehr die Anziehungskraft ſelbſt war ihm eine wiſſenſchaftliche Fiktion, die er gebrauchte, bloſs um das Phänomen überhaupt auf Geſeze zurückzuführen, ohne es dadurch erklären zu wollen.

Newton wollte aber höchstwahrscheinlich eben dadurch einem andern möglichen Scheingebrauch jenes Princips entgehen, in den bald nachher ein großer Theil seiner Nachfolger verfiel. Um dem Wahn vorzubeugen, als ob er wirklich durch jene Grundkraft die allgemeine Gravitation physisch erklären wollte, nahm er lieber eine Zeitlang das ganze Phänomen der Anziehung für scheinbar an, und suchte deshalb selbst wieder eine physische Erklärung davon in der mechanischen Wirkung einer hypothetisch- angenommenen Flüssigkeit, die er Aether nannte; bald aber widersprach er selbst wieder dieser Annahme eben so sehr, als er sie vorher behauptet hatte, — ein offenbarer Beweis, daſs ihm weder das Eine, noch das Andere Genüge that, und daſs er eine dritte Auskunft für möglich hielt.

Soll das Princip der allgemeinen Anziehung irgend etwas erklären, so gilt es nichts mehr und nichts weniger, als irgend eine qualitas occulta der Scholastiker — als die fuga vacui, und was dergleichen mehr ist. Steht aber jenes Princip selbst an der Gränze aller physikalischen Erklärung, — ist es das, was erst überhaupt eine Nachfrage nach Ursache und Wirkung möglich macht, so muſs man aufhören, selbst wieder eine Ursache dafür zu suchen, oder es selbst als Ursache (d. h. als etwas, das nur im Zusammenhang der Naturerscheinungen möglich ist) aufzustellen.

Wenn selbst Newton von der Anziehungskraft sagte, sie seye materiae vis insita, innata u. s. w. so lieh' er in Gedanken der Materie eine von der Anziehungskraft unabhängige Existenz. Die Ma-

terie könnte demnach auch wirklich seyn, ohne alle anziehende Kräfte; daſs sie diese Kräfte hat, — (daſs etwa, wie einige Schüler Newtons sagten, eine höhere Hand ihr dieses Bestreben eingedrückt hat) — ist, in Bezug auf die Existenz der Materie selbst, etwas Zufälliges.

Wenn aber anziehende und zurückstoſsende Kräfte selbst Bedingungen der Möglichkeit der Materie sind — oder vielmehr, wenn Materie selbst nichts anders ist, als diese Kräfte im Conflikt gedacht, so stehen diese Principien an der Spitze aller Naturwissenschaft entweder als Lehnsätze aus einer höhern Wissenschaft, oder als Axiome, die vor allem vorausgesetzt werden müssen, wenn anders physikalische Erklärung überhaupt möglich seyn soll.

Weil man aber in der Reflexion Anziehungs- und Zurückstoſsungskraft, als von der Materie verschieden, sich vorstellen kann, so denkt man (nach einer eben nicht sehr seltnen Täuschung), daſs, was in Gedanken getrennt werden kann, auch in der Sache selbst getrennt ist. Ueberläſst man sich dieser Täuschung, so ist die Materie da, ohne alle anziehende und zurückstoſsende Kräfte.

Ist dies, so können diese nicht mehr auf die Würde erster Principien Anspruch machen, sie treten jetzt selbst in die Reihe von Natururſachen und Wirkungen — als Ursachen gedacht aber bieten sie dem Verstande nichts als dunkle Qualitäten der Materie dar, die, anstatt die Naturforschung zu fördern, ihr vielmehr im Wege sind.

Derselbe Schein der Reflexion, der über diese Principien irre führte, verbreitet seinen Einfluſs über alle Wissenschaften. Leibnitz verwarf die Newtonische Anziehungskraft, weil er sie für die Fiktion einer trägen Philosophie hielt, die, anstatt physische Ursachen mit Mühe zu erforschen, lieber sogleich zu dunkeln, unbekannten Kräften, (dem Ziel aller Naturkenntniſs) ihre Zuflucht nimmt. Allein wenn Newton die allgemeine Anziehung aus einer der Materie selbst eingepflanzten Kraft erklärte, so that er nichts anders, als was Leibnitz, so wie er insgemein verstanden wird, in einem andern Gebiete selbst that, wenn er die ursprünglichen und nothwendigen Handlungen des menschlichen Geistes aus angebohrnen Kräften erklärte. So wie Newton die Materie von ihren Kräften trennte, als ob Eines ohne das Andere bestehen könnte, oder als ob die Materie etwas anders wäre, als ihre Kräfte, so trennten die Leibnitzianer den menschlichen Geist (als ein Ding an sich) von seinen ursprünglichen Kräften und Handlungen, gleichsam als ob der Geist anders, als nur durch seine Kräfte und in seinen Handlungen wirklich wäre.

Lange vor Newton hatte Kepler, dieser schöpfrische Geist, in poetischen Bildern gesagt, was Newton nachher prosaischer ausdrückte. Als jener zuerst von der Sehnsucht, die Materie gegen Materie triebe, dieser von der Anziehung zwischen Körper und Körper sprach, dachte keiner von beyden daran, daſs diese Ausdrücke ihnen selbst oder andern je für Erklärungen gelten sollten. Denn Materie und anziehende und zurückstoſsende Kraft war ihnen

Eins und daſſelbe — Beyde nur zween gleichgeltende Ausdrücke derſelben Sache, der Eine für die Sinne, der andere für den Verſtand gültig.

Selbſt als Newton ſich zwiſchen der Alternative erblickte, die allgemeine Anziehungskraft entweder als qualitas occulta, (was er nicht wollte und nicht konnte) oder als bloſs ſcheinbar, d. h. als Wirkung einer fremden Urſache anzuſehen, entwickelte er ſich doch, wie es ſcheint, niemals ſelbſt den Grund, der ihn zwiſchen zweyen widerſprechenden Behauptungen ungewiſs hin und her trieb. Wozu hätte er das auch nöthig gehabt? Jener Grund betraf nur die Möglichkeit der Principien, das Syſtem, in ſich ſelbſt gewiſs, nahm keinen Antheil daran.

Unſer Zeitalter, das, nicht nur ſelbſt erfindend, auch die Möglichkeit früherer Erfindungen unterſucht, hat jene durch alle Wiſſenſchaften hindurchgehende Täuſchung der Reflexion aufgedeckt. Der Naturlehre, innerhalb ihrer beſtimmten Gränze, kann dies ſehr gleichgültig ſeyn. Sie geht ihren gebahnten Weg fort, auch wenn ſie über die Principien nicht im Reinen iſt. Deſto wichtiger iſt jene Entdeckung für die Philoſophie, vor deren Gerichtshof zuletzt alle jene Streitigkeiten entſchieden werden müſſen, mit denen ſich andere Wiſſenſchaften, im ſichern Vertrauen auf die Anſchaulichkeit ihrer Begriffe, oder auf den Probierſtein der Erfahrung, den ſie jeden Augenblick zur Hand haben, nicht bemengen mögen.

Inzwiſchen iſt es bisher der Philoſophie ſelbſt, ſo ſehr auch ihre Principien mit allem übereinſtimmen, was der richtige Sinn allgemein erkennt und

vorausſetzt, noch nicht gelungen, jene finſtere Scholaſtik zu verdrängen, die das, was nur in einem abſoluten Gebiete, dem der Vernunft, gilt, auf die ſinnlichen Dinge überträgt, Ideen zu phyſiſchen Urſachen herabſetzt, und, indem ſie, was die Sache betrifft, ſich mit keinem Schritt über die Erfahrungswelt erhebt, doch mit realen Kenntniſſen überſinnlicher Dinge ſich brüſtet. Man hat groſsentheils noch nicht eingeſehen, daſs das Ideale der Dinge auch das einzig Reale iſt, und trägt ſich mit Hirngeſpinnſten von Dingen, die auſser den ſinnlichen Dingen dennoch noch ihre Eigenſchaften an ſich tragen. Weil es der Reflexion möglich iſt, zu trennen, was an ſich ſelbſt nie getrennt iſt, weil die Phantaſie das Objekt von ſeiner Eigenſchaft, das Wirkliche von ſeiner Wirkung trennen und ſo feſthalten kann, glaubt man, daſs auch auſser der Phantaſie dieſe wirklichen Objekte ohne Eigenſchaft Dinge ohne Wirkung ſeyn können, uneingedenk, daſs, abgeſehen von der Reflexion, jedes Objekt durch ſeine Eigenſchaft, jedes Ding nur durch ſeine Wirkung für uns da iſt.

Die Philoſophie hat gelehrt, daſs das Ich in uns — abſtrahirt von ſeinen Handlungen — Nichts iſt; deſſen ungeachtet giebt es Philoſophen, die mit dem groſsen Haufen immer noch glauben, die Seele ſey irgend ein Ding — ſie wiſſen ſelbſt nicht, welcher Art, das gar wohl ſeyn könnte, auch wenn es weder empfände, noch dächte, noch wollte, noch handelte. Dies drücken ſie ſo aus: Die Seele iſt Etwas, das an ſich exiſtirt. Daſs ſie nun gerade denkt, will, handelt, iſt zufällig, und macht

nicht ihr Wesen selbst aus, sondern ist ihr nur eingepflanzt; und wenn irgend einer fragt: warum sie denkt, will und handelt? so sagt man ihm: dass es Einmal so ist, und dass es wohl auch nicht so seyn könnte. —

Derselbe Geist herrscht nun in den gewöhnlichen Vorstellungen von anziehenden und zurückstossenden Kräften in der Materie. Denn das will man, dass diese Kräfte nicht die Materie selbst, sondern nur in der Materie seyen. Sobald man ihnen eine von der Materie unabhängige Existenz gegeben hat, fragt man auch weiter, was sie an sich seyn mögen, nicht mehr, was sie in Bezug auf uns sind, und eben darin liegt das πρωτον ψευδος alles Dogmatismus. Man vergisst, dass sie die erste Bedingungen unserer Erkenntniss sind, die wir vergebens aus unserer Erkenntniss, (physisch oder mechanisch) erklären wollen, dass sie, ihrer Natur nach, schon jenseits alles Erkennens liegen, dass wir, sobald man nach ihrem Grund fragt, das Gebiet der Erfahrung, die jene Kräfte voraussezt, verlassen müssen, und dass wir nur in der Natur unsers Erkennens überhaupt, in der ersten ursprünglichsten Möglichkeit unsers Wissens, einen Rechtsgrund finden können, sie aller Naturwissenschaft als Principien, die in ihr selbst schlechthin unerweisbar sind, voranzuschicken.

Materie und Körper also sind selbst nichts, als Produkte entgegengesetzter Kräfte, oder vielmehr selbst nichts anders, als diese Kräfte. Wie kommen wir doch zum Gebrauch des Begriffs von Kraft, der in keiner Anschauung darstellbar ist, und dadurch

schon verräth, dass er etwas ausdrückt, dessen Ursprung jenseits alles Bewusstseyns liegt — alles Bewusstseyn, Erkennen und also auch alles Erklären, nach Gesetzen von Ursache und Wirkung erst möglich macht. Warum sind wir doch genöthigt, mit unserm Wissen zuletzt bey Kräften stehen zu bleiben, wenn diese selbst wieder Erklärungen der Naturphänomene, oder Gegenstand einer physikalischen Erklärung seyn sollen?

Es giebt also einen doppelten Scheingebrauch jener Principien.

Einen, da man die Materie unabhängig vorerst in Gedanken, dann aber auch wirklich voraussetzt, um ihr erst nachher Anziehungs- und Zurückstossungskräfte (man weiss nicht wodurch) einpflanzen zu lassen. Denn da diese Kräfte nur als Bedingungen der Möglichkeit der Materie Realität haben, so können sie sich, wenn die Materie abhängig von ihnen wirklich ist, (wenn sie der Materie nur eingepflanzt sind) nun nicht mehr unter diesem Titel unsern physikalischen Untersuchungen entziehen; in der Reihe von Natursachen und Wirkungen aber stellen sie nichts anders vor, als verborgne Qualitäten, die man in keiner gesunden Naturwissenschaft aufkommen läfst.

Klüger also ist es in diesem Fall das ganze Phänomen der Anziehung für scheinbar zu erklären. Diese Annahme hat jedoch mit der vorigen gemein, dass sie Materie voraussezen muss, um sie nachher zu erklären. Denn überhaupt ist alles Erklären unmöglich, ohne irgend etwas zum voraus

anzunehmen, das, als Subſtrat, aller künftigen Erklärung zu Grunde liegt. Alſo ſetzt auch die mechaniſche Phyſik als Datum zu ihren Erklärungen voraus den leeren Raum, die Atomen und eine feinere Materie, die jene gegen einander treibt und von einander zurückſtöſst.

Was nun dieſe Vorausſetzungen betrift, ſo iſt es hier genug, zu bemerken, daſs die mechaniſche Phyſik, indem ſie es unternimmt, die Körperwelt aus mechaniſchen Geſetzen zu erklären, wider ihren Willen Körper, und damit attraktive und repulſive Kräfte vorauszuſetzen genöthigt iſt. Denn daſs ſie die urſprünglichen Körperchen (corpuscula) für abſolut-undurchdringlich, und abſolut-untheilbar anſieht, um ſo jener Kräfte entbehren zu können, iſt nichts anders, als ein Ausfluchtsmittel der trägen Philoſophie, die, weil ſie etwas nicht aufkommen laſſen will, was ſie doch aufkommen laſſen muſs, ſobald ſie ſich auf Unterſuchungen einläſst, lieber durch einen diktatoriſchen Machtſpruch alle Unterſuchungen zum voraus abſchneidet, und ſo die widerſtrebende Vernunft nöthigt, da Schranken anzuerkennen, wo ſie ihrer Natur nach keine anerkennen kann.

Alſo kann auch der Atomiſtiker ohne einen Scheingebrauch jener beyden Principien nicht abkommen, den er ſich jedoch hütet, einzugeſtehen, weil, wenn er ihn eingeſtünde, ſeine ganze Arbeit vergeblich wäre. Denn er ſetzt (wider ſein Wiſſen) jene Principien ſo weit voraus, als er es nöthig hat, um ſie als entbehrlich darſtellen zu

können,

können, und braucht ſie ſelbſt, um ſie nachher ihrer Würde zu entſetzen. Sie allein geben ihm den feſten Punkt, an den er ſelbſt ſeinen Hebel anlegen muſs, um ſie aus der Stelle zu rücken, und indem er ſie als entbehrlich zu Erklärung des Weltſyſtems darſtellen will, zeigt er, daſs ſie wenigſtens in ſeinem Lehrſyſtem unentbehrlich waren.

Da jetzt noch ein neuer Verſuch erwartet wird, durch welchen die mechaniſche Phyſik, (ehrwürdig wenigſtens durch ihr Alter), völlig auſser Zweifel geſetzt und als das einzig-mögliche Syſtem des Univerſums behauptet werden ſoll: ſo iſt es nicht zweckwidrig, zu ſehen, was man wohl zum voraus von einem ſolchen Verſuch, (ſo weit man ihn bis jetzt beurtheilen kann), ſich verſprechen darf.

Ueber den Begriff der Kräfte überhaupt
und
im Newtonianismus insbesondre.

(Zusatz zum zweiten Kapitel.)

*

Da wir uns über den Begriff der Kräfte hier allgemein erklären wollen, so bemerken wir, auch für die künftige Untersuchung, sogleich, dass, wenn, nach Kant, Materie aus den beiden, einander widerstrebenden Kräften der Attraktion und Repulsion construktibel wäre, wir doch, so wenig als wir irgend ein rein Endliches oder Unendliches zugeben, (indem diess bloss formelle Faktoren sind und die Identität das schlechthin Eine und erste Reale ist), eben so wenig auch eine reine Expansiv- oder Attraktivkraft zugeben könnten, und dass in dem angenommenen Fall das, was wir als die erste bezeichneten, als die erste unsrer beiden Einheiten, welche Expansion der Identität in der Differenz ist, die andre als die andre, welche Zurücknahme der Differenz in die Identität ist, gedacht werden müsste, jede also der beiden entgegengesetzten Kräfte die andre begriffe.

Allein eben damit wäre schon der Begriff des Kräfte als solcher aufgehoben, da es zu demselben gehört, dass sie einfach demnach als rein ideelle Faktoren gedacht werden, das aber, was wir Expansivkraft nennen würden, vielmehr schon ein Ganzes oder eine Identität aus Expansiv- und Attraktivkraft wäre (beide formell gedacht), eben so wie das, was wir Attraktivkraft nennten.

Der Begriff dieser beiden Kräfte, wie er bei Kant bestimmt ist, ist also ein bloss formeller durch die Reflexion erzeugter Begriff.

Betrachten wir denselben in der höhern Anwendung, welche ihm der Newtonianismus gegeben hat, indem er die Umlaufsbewegungen der Weltkörper aus einer in Bezug auf das Centrum gedachten Anziehungs- und Fliehkraft erklärte, so haben sie in dieser Erklärung in der That keine höhere Bedeutung, als die einer Hypothese, und wenn Kepler mit den Worten Centrifugal- und Centripetalkraft wirklich nichts anders als das reine Phänomen bezeichnete, so ist dagegen unläugbar, dass im Newtonianismus beide wirklich den Sinn physikalischer Ursachen und Erklärungsgründe erhalten haben.

Es muss bemerkt werden, dass der Begriff von Kraft nicht nur überhaupt, sondern auch insbesondre in dem eben genannten System ein einseitiges Caussalitätsverhältniss bezeichnet, welches für die Philosophie an sich verwerflich ist. Nicht als ob Newton nicht lehrte, dass auch der angezogene Körper auf den anziehenden Anziehung äussert, und in diesem Verhältniss Wirkung und Gegenwirkung wieder

gleich ist, sondern weil er den ersten **in der Qualität seines Angezogenwerdens** doch bloſs passiv seyn läſst, und unter dem dynamischen Schein die bloſs mechanische Erklärungsart verbirgt. Die Ursache der Centripetenz des angezogenen Körpers als solche liegt nach Newton in dem anziehenden, da sie vielmehr ein inwohnendes Princip des angezogenen selbst ist, der so nothwendig auch im Centro ist, als er in sich selbst absolut ist. Die Centrifugalkraft als Erklärungsgrund ist nicht minder Hypothese; das Verhältniſs der beiden Ursachen in der Hervorbringung des Umlaufs aber ist wiederum als ein ganz formelles gedacht und alle Absolutheit darin aufgehoben.

Wir geben kurz die Hauptideen an, nach welchen alle sogenannte physische Erklärungen der höheren Verhältnisse der Dinge gewürdiget werden müssen.

In der Sphäre der reinen Endlichkeit als solcher ist in's Endlose jedes bestimmt durch ein Anderes Einzelnes ohne Leben in sich selbst; dieſs ist die Region des bloſsen Mechanismus, welche für die Philosophie überall nicht existirt und in der sie nichts begreift, was sie überhaupt begreift.

In derjenigen Sphäre, worin allein die Philosophie alle Dinge kennt, reiſst der mechanische Faden völlig ab, hier ist die Abhängigkeit zugleich Absolutheit, die Absolutheit Abhängigkeit. In derselben ist nichts bloſs bestimmt oder bloſs bestimmend, denn Alles ist absolut Eines, und alle Thätigkeit quillt unmittelbar aus der absoluten Identität hervor. Die Substanz, die Einheit, wird nicht getheilt dadurch, daſs

ſie in eine Vielheit ſich zerſtreut; denn ſie iſt nicht durch Negation der Vielheit, ſondern kraft ihres Weſens oder ihrer Idee Eine und hört es auch in der Vielheit nicht auf zu ſeyn. Jedem Ding wohnt alſo die ungetheilte und untheilbare Subſtanz bei, welche gemäſs den Beſchränkungen ſeiner Form unmittelbar aus ſich und ohne äuſsre Einwirkung alles, was in dieſem Ding geſetzt iſt, producirt, als ob nichts auſser ihm wäre, denn ſo gewiſs jedes Ding für ſich in der Abſolutheit iſt, ſo gewiſs iſt es auch mit jedem andern, ohne andre Vermittlung als die der Subſtanz, Eins. Es wird alſo (in der Schwere z. B.) einem andern Ding nicht durch eine äuſsere Urſache, (eine Ziehkraft) ſondern durch die allgemeine präſtabilirte Harmonie verbunden, kraft welcher Alles Eins und Eins Alles iſt. Es iſt demnach in dem Univerſum nichts gedrückt, rein abhängig oder unterjocht, ſondern alles iſt in ſich abſolut und dadurch auch im Abſoluten und weil dieſes Eins und Alles iſt zugleich in allem Andern. Die Erde, wenn ſie ein Beſtreben gegen die Sonne oder einen andern Körper zu haben ſcheint, gravitirt nicht gegen den Körper der Sonne oder eines andern Geſtirns, ſondern allein gegen die Subſtanz; und dieſes nicht vermöge eines Cauſalitätsverhältniſſes, ſondern kraft der allgemeinen Identität.

Um auf die ſogenannte centrifugale Neigung die Anwendung zu machen, ſo iſt dieſe daſſelbe inwohnende Princip oder Weſen des Weltkörpers wie die centripetale; durch jene nämlich iſt er in ſich abſolut, in ſeiner Beſonderheit ein Univerſum, durch dieſe iſt er im Abſoluten: dieſes beides iſt ſelbſt

Eins, wie wir gesehen haben. Jene beiden fälschlich so bezeichneten Kräfte sind also wahrhaft nur die beiden Einheiten der Ideen, so wie Rhythmus und die Harmonie der aus ihnen entspringenden Bewegungen der Reflex des absoluten Lebens aller Dinge. Für die Erkenntniss dieser hohen Verhältnisse ist also der Verstand völlig todt, nur der Vernunft sind sie offenbar; sie, wie Newton die Centrifugalkraft, aus göttlicher Wirkung dennoch nur mechanisch fassen, heisst recht eigentlich, um uns mit Spinoza des Ausdrucks eines Alten zu bedienen, mit dem Verstande rasen.

Drittes Kapitel.

Einige Bemerkungen über die mechanische Physik des Herrn le Sage.

*

Die mechanische Physik des Herrn le Sage kennt man bis jetzt theils aus einigen Abhandlungen ihres Urhebers, aus dem Lucrèce Newtonien und seiner Preisschrift: Versuch einer mechanischen Chemie, theils aus dem, was einige seiner Freunde davon bekannt gemacht haben, z. B. Herr de Lüc in seinen beyden Werken über die Atmosphäre, und weit zusammenhängender und systematischer, Herr Prevost in seinem Werke: über den Ursprung der magnetischen Kräfte *). Die letztgenannte Schrift ist bey den folgenden Bemerkungen überall zu Grunde gelegt.

Was das auffallendste zu seyn scheint, ist, dass die mechanische Physik mit Postulaten beginnt, auf diese Postulate erst Möglichkeiten aufführt, und am Ende ein über allen Zweifel erhabnes System errichtet zu haben meynt.

Ihr erstes Postulat sind mehrere erste Körper (corpuscules) in einem gewissen Raume vertheilt;

*) De l'origine des forces magnétiques. à Genève 1788. Deutsche Uebersetzung. Halle 1794.

alle von gleicher Maſſe, doch klein genug, um, wenn ſie ſich berühren, nicht ſehr merklich von einander unterſchieden zu ſeyn, ferner, ſo beſchaffen, daſs jedes derſelben die Körperchen ſeiner Art weniger, als die der andern Art, anzieht *).

Die erſten Körperchen alſo denkt ſich die mechaniſche Phyſik als Punkte; doch als erfüllte (materielle, phyſiſche) Punkte. Wenn aber dieſe Punkte noch materiell ſind, ſo fragt ſich: was den Atomiſtiker berechtigt, bey dieſen Punkten ſtehen zu bleiben? Denn die Mathematik fährt deswegen doch fort, auf der unendlichen Theilbarkeit des Raums zu beſtehen, und die Philoſophie, ob ſie ſich gleich hütet, zu ſagen: die Materie (an ſich betrachtet) beſtehe aus unendlich vielen Theilen, hört deswegen nicht auf, eine unendliche Theilbarkeit, d. h. die Unmöglichkeit einer je vollendeten Theilung zu behaupten. Wenn alſo die mechaniſche Phyſik erſte (oder letzte) Körperchen vorausſetzt, ſo kann ſie den Grund für dieſe Vorausſetzung nicht aus der Mathematik oder aus der Philoſophie hernehmen. Der Grund kann alſo nur ein phyſiſcher ſeyn, d. h. ſie muſs (wenn nicht beweiſen, doch) behaupten, es ſeyen Körperchen, welche weiter zu theilen phyſiſch unmöglich ſeye. Allein nachdem man vorher den Gegenſtand aller möglichen Erfahrung entzogen hat, wie dies der Fall iſt, wenn man phyſiſch-untheilbare Körperchen behauptet, hat man auch weiter kein Recht, ſich auf Erfahrung,

---

*) Prevoſt §. 1. 2.

d. h. auf einen phyſiſchen Grund (wie hier auf die phyſiſche Unmöglichkeit) zu berufen. Alſo iſt jene Annahme eine völlig willkührliche Annahme, d. h. man bildet ſich ein, es ſey möglich, in der Theilung der Materie auf Körperchen zu ſtoſsen, welche ferner zu theilen, der Natur dieſer Körperchen nach, unmöglich ſey. Allein es giebt keine phyſiſche Unmöglichkeit, die, als ſolche, abſolut wäre. Jede phyſiſche Unmöglichkeit iſt relativ, d. h. nur in Beziehung auf gewiſſe Kräfte oder Urſachen in der Natur gültig, es ſey denn, daſs man zu verborgnen Qualitäten ſeine Zuflucht nehme. Alſo behauptet man mit der phyſiſchen Untheilbarkeit jener erſten Körperchen nur ſo viel: es ſey in der Natur keine (bewegende) Kraft vorhanden, die den Zuſammenhang jener Körperchen unter ſich überwältigen könnte. Allein für dieſe Behauptung läſst ſich weiter kein Grund anführen, als ein aus dem Syſtem ſelbſt hergenommener, d. h. weil ohne ſie das Syſtem nicht beſtehen könnte. Alſo muſs ſie darauf beſchränkt werden: Man könne ſich keine Naturkraft denken, der es möglich wäre, jene Körperchen zu theilen. Wird aber die Behauptung ſo ausgedrückt, ſo ſpringt ihre Unwahrheit in die Augen. Denn jeder Zuſammenhang in der Welt hat Grade, und ſobald es darauf ankommt, was ich mir denken kann, kann ich keinen Grad von Zuſammenhang denken, für den ich mir nicht auch eine Kraft denken könnte, die hinreichend wäre, ihn zu überwältigen.

Vielleicht aber ſieht die mechaniſche Phyſik auf dieſe Einwürfe, als auf unnütze Grübeleyen einer anmaſslichen Metaphyſik herab, und ſucht alle wei-

tere Unterfuchungen durch den Machtfpruch: es feye fo, ein für allemal abzufchneiden. Allein diefer Machtfpruch gilt nur, fo lange man fich auf dem Gebiet der Erfahrung befindet, wo alle Beweife von Möglichkeit und Unmöglichkeit eines Dings vor feiner Wirklichkeit verftummen müffen; nicht aber auch dann noch, wann man fich felbft in ein Feld gewagt hat, wo über Möglichkeit oder Unmöglichkeit keine Belehrung der Erfahrung mehr möglich ift, fondern wo der Geift nur was er als abfolute Möglichkeit erkennt auch als abfolute Wirklichkeit erkennt.

Was berechtigte dich doch, kann man den Korpuskularphilofophen fragen, überhaupt eine unendliche Theilbarkeit der Materie vorauszufetzen, und die Auflöfung der Materie in ihre Elemente — nicht etwa nur als möglich anzunehmen, fondern — wirklich zu verfuchen? — Die Erfahrung, dafs die Materie etwas Zufammengefetztes ift? Allein, wenn du fonft keinen Grund aufzuweifen haft, fo mufst du die Theilung der Materie auch nur fo weit verfolgen, als du in der Erfahrung ein Zufammengefetztes vor dir haft. Allein diefs widerfpricht deinem Unternehmen, die Materie in ihre Elemente aufzulöfen. Alfo mufst du irgendwo auf einen Punkt kommen, wo nicht mehr die Erfahrung dich weiter zu theilen nöthigt, fondern wo du dich völlig der Freyheit deiner Einbildungskraft überläffeft, die auch da noch Theile vorausfetzt, wo keine mehr erkennbar find. Haft du aber einmal deinem Geift volle Freyheit gelaffen, zu theilen, auch wo Erfahrung nicht mehr zu theilen nöthigt, fo haft du keinen Grund, diefe Freyheit irgendwo zu befchränken. Im menfchlichen

Geist selbst kann kein Grund liegen, irgendwo aufzuhören, also müsste der Grund ausser ihm liegen, d. h. man müsste in der Erfahrung irgend Einmal auf Elemente stossen, die der Freyheit im Theilen der Materie schlechthin Schranken setzten. Allein so sehen wir uns wieder in der Nothwendigkeit, eine absolute Unmöglichkeit anzunehmen, die doch zugleich physisch seyn soll, d. h. eine Unmöglichkeit, für die sich weiter kein Grund angeben lässt, und die doch in der Natur liegt, wo alles Grund und Ursache haben muss — also eine Unmöglichkeit, die selbst unmöglich ist, weil sie sich widerspricht.

Wenn also die mechanische Physik genöthigt ist, einzugestehen, dass es für ihre Annahme ursprünglicher, schlechthin untheilbarer Körpertheilchen keinen Grund mehr gebe, so sieht man nicht ein, warum sie sich auf die Möglichkeit der Materie überhaupt noch einlässt. Allein sie bekümmert sich auch darum gar nicht; sondern beschränkt sich darauf, die Möglichkeit einer bestimmten Materie, oder was dasselbe ist, der specifischen Verschiedenheit der Materie aus jenen Elementen und ihrem Verhältnisse zum leeren Raum zu erklären. Dabey hat sie den Vortheil, dass sie die Materie in ihren Elementen als völlig gleichartig voraussetzt. Diese aber, da sie als absolut-undurchdringlich vorausgesetzt werden, können sich von einander doch durch ihre Figur unterscheiden, die nun als unveränderlich betrachtet werden muss. Also ist schon eine Möglichkeit vorhanden, bey aller ursprünglichen Gleichartigkeit der Elemente doch eine specifische Verschiedenheit der Grundmassen, je nachdem sie aus Körperchen von gleicher oder verschiedner Figur zusammen-

gesetzt sind, darzuthun. Dazu kommt endlich noch der leere Raum, der der Einbildungskraft volle Freyheit verstattet, auch die gröfste Verschiedenheit der Materie in Ansehung ihrer specifischen Dichtigkeit durch willkührliche Verhältnisse des Leeren in den Körpern zum Erfüllten, und umgekehrt, begreiflich zu machen.

Diefs ist denn auch der gröfste Vortheil aller mechanischen Physik, dafs sie sinnlich anschaulich machen kann, was eine dynamische Physik (d. h. eine solche, die die specifische Verschiedenheit der Materie nur aus den gradualen Verhältnissen anziehender und zurückstofsender Kräfte zu erklären unternimmt) niemals in der sinnlichen Anschauung darzustellen vermag. So kann selbst die mechanische Physik, innerhalb ihrer Gränzen betrachtet, ein Meisterstück des Scharfsinns und der mathematischen Präcision werden, selbst wenn sie in ihren Principien völlig grundlos ist. Hier ist also nicht davon die Rede, was das System des Herrn le Sage in mathematischer Rücksicht zu leisten vermöge, sobald seine Voraussetzungen eingeräumt werden, sondern es ist darum zu thun, diese Voraussetzungen selbst und die Anwendung seines Systems auf Physik und Naturwissenschaft überhaupt in Untersuchung zu nehmen; denn, was das System selbst betrift, so liegt es so weit jenseits der Gränzen unserer Erfahrung, dafs es in sich selbst vollkommene Evidenz haben und doch in der Anwendung auf Erfahrung äufserst zweifelhaft werden könnte.

Herrn le Sage's System setzt also voraus, dafs in einem leeren Raume eine unendliche Anzahl

harter, sehr kleiner, beynahe gleicher Körper gleichförmig vertheilt sey *). Was nun den leeren Raum betrift, so ist er Etwas, das sich in keiner Erfahrung darthun läßt. Denn, wenn man ihn nöthig glaubt, um die ungehinderte Bewegung der festen Körper erklären zu können, (so wie etwa Newton den Weltraum als leer annahm, bloss um in seiner Berechnung der Himmelsbewegungen nicht durch Einmischung einer Materie, die sie hindern könnte, gestört zu werden), so läßt sich auch eine Materie denken, deren Widerstand gegen die Bewegung dieser Körper (in Bezug auf eine mögliche Erfahrung) = o angenommen werden kann. Allein überhaupt läßt dieses System der Einbildungskraft gleich anfangs völlig freyes Spiel. Eine unendliche Anzahl sehr kleiner, beynahe gleicher Körper! Hier wird man unwillkührlich fragen, wie klein sie dann seyen, oder in wie weit sie sich gleich seyen? Wenigstens sollte man denken, daß Atomen weder sehr klein, noch sich beynahe gleich, sondern absolut-gleich und absolut-klein seyn müßten. Ferner, der Begriff von hart gilt nur relativ, in Bezug auf die Kraft, die angewendet wird, die einzelnen Theile eines Körpers zu trennen, oder zu verrücken. Also müßte auch den ersten Körperchen nur relative Härte zukommen, d. h. es müßte irgend eine Kraft möglich seyn, die den Zusammenhang ihrer Theile aufheben könnte, was mit dem Begriff erster Körperchen nicht übereinstimmt.

---

*) Prevost §. 31.

Diese Körperchen nun bewegen sich in einer geraden, unveränderten Linie, aber nach den verschiedensten Richtungen; ihre Bewegung ist so gleichschnell, dass man jeden Punkt des Raums für einen Augenblick wenigstens als Mittelpunkt annehmen kann.

Diess ist die zweyte Voraussetzung der mechanischen Physik — auf die sie aber nicht anders, als durch einen Sprung kommen kann. Denn da sie alle Phänomene, und selbst die Gravitation der Körper, von einem Stosse herleitet, so setzt sie sich ausser Stand, für diesen Stoss (die ursprüngliche Bewegung) einen weitern Grund anzugeben. Denn wenn man auch die Elemente des schwermachenden Fluidums als ursprünglich ungleichartig, d. h. von verschiedner Figur annähme, so könnte durch diese Ungleichartigkeit doch keine Bewegung entstehen, ob man gleich einräumen muss, dass, wenn einmal Bewegung entstanden ist, zwischen ungleichartigen Elementen, scheinbare Anziehung statt finden kann.

Wenn also die mechanische Physik der dynamischen den Vorwurf macht, dass sie die Anziehung, als Grund der allgemeinen Bewegung, nicht zu erklären vermag, so muss diese, da sie von der allgemeinen Anziehung nichts wissen will, hinwiederum darauf Verzicht thun, die ursprüngliche Bewegung zu erklären. Da aber (nach der dynamischen Philosophie) Anziehungs- und Zurückstossungskräfte das Wesen der Materie selbst ausmachen, so ist es begreiflicher, dass man für diese Kräfte weiter keinen Grund anzugeben weiss, als dass man Bewegung

durch Stofs, die das Daseyn der Materie schon voraussezt, also einer Erklärung fähig seyn muſs, nicht zu erklären im Stande seyn solle. — Ueberdieſs ist es der mechanischen Physik nicht genug, die Bewegung des schwermachenden Fluidums überhaupt zu postuliren, sondern sie postulirt auch noch eine bestimmte Art von Bewegung, nämlich die Bewegung in unveränderlich-gerader Richtung, so doch, daſs die Richtungen der einzelnen Bewegungen die möglich mannichfaltigsten seyen.

Das dritte Postulat der mechanischen Physik endlich ist — in irgend einem beliebigen Punkt des Raums, in welchem sich die Atomen bewegen, ein sphärischer Körper, der viel gröſser ist, als die ersten Körperchen *). Man muſs sich wundern, daſs, wenn es möglich ist, mit solchen Voraussetzungen auszureichen, irgend jemand die undankbare Mühe auf sich nehmen mochte, zu fragen, wie Materie überhaupt möglich seye? Denn, sollte man denken, wenn wir nur erst feste Körper, die noch überdieſs der Masse nach von einander verschieden sind, ferner ein Fluidum, das sich selbst bewegt, und die gröſsere Körper anstöſst, voraussetzen dürfen, so begreift man nicht, wie ein Mann, von Newtons Geist, bis zu Kräften der Materie selbst zurückgehen mochte, um die Möglichkeit einer materiellen Welt zu erklären. Wirklich geht die mechanische Physik, wenn sie nur einmal über die drey Postulate hinweg ist, ihren Weg unaufhaltsam fort,

*) Prevoſt a. a. O.

Zwar begreift man sogleich nicht, wie die mechanische Physik die Mittheilung der Bewegung erklären will. Denn Bewegung kann überhaupt nur vermittelst der Wirkung und Gegenwirkung repulsiver oder attraktiver Kräfte mitgetheilt werden. Eine Materie, die nicht ursprünglich-bewegende Kräfte hat, könnte, selbst wann sie zufälliger Weise Bewegung hätte, keine Kraft erhalten, die ihr ursprünglich gar nicht zukommt. Wenn die Materie keine ursprünglich-bewegende Kräfte hat, die ihr zukommen, auch wenn sie in Ruhe ist, so muss man ihr Wesen in eine absolute Trägheit, d. h. in eine völlige Kraftlosigkeit setzen. Diess ist aber ein Begriff ohne Sinn und Bedeutung. Einem Unding aber, wie die Materie in diesem Falle ist, kann eben so wenig etwas mitgetheilt, als etwas entzogen werden. Die mechanische Physik selbst ist also genöthigt, der Materie, als solcher, ursprüngliche repulsive und attraktive Kräfte beyzulegen, nur will sie den Namen nicht (obgleich die Sache) haben.

Ferner, es findet keine Mittheilung der Bewegung statt, ohne Wechselwirkung der Undurchdringlichkeit, (ohne Druck und Gegendruck). Nun kann die mechanische Physik für die Undurchdringlichkeit ihrer ersten Körperchen und der Materie überhaupt keinen weitern Grund anführen. Die ersten Körperchen also muss sie als absolut-undurchdringlich annehmen, nur sekundairen Körpern kommt, insofern sie nicht absolut dicht sind, sondern leere Räume enthalten, relative Undurchdringlichkeit (die einen Grad zuläst) zu. Man sieht also auch nicht, wie die ersten Körperchen, insofern sie absolut-

lut-undurchdringlich, alſo keiner Zuſammendrük-kung fähig ſind, einem andern Körper Bewegung mittheilen können.

Dies alles ſind metaphyſiſche Einwürfe, wenn man will, die aber gegen eine hyperphyſiſche Phyſik ganz an ihrer Stelle ſind. Denn in der That geht dieſes Syſtem von hyperphyſiſchen Erdichtungen (erſter Körper von abſoluter Undurchdringlichkeit und abſoluter Dichtigkeit) aus, die durch keine Erfahrung realiſirt werden können, und die ſie doch nach Erfahrungsgeſetzen behandelt.

Auf den ſphäriſchen Körper alſo, den ſie poſtulirt, läſst die mechaniſche Phyſik die erſten Körperchen wirken. Natürlich hält er ihre Bewegung auf, und der Anſtoſs aller Körpertheilchen zuſammen muſs ihm eine gewiſſe Geſchwindigkeit mittheilen. Alle Ströme von Atomen aber haben ihre Antagoniſten, d. h. Atomen, die ſich in entgegengeſetzter Richtung gegen den Körper bewegen. Dieſer wird alſo ruhig und im Gleichgewicht ſeyn *).

Man ſetze alſo in den Raum einen andern groſſen ſphäriſchen Körper. Die Körperchen, die den einen treffen, treffen nun den andern nicht, dieſe beyden Körper alſo werden ſich gegen einander bewegen, die Ströme der kleinen Körperchen treiben ſie gegen einander, und werden ſo — die Urſache der allgemeinen Gravitation. Dieſe Körperchen können daher ſchwermachende Theilchen (corpuscules gravifiques) heiſsen **).

*) a. a. O. §. 31. **) §. 32.

Herr Prevost fürchtet, dass man vielleicht beym ersten Anblick in dieser Vorstellungsart Schwierigkeit finden werde, weil man sich weder von der Grösse, noch den Geschwindigkeiten der schwermachenden Körperchen, noch von der Durchdringlichkeit der ihren Einwirkungen ausgesetzten Körper richtige Begriffe machen werde *). Ich denke aber, dass diese Schwierigkeiten sehr leicht gehoben wären, wenn man sich nur erst über eine andere, weit grössere hinweggesetzt hätte, diese: dass die mechanische Physik die Hauptsache — das, was allen Philosophen und Physikern von jeher am meisten zu schaffen gemacht hat — die Möglichkeit der Materie und der Bewegung überhaupt schon voraussetzt. Denn das erste Problem aller Naturphilosophie ist nicht, wie diese oder jene bestimmte Materie, diese oder jene bestimmte Bewegung möglich seye? — Wenn wir aber einmal voraussetzen, die Materie seye selbst nichts anders, als das Produkt ursprünglicher, wechselseitig sich beschränkender Kräfte; ferner: es seye überhaupt keine Bewegung möglich ohne ursprünglich-bewegende Kräfte, die der Materie, nicht nur in einem bestimmten Zustande, sondern insofern sie überhaupt Materie ist, (sie mag nun in Ruhe oder in Bewegung seyn) nothwendig zukommen, wenn wir, sage ich, einmal dieses voraussetzen, so fragt sich: was uns nöthigt, zur Erklärung der allgemeinen Bewegung noch mechanische Ursachen zu Hülfe zu rufen, so lange wenigstens,

---

*) a. a. O.

als wir mit jenen ursprünglichen, dynamischen Kräften, die zur Möglichkeit einer Materie überhaupt schon erfordert werden, ausreichen können.

Die mechanische Physik selbst vermeidet eben deswegen alle jene Fragen: über die Möglichkeit einer Bewegung und der Materie überhaupt. Dies ist auch nothwendig, wenn sie ihr Ansehen behaupten soll. Denn wenn es schon zum Wesen der Materie gehört, wenn sie nur dadurch Materie ist, dass sie wechselseitig anzieht und zurückstösst, wenn eben diese anziehenden und zurückstossenden Kräfte selbst wieder vorausgesetzt werden müssen, um die mechanische Bewegung begreifen zu können, so findet man sich auch zum voraus geneigt, die Bewegung des Universums selbst aus den allgemeinen Kräften der Materie überhaupt, nicht aus mechanischen Ursachen zu erklären, weil man, wenn man diese auch zulassen wollte, doch am Ende immer wieder auf die erstern zurückkommen müsste. Wenn nun vollends dazu kommt, was Herr Prevost selbst so aufrichtig gesteht, dass ein (grosser) Theil der Naturerscheinungen, namentlich, die astronomischen Erscheinungen, durch die reindynamische Hypothese der allgemeinen Anziehung, sehr leicht erklärbar sind, ohne auf eine mögliche mechanische Ursache dieser Kraft Rücksicht zu nehmen *), so ist es sehr begreiflich, wenn man einem System, das, so bewundernswürdig es auch — innerhalb seiner bestimmten Gränzen — seyn mag, doch auf blosse Möglichkei-

*) S. 33.

ten erbaut ist, nicht sogleich Beyfall giebt. Nach Herrn Prevost's eignem Geständniss, bleiben im dynamischen System nur einige Erscheinungen der besondern Naturlehre (wie z. B. die Kohäsion, die specifische Verschiedenheit der Materie u. s. w.) unerklärt *). Darauf kann nun hier noch nicht (wiewohl späterhin) Rücksicht genommen werden. Ich begnüge mich also, noch einige Anmerkungen, dieses System im Ganzen betreffend, beyzufügen.

Die mechanische Physik ist ein rein-raisonnirendes System. Sie fragt nicht, was ist, und was läst sich aus Erfahrung darthun? sondern sie macht eigne Voraussetzungen, und fragt nun: wenn dies oder jenes so wäre, wie ich es annehme, was würde daraus erfolgen? Es ist nun freylich sehr begreiflich, dass man mit gewissen Voraussezungen alles, was man sonst nach Gesetzen einer dynamischen Anziehung erklärt hat, auch nach mechanischen Ursachen erklären kann. So beweist Herr le Sage Galilei's Gesetz vom Fall der Körper aus seiner Hypothese von schwermachenden Theilchen. Zu diesem Behuf aber nimmt er vorerst an: „ein Zeittheilchen, das eine unveränderliche Gröfse hat, in einer ganz eigentlichen Bedeutung ein Zeitatom ist, und gar nicht zerstückt werden kann." So etwas scheint Begriffe von der Zeit vorauszusezen, wie sie in keiner gesunden Philosophie, noch vielweniger in der Mathematik, geduldet werden können. Die Zeit wäre etwa ein diskretes Fluidum, das ausser uns existirte, ungefähr so, wie sich Herr

*) a. a. O.

le Sage das schwermachende Fluidum denkt. Nun ferner, "die schwermachende Ursache stöfst den Körper nur im Anfang jedes solchen Zeitatoms, (der doch untheilbar seyn soll) während dafs er verfliefst, wirkt sie nicht in den Körper, nur wenn der nächste anhebt, wiederholt sie ihren Stofs." Ich weifs nicht, ob gegen diese Voraussezung nicht ein bekanntes Argument der alten Skeptiker an seiner Stelle wäre: entweder wirkt der Stofs im letzten Moment, der vor dem Zeitatom vorhergeht, oder im ersten Moment des Zeitatoms selbst. Das erste aber widerspricht der Voraussetzung, und im zweyten Fall ist der Zeitatom, der ja untheilbar ist, bereits verflossen, indem der Stofs wirkt; was gleichfalls der Voraussetzung widerspricht. Aus diesen Subtilitäten bringt Herr le Sage ein Gesetz heraus, das dem bekannten (dafs sich die Fallräume verhalten wie die Quadrate der Zeiten) sehr nahe kommt. Allein man mufs streng bey Herrn le Sage's Zeitatom bleiben. Denn wenn man, wie Herr Hofrath Kästner *), das Gesetz für eine theilbare Zeit berechnet, so stöfst man auf Widersprüche, was freilich Herr le Sage nicht will, "denn er rechnet nur für ganze Zeiten, nicht für Theile davon **)."

Was Herr Hofrath Kästner bey dieser Gelegenheit über Herrn le Sage's Verfahren sagt, kann auf sein ganzes System angewandt werden. — "Was

*) Man s. seine Abhandlung am Ende von de Lüc's Untersuchungen über die Atmosphäre, übers. von Gehler. S. 662.

**) a. a. O. S. 663.

Herr le Sage, sagt er, dem Galileischen Gesetze entgegenstellt, läst sich ungefähr folgendermaſsen ausdrücken: Es giebt gewisse kleine Zeittheilchen von bestimmter Gröſse, man weiſs aber nicht, wie groſs; am Anfange jedes solchen Zeittheilchens, und sonst nie, stöſst einen fallenden Körper Etwas, man weiſs nicht, was? auch nicht, wie stark? so geht er in dieser Zeit einen Weg, man weiſs nicht, wie weit, und nun fällt er ferner nicht nach dem Gesetz, das die Leute wollen erfahren haben, sondern nach einem ganz andern, das sich aber durch die Erfahrung nicht als von jenem unterschieden, erkennen läſst. Und dies alles angenommen, was lernen wir? — Daſs sich das Fallen der Körper sehr begreiflich aus Dingen erklären läſst, von denen allen man nichts weiſs. Das gefundene Gesetz ist dieses: Die Wege jedes fallenden Körpers verhalten sich wie *) X Mengen eines X Zeitatoms. — Le Sage erklärt alles so, daſs er erdichtet, wie die schwermachende Materie seyn könnte u. s. w."

Der gröſste Vortheil für Herrn le Sage's System ist, daſs es in einer Gegend liegt, wo es keine Erfahrung weder bestätigen, noch widerlegen kann. Gewiſs ist, daſs in einem solchen Felde die reinste Ausübung der mathematischen Methode möglich ist. Herr de Lüc sagt bey Gelegenheit des neuen Gesezes für den Fall der Körper: "Wenn dieses Gesetz auch um vieles (hier um 100 solcher Zeittheilchen) von dem längstbekannten und erwiesenen Gesetz des

*) a. a. O. S. 664. ff.

Galilei abweicht, so ist doch diese Differenz so gering, daſs es unmöglich wird, in der Beobachtung eines vom andern zu unterscheiden." Mir dünkt, dies laſſe ſich allgemeiner ſo ausdrücken: Ein Hauptvorzug des Syſtems liegt in der Subtilität ſeiner Gegenſtände, die ſo groſs iſt, daſs die beträchtlichſten Abweichungen des Kalkuls in der Erfahrung noch nicht einmal bemerkbar ſind.

Das ganze Syſtem geht von abſtrakten Begriffen aus, die ſich in keiner Anſchauung darſtellen laſſen. Beruft man ſich auf lezte Kräfte, ſo geſteht man damit unverholen, man befinde ſich an der Gränze möglicher Erklärung. Spricht man aber von erſten Körperchen u. ſ. w., ſo iſt dies etwas, worüber ich noch Rechenſchaft zu fordern befugt bin. In der Natur giebt es weder etwas abſolut-undurchdringliches, noch etwas abſolut-dichtes, oder abſolut-hartes. Alle Vorſtellungen von Undurchdringlichkeit, Dichtheit u. ſ. w. ſind immer nur Vorſtellungen von Graden, und ſo wie kein möglicher Grad der lezte für mich ſeyn kann, eben ſo wenig iſt irgend ein Grad für mich der erſte, über den kein anderer höherer gedenkbar wäre. Zur Vorſtellung einer abſoluten Undurchdringlichkeit u. ſ. w. gelangt man daher nicht anders, als dadurch, daſs man der Einbildungskraft abſolute Schranken ſetzt. Weil es nun, wenn einmal die Einbildungskraft ertödtet iſt, ſo leicht wird, ſich etwas abſolut-Undurchdringliches u. ſ. w. vorzuſtellen, ſo glaubt man damit auch der Wirklichkeit dieſer Vorſtellung ſich verſichert zu haben, die doch ins Unendliche fort in keiner Erfahrung realiſirt werden kann.

Das dynamifche Syftem endlich vertheidigt fich felbft am beften gegen jedes Unternehmen einer mechanifchen Phyfik. Diefe kann nicht von der Stelle kommen, ohne Körper, Bewegung, Stofs, d. h. gerade die Hauptfache vorauszufetzen. Sie erkennt damit an, dafs die Frage über die Möglichkeit der Materie und der Bewegung überhaupt eine Frage ift, die einer phyfikalifchen Beantwortung unfähig ift, und daher in jeder Phyfik bereits als beantwortet vorausgefetzt werden mufs.

Allgemeine Anmerkung

über die Atomiſtik.

(Zuſatz zum dritten Kapitel).

*

Was in dem voranſtehenden Kapitel über den Werth der Atomiſtik an ſich geſagt iſt, überhebt uns fernerer Erklärungen darüber; wir erinnern nur in Anſehung ihres relativen Werths, daſs Atomiſtik überhaupt das einzig conſequente Syſtem der Empirie iſt, daſs für den, der die Natur nur als ein Gegebenes betrachtet und ſich ſtreng auf dieſem Standpunkt hält, keine andre letzte Annahme als die der Atomen und der Zuſammengeſetztheit der Materie möglich iſt, und daſs es nur der Gedankenloſigkeit eines empiriſchen Zeitalters und der Unfähigkeit zu allgemeinen Anſichten ſelbſt innerhalb der Empirie zuzuſchreiben ſey, wenn z. B. das Syſtem des le Sage nicht allgemeinen Beifall gefunden und weiter ausgebildet worden iſt. Wer, der nur einigen wiſſenſchaftlichen Sinn hat, wird nicht offenherzig geſtehn, daſs er in der Reinheit der le Sage'ſchen Atomiſtik ſich geiſtig beſſer befinde, als in dem unreinen Gemengſel der gewöhnlichen Phyſik aus mechaniſchen und halb dynamiſchen Vorſtellungsarten?

Bei jenem ist alles klar und faſslich, ſobald man über die erſten Vorſtellungsarten einig iſt, welches der empiriſchen Anſicht leicht wird: hier dagegen iſt alles verworren in ſchwankendem und unerkennbarem Zuſtande. Man kann anführen, daſs diejenigen Phyſiker, welche eine lange Zeit ausſchlieſsend die Naturlehre mit Ideen bereicherten, wie de Luc und Lichtenberg dieſem Syſtem zugethan oder wenigſtens geneigt waren. Erhebt man ſich über den Standpunkt des Gegebenſeyns und zur Idee des Univerſums, ſo fällt freilich alle Atomiſtik zuſammen; denjenigen aber, die dieſs nicht vermögen, könnte man zumuthen, wenigſtens in jener (welche doch ihre wahre und einzige Sphäre iſt) es zu einiger Vollendung zu bringen.

Viertes Kapitel.

Erster Ursprung des Begriffs der Materie aus der Natur der Anschauung und des menschlichen Geistes.

*

Der misslungene Versuch, die allgemeine Anziehung aus physikalischen Ursachen zu erklären, kann wenigstens den Nutzen haben, die Naturwissenschaft aufmerksam zu machen, dass sie sich hier eines Begriffs bediene, der, nicht auf ihrem Grund und Boden entsprossen, seine Beglaubigung anderwärts, in einer höhern Wissenschaft aufsuchen müsse. Denn es kann ihr nicht zugegeben werden, etwas geradezu anzunehmen, wovon sie keinen weitern Grund aufweisen kann. Sie muss gestehen, dass sie auf Principien sich stützt, die aus einer andern Wissenschaft entlehnt sind: damit aber gesteht sie nichts mehr, als was jede andere untergeordnete Wissenschaft gleichfalls gestehen muss, und macht sich zugleich von einer Forderung los, die sie nie ganz abweisen, eben so wenig aber erfüllen konnte.

Die Anmassung aber, die in der Behauptung zu liegen scheint, dass anziehende und zurückstossende Kräfte zum Wesen der Materie, als solcher, gehören, hätte die Naturlehrer längst aufmerksam machen können, dass es hier darauf ankomme, den Begriff der Materie selbst bis auf seinen ersten Ursprung zu verfolgen. Denn Kräfte sind doch einmal

nichts, das in der Anschauung darstellbar ist. Gleichwohl verläfst man sich auf jene Begriffe von allgemeiner Anziehung und Zurückstofsung so sehr, setzt sie überall so offenbar und bestimmt voraus, dafs man von selbst auf den Gedanken geräth, sie müssen, wenn sie nicht selbst Gegenstände möglicher Anschauung, doch Bedingungen der Möglichkeit aller objektiven Erkenntnifs seyn.

Wir gehen also darauf aus, die Geburtsstätte jener Principien und den Ort aufzusuchen, wo sie eigentlich und ursprünglich zu Hause sind. Und da wir wissen, dafs sie nothwendig allem vorangehen, was wir über Dinge der Erfahrung behaupten und aussagen können, so müssen wir zum voraus vermuthen, dafs ihr Ursprung unter den Bedingungen der menschlichen Erkenntnifs überhaupt zu suchen ist, und insofern wird unsere Untersuchung eine transscendentale Erörterung des Begriffs von einer Materie überhaupt seyn.

Hier sind nun zweyerley Wege möglich. Entweder man analysirt den Begriff der Materie selbst, und zeigt etwa, dafs sie überhaupt gedacht werden mufs, als etwas, das den Raum, jedoch unter bestimmten Schranken, erfüllt, dafs wir also als Bedingung ihrer Möglichkeit voraussetzen müssen, eine Kraft, die den Raum erfüllt, und eine andere jener entgegengesetzte, die dem Raum Gränze und Schranke giebt. Allein bey diesem, so wie bey allem analytischen Verfahren, geschieht es nur gar zu leicht, dafs die Nothwendigkeit, die der Begriff ursprünglich mit sich führt, unter der Hand verschwindet, und dafs man durch die Leichtigkeit, ihn in seine Bestandtheile

aufzulösen, verführt wird, ihn selbst als einen willkührlichen, selbstgemachten Begriff zu betrachten, so dass ihm am Ende keine andere, als bloss logische Bedeutung übrig bleibt.

Sichrer also ist es, man läst den Begriff vor seinen Augen gleichsam entstehen, und findet so in seinem Ursprung selbst den Grund seiner Nothwendigkeit. Diess ist das synthetische Verfahren.

Da wir deshalb genöthigt sind, zu philosophischen Grundsätzen aufzusteigen, so ist es nützlich, ein für allemal die Principien aufzustellen, auf welche wir im Fortgang unsrer Untersuchungen immer zurückkommen werden. Denn ich erinnre, dass es nicht allein um den Begriff der (todten) Materie zu thun ist, sondern dass viel weiter entfernte Begriffe uns erwarten, auf welche alle sich der Einfluss jener Principien erstrecken muss. Die todte Materie ist nur die erste Staffel der Wirklichkeit, über welche wir allmählig bis zur Idee einer Natur emporsteigen. Diese ist das letzte Ziel unserer Untersuchungen, das wir schon jetzt im Auge haben müssen.

Die Frage ist: Woher die Begriffe von attraktiver und repulsiver Kraft der Materie? — Aus Schlüssen, antwortet man vielleicht, und glaubt die Sache damit auf einmal geendet zu haben. Die Begriffe von jenen Kräften verdanke ich allerdings den Schlüssen, die ich gemacht habe. Allein Begriffe sind nur Schattenrisse der Wirklichkeit. Sie entwirft ein dienstbares Vermögen, der Verstand, der erst dann eintritt, wann die Wirklichkeit schon da ist, der nur auffasst, begreift, festhält, was nur ein schöpferisches Vermögen hervorzubringen im Stande

war. Weil der Verstand alles, was er thut, mit Bewufstseyn thut, (daher der Schein seiner Freyheit) so wird unter seinen Händen alles — und die Wirklichkeit selbst — ideal; der Mensch, dessen ganze Geisteskraft auf das Vermögen, sich Begriffe zu machen und Begriffe zu analysiren, zurückgekommen ist, kennt keine Realität, die blosse Frage darnach dünkt ihm Unsinn *). Der blosse Begriff ist ein Wort ohne Bedeutung, ein Schall für das Ohr, ohne Sinn für den Geist. Alle Realität, die ihm zukommen kann, leiht ihm doch nur die Anschauung, die ihm vorangieng. Und deswegen kann und soll im menschlichen Geist, Begriff und Anschauung, Gedanke und Bild nie getrennt seyn.

---

*) In unserm Zeitalter wurde zuerst — in ihrer höchsten Allgemeinheit und Bestimmtheit — die Frage aufgeworfen: Woher stammt eigentlich das Reale in unsern Vorstellungen? Wie kommt es, dafs wir von einem Daseyn aufser uns, obgleich es nur durch unsere Vorstelllung uns kund wird doch so unüberwindlich und unerschütterlich fest überzeugt sind, als von unserm eigenen Daseyn? — Man hätte denken sollen, dafs, wer diese Frage unnütz glaubte, sich enthalten würde, darüber mitzusprechen. Keineswegs! Man hat diese Frage als eine blofs spekulative vorzustellen gesucht. Sie ist aber eine Frage, die den Menschen angeht, und auf die nur ein blofs spekulatives Wissen nicht führt. „Wer nichts Reales in sich und aufser sich fühlt und erkennt, — wer überhaupt nur von Begriffen lebt und mit Begriffen spielt — wem seine eigne Existenz selbst nichts als ein matter Gedanke ist, wie kann der doch über Realität (der Blinde über die Farben,) sprechen?"

Wenn unſer ganzes Wiſſen auf Begriffen beruhte, ſo wäre keine Möglichkeit da, uns von irgend einer Realität zu überzeugen. Daſs wir anziehende und zurückſtoſsende Kräfte uns vorſtellen — oder auch wohl nur uns Vorſtellen können — macht ſie höchſtens zu einem Gedankenwerk. Aber wir behaupten, die Materie ſey auſser uns wirklich, und der Materie ſelbſt, inſofern ſie auſser uns wirklich (nicht bloſs in unſern Begriffen vorhanden) iſt, kommen anziehende und zurückſtoſsende Kräfte zu.

Nichts aber iſt für uns wirklich, als was uns, ohne alle Vermittelung durch Begriffe, ohne alles Bewuſstſeyn unſerer Freyheit, unmittelbar gegeben iſt. Nichts aber gelangt unmittelbar zu uns anders, als durch die Anſchauung, und deswegen iſt Anſchauung das höchſte in unſerm Erkenntniſs. In der Anſchauung ſelbſt alſo müſste der Grund liegen, warum der Materie jene Kräfte nothwendig zukommen. Es müſste ſich aus der Beſchaffenheit unſrer äuſsern Anſchauung darthun laſſen, daſs, was Objekt dieſer Anſchauung iſt, als Materie, d. h. als Produkt anziehender und zurückſtoſsender Kräfte angeſchaut werden muſs. Sie wären alſo Bedingungen der Möglichkeit äuſserer Anſchauung, und daher ſtammte eigentlich die Nothwendigkeit, mit der wir ſie denken.

Damit kommen wir nun auf die Frage zurück: Was iſt Anſchauung? Die Antwort darauf giebt die reine theoretiſche Philoſophie; hier, da es um ihre Anwendung zu thun iſt, können nur ihre Reſultate kurz wiederholt werden.

Der Anschauung, sagt man, muss vorangehen ein äusserer Eindruck. — Woher dieser Eindruck? — Davon späterhin *). Wichtiger für unsern Zweck ist es, zu fragen: Wie ein Eindruck auf uns möglich seye? Auch auf die todte Masse, von der jener Ausdruck hergenommen ist, kann nicht gewirkt werden, es sey dann, dass sie zurückwirke. Aber auf mich soll nicht gewirkt werden, wie auf die todte Materie, sondern diese Wirkung soll zum Bewusstseyn kommen. Ist diess, so muss der Eindruck nicht nur auf eine ursprüngliche Thätigkeit in mir geschehen, sondern diese Thätigkeit muss auch nach dem Eindruck noch frey bleiben, um ihn zum Bewusstseyn erheben zu können.

Es giebt Philosophen, die das Wesen (die Tiefen) der Menschheit erschöpft zu haben glauben, wenn sie alles in uns auf Denken und Vorstellen zurückführen. Allein man begreift nicht, wie für ein Wesen, das ursprünglich nur denkt und vorstellt, irgend etwas ausser ihm Realität haben könne. Für ein solches Wesen müsste die ganze wirkliche Welt (die doch nur in seinen Vorstellungen da ist) ein blosser Gedanke seyn. Dass etwas ist, und unabhängig von mir ist, kann ich nur dadurch wissen, dass ich

*) Allein enthalten kann ich mich doch nicht, schon hier zu fragen, was dieser Ausdruck bedeuten soll? Menschenalter hindurch sind oft Ausdrücke im Gebrauch, an deren Realität kein Mensch zweifelt — gewöhnlich weit grössre Hindernisse des Fortschreitens, als selbst falsche Begriffe, die nicht so fest wie Worte dem Gedächtniss anhängen.

ich mich ſchlechterdings genöthigt fühle, dieſes Etwas mir vorzuſtellen, wie kann ich aber dieſe Nöthigung fühlen, ohne das gleichzeitige Gefühl, daſs ich in Anſehung alles Vorſtellens urſprünglich frey bin, und daſs Vorſtellen nicht mein Weſen ſelbſt, ſonden nur eine Modifikation meines Seyns ausmacht.

Nur einer freyen Thätigkeit in mir gegenüber nimmt, was frey auf mich wirkt, die Eigenſchaften der Wirklichkeit an; nur an der urſprünglichen Kraft meines Ich bricht ſich die Kraft einer Auſsenwelt. Aber umgekehrt auch (ſo wie der Lichtſtrahl nur an Körpern zur Farbe wird) *) wird die urſprüngliche Thätigkeit in mir erſt am Objekte zum Denken, zum ſelbſtbewuſsten Vorſtellen.

Mit dem erſten Bewuſstſeyn einer Auſsenwelt iſt auch das Bewuſstſeyn meiner ſelbſt da, und umgekehrt, mit dem erſten Moment meines Selbſtbewuſstſeyns thut ſich die wirkliche Welt vor mir auf. Der Glaube an die Wirklichkeit auſser mir entſteht und wächſt mit dem Glauben an mich ſelbſt; einer iſt ſo nothwendig als der andere; beyde — nicht ſpekulativ getrennt, ſondern in ihrer vollſten, innigſten

*) Dieſes Bild iſt uralt — (derſelbe Philoſoph, der es brauchte, ſagte das treffliche Wort: λογȣ αρχη ȣ λογος, αλλα τι κρειττον.) — Es giebt noch andere nahe liegende Dinge, die man zur Erläuterung des obigen brauchen kann. So wird der freye Wille, nur an fremdem Willen gebrochen, zum Recht u. ſ. w.

Zusammenwirkung — sind das Element meines Lebens und meiner ganzen Thätigkeit.

Es giebt Menschen, welche glauben, dass man sich der Wirklichkeit nur durch die absoluteste Passivität versichern könne. Allein diess ist der Charakter der Menschheit, (wodurch sie sich von der Thierheit scheidet,) dass sie das Wirkliche nur in dem Maasse erkennt und geniesst, als sie im Stande ist, sich darüber zu erheben. Auch spricht die Erfahrung laut dagegen, die an vielfachen Beyspielen zeigt, dass in den höchsten Momenten der Anschauung, des Erkennens und des Genusses Thätigkeit und Leiden, in vollster Wechselwirkung sind, denn dass ich leide, weiss ich nur dadurch, dass ich thätig bin, und dass ich thätig bin nur dadurch, dass ich leide. Je thätiger der Geist, desto höher der Sinn, und umgekehrt, je dumpfer der Sinn, desto niedergedrückter der Geist. Wer anders ist, schaut auch anders an, und wer anders anschaut, ist auch anders. Der freye Mensch allein weiss, dass eine Welt ausser ihm ist, dem andern ist sie nichts, als ein Traum, aus dem er niemals erwacht.

Allem Denken und Vorstellen in uns geht also nothwendig voran eine ursprüngliche Thätigkeit, die, weil sie allem Denken vorangeht, insofern schlechthin — unbestimmt, und unbeschränkt ist. Erst nachdem ein Entgegengesetztes da ist, wird sie beschränkte, und eben deswegen bestimmte (denkbare) Thätigkeit. Wäre diese Thätigkeit unseres Geistes ursprünglich beschränkt, (so wie es die Philosophen sich einbilden, die alles auf Denken und Vorstellen zurückführen,) so könnte

der Geist niemals sich beschränkt fühlen. Er fühlt seine Beschränktheit nur, insofern er zugleich seine ursprüngliche Unbeschränktheit fühlt *).

Auf diese ursprüngliche Thätigkeit nun wirkt — (so scheint es uns wenigstens von dem Standpunkte aus, auf welchem wir hier stehen) — eine ihr entgegengesezte bis jetzt gleichfalls völlig unbestimmte Thätigkeit, und so haben wir zwo einander widersprechende Thätigkeiten als nothwendige Bedingungen der Möglichkeit einer Anschauung.

Woher jene entgegengesetzte Thätigkeit? — Diese Frage ist ein Problem, das wir ins Unendliche fort aufzulösen streben müssen, aber nie real auflösen werden. Unser gesammtes Wissen und mit ihm die Natur in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit entsteht aus unendlichen Approximationen zu jenem X, und nur in unserm ewigen Bestreben, es zu bestimmen, findet die Welt ihre Fortdauer. — Damit ist uns unsere ganze weitere Bahn vorgezeichnet. Unser ganzes Geschäft wird nichts seyn, als ein fortgehender Versuch, jenes X zu bestimmen, oder vielmehr, unsern eignen Geist in seinen unendlichen Produktionen zu verfolgen. Denn darinn liegt das Geheimniss unserer geistigen Thätigkeit, dass wir genöthigt sind, uns ins Unendliche fort einem Punkt anzunähern, der ins Unendliche fort jeder Bestimmung entflieht. Es ist der Punkt, gegen welchen hin unser

*) Liegt hier die Quelle der platonischen Mythen?

ganzes geistiges Bestreben gerichtet ist, und der sich eben deswegen immer weiter entfernt, je näher wir ihm zu kommen versuchen. Hätten wir ihn je erreicht, so sänke das ganze System unsres Geistes — diese Welt, die nur im Streit entgegengesetzter Bestrebungen ihre Fortdauer findet, — ins Nichts zurück, und das letzte Bewufstseyn unsrer Existenz verlöre sich in seiner eigenen Unendlichkeit. —

Als der erste Versuch, jenes X zu bestimmen, wird sich uns bald der Begriff von Kraft zeigen. Die Objekte selbst können wir nur als Produkte von Kräften betrachten, und damit verschwindet von selbst das Hirngespinst von Dingen an sich, die die Ursachen unsrer Vorstellung seyn sollten. — Ueberhaupt, was vermag auf den Geist zu wirken, als er selbst, oder was seiner Natur verwandt ist. Darum ist es nothwendig, die Materie als ein Produkt von Kräften vorzustellen; denn Kraft allein ist das Nichtsinnliche an den Objekten, und nur was ihm selbst analog ist, kann der Geist sich gegenüber stellen.

Ist nun die erste Einwirkung geschehen, was erfolgt? — Durch jene Einwirkung kann die ursprüngliche Thätigkeit nicht vernichtet, sie kann nur beschränkt, oder wenn man einen zweyten Ausdruck aus der Erfahrungswelt entlehnen will, reflektirt werden. Aber der Geist soll sich *als* beschränkt *fühlen*, und dies kann er nicht, ohne dafs er fortfahre überhaupt frey zu handeln, und auf den Punkt jenes Widerstands zurückzuwirken.

Im Gemüthe sind also vereinigt Thätigkeit und Leiden, eine ursprünglich-freye, und insofern unbe-

schränkte Thätigkeit nach außen, und eine andere, dem Gemüth abgedrungene (reflektirte) Thätigkeit auf sich selbst. Die letztere kann man betrachten, als die Schranke der erstern. Jede Schranke aber ist nur als Negation eines Positiven denkbar. Also ist jene Thätigkeit positiver, diese negativer Art. Jene äussert sich völlig unbestimmt, und geht insofern ins Unendliche, diese giebt jener Ziel, Gränze und Bestimmtheit, und geht insofern nothwendig auf ein Endliches.

Soll das Gemüth sich als beschränkt fühlen, so muss es diese zwo entgegengesetzten Thätigkeiten, die unbeschränkte und die beschränkende, frey zusammenfassen. Nur indem es diese auf jene, und umgekehrt bezieht, fühlt es seine jetzige Beschränktheit zugleich mit seiner ursprünglichen Unbeschränktheit.

Wenn also das Gemüth, Thätigkeit und Leiden in sich, positive und negative Thätigkeit in Einem Momente zusammenfasst, was wird das Produkt dieser Handlung seyn *) ?

---

*) Es kann Leser geben, die sich entgegengesetzte Thätigkeiten in uns etwa noch denken können, die aber nie gefühlt haben, dass auf jenem ursprünglichen Streit in uns selbst das ganze Triebwerk unserer geistigen Thätigkeit beruht. Diese werden nun nicht begreifen können, wie aus zwo bloss gedachten Thätigkeiten Etwas anderes, als wiederum etwas bloss Gedachtes, entstehe? Darin haben sie auch vollkommen Recht. — Hier aber ist die Rede von ent-

Das Produkt entgegengesezter Thätigkeiten ist immer etwas Endliches. Das Produkt wird also ein endliches Produkt seyn.

Ferner, da es gemeinschaftliches Produkt unbeschränkter und beschränkender Thätigkeit seyn soll, so wird es vorerst in sich begreifen eine Thätigkeit, die an sich (ihrer Natur nach) nicht beschränkt ist, sondern, wenn sie beschränkt werden soll, erst durch ein Entgegenstrebendes beschränkt werden muss. Das Produkt aber soll ein Endliches — soll ein gemeinschaftliches Produkt entgegengesetzter Thätigkeiten seyn, also wird es auch die entgegengesetzte Thätigkeit enthalten, welche ursprünglich, und ihrer Natur nach, beschränkend ist. So, durch Zusammenwirkung einer ursprünglich-positiven, und einer ursprünglich-negativen Thätigkeit, wird das gemeinschaftliche Produkt entstehen, das wir suchten.

Man bemerke noch folgendes. Die negative Thätigkeit, die ursprünglich, und ihrer Natur nach für uns nur beschränkende Thätigkeit ist, kann gar nicht handeln, ohne dass ein Positives vorhanden seye, das sie beschränkt. Aber eben so ist die positive Thätigkeit nur positiv im Gegensatz gegen eine ursprüngliche Negation. Denn wäre sie

---

gegengesetzten Thätigkeiten in uns, insofern sie gefühlt und empfunden werden. Und aus diesem gefühlten und ursprünglich-empfundnen Streit in uns selbst, wollen wir, dass das Wirkliche hervorgehe.

absolut (schrankenlos), so könnte sie selbst nur noch negativ (als absolute Negation aller Negation) vorgestellt werden. Beyde also, unbeschränkte und beschränkende Thätigkeit, setzen jede ihr Entgegengesetztes voraus. In jenem Produkt also müssen beide Thätigkeiten mit gleicher Nothwendigkeit vereinigt seyn.

Jene Handlung des Geistes nun, in welcher er aus Thätigkeit und Leiden — aus unbeschränkter und beschränkender Thätigkeit in sich selbst ein gemeinschaftliches Produkt schaft, heisst — Anschauung.

Also — dies ist der Schluss, den wir aus dem Bisherigen zu ziehen berechtigt sind — das Wese der Anschauung, das, was die Anschauung zur Anschauung macht, ist, dass in ihr absolut-entgegengesetzte, wechselseitig sich beschränkende Thätigkeiten vereinigt sind. Oder anders ausgedrückt: Das Produkt der Anschauung ist nothwendig ein endliches, das aus entgegengesezten, wechselseitig sich beschränkenden Thätigkeiten hervorgeht *).

---

*) Diese ganze Ableitung folgt den Grundsätzen einer Philosophie, die, bewundernswürdig wegen des Umfangs und der Tiefe ihrer Untersuchungen, nachdem sie durch eine Menge grossentheils schlechter Schriften, die sich ewig in denselben Worten und Cirkeln herumdrehten, ihrem Buchstaben nach sattsam bekannt gemacht war, endlich einen selbstthätigern Interpreten

Daraus ist klar, warum Anschauung nicht — wie viele vorgebliche Philosophen sich einbildeten — die unterste — sondern die erste Stufe des Erkennens, das Höchste im menschlichen Geiste, dasjenige ist, was eigentlich seine Geistigkeit ausmacht. Denn ein Geist ist, was aus dem ursprünglichen Streite seines Selbstbewusstseyns eine objektive Welt zu schaffen, und dem Produkt in diesem Streit selbst Fortdauer zu geben vermag. — Im todten Objekt ruht alles, in ihm herrscht kein Streit, sondern ewiges Gleichgewicht. Wo physische Kräfte sich entzweyen, bildet sich allmählig belebte Materie; in diesem Kampf entzweyter Kräfte dauert das Lebendige fort, und darum allein betrachten wir es als ein sichtbares Analogon des Geistes. Im geistigen Wesen aber ist ein ursprünglicher Streit entgegengesetzter Thätigkeiten, aus diesem Streit erst geht — (eine Schöpfung aus Nichts) — hervor eine wirkliche Welt. Mit dem unendlichen Geist erst ist auch eine Welt (der Spiegel seiner Unendlichkeit) da, und die ganze Wirklichkeit ist doch nichts anders, als jener ursprüngliche Streit in unendlichen Produktionen und Reproduktionen. Kein objektives Daseyn ist möglich, ohne dass es ein Geist erkenne, und umgekehrt: kein Geist ist möglich, ohne dass eine Welt für ihn daseye.

---

fand, der dadurch, dass er es zuerst unternahm, ihren Geist darzustellen, der zweite Schöpfer dieser Philosophie wurde. Aber bis jetzt noch haben nur partheyische, oder geistesschwache, oder endlich gar spasshafte Schriftsteller — ihr respectives Urtheil über diese Unternehmung dem Publikum vorgelegt. —

Vorausgesetzt also wird jetzt, daſs Anschauung selbst unmöglich ist, ohne ursprünglich-streitende Thätigkeiten, und umgekehrt, daſs der Geist nur in der Anschauung den ursprünglichen Streit seines Selbstbewuſstseyns zu enden vermöge *).

---

*) Dies bestätigt die gemeinste Aufmerksamkeit auf das, was beym Anschauen vorgeht. — Was man beym Anblick von Gebirgen, die in die Wolken sich verlieren, beym donnernden Sturz einer Katarrhakte, überhaupt bey allem, was groſs und herrlich ist in der Natur, empfindet — jenes Anziehen und Zurückstoſsen zwischen dem Gegenstand und dem betrachtenden Geist, jenen Streit entgegengesetzter Richtungen, den erst die Anschauung endet — alles das geht, nur transscendental und bewuſstlos, bey der Anschauung überhaupt vor. — Diejenigen, die so etwas nicht begreifen haben gewöhnlich nichts vor sich, als ihre kleinen Gegenstände — ihre Bücher, ihre Papiere, und ihren Staub. Wer wollte aber auch Menschen, deren Einbildungskraft durch Gedächtniſskram, todte Spekulation, oder Analyse abstrakter Begriffe ertödet ist — wer, wissenschaftlich — oder gesellschaftlich — verdorbne Menschen — der menschlichen Natur, (so reich, so tief, so kraftvoll in sich selbst) zum Maasstab aufdringen? Jenes Vermögen der Anschauung zu üben, muſs der erste Zweck jeder Erziehung seyn. Denn sie ist das, was den Menschen zum Menschen macht. — Keinem Menschen, die Blinden ausgenommen, kann man absprechen, daſs er sieht. Aber, daſs er mit Bewuſstseyn anschaue, dazu gehört ein freyer Sinn und ein geistiges Organ, das so vielen versagt ist.

Von selbst ist nun klar, dass auch das Produkt der Anschauung jene entgegengesetzte Thätigkeiten in sich vereinigen muss. Nur weil es ein schöpferisches Vermögen in uns aus diesem Streit hervorgehen liess, kann es nun der Verstand auffassen, als ein Produkt, das, unabhängig von ihm, durch den Zusammenstoss entgegengesetzter Kräfte, wirklich geworden ist. Dieses Produkt ist also nicht da durch Zusammensezung seiner Theile, sondern umgekehrt, seine Theile sind da, erst nachdem das Ganze — jetzt erst ein mögliches Objekt des theilenden Verstandes — durch ein schöpferisches Vermögen (das nur ein Ganzes hervorbringen kann) wirklich geworden ist. — Und so gehen wir der bestimmten Ableitung der dynamischen Grundsätze entgegen.

Die Conftruktion der Materie.

(Zufatz zum vierten Kapitel.)

*

Keine Unterfuchung war für die Philofophen jeder Zeit von fo vielem Dunkel umgeben, als die über das Wefen der Materie. Und dennoch ift die Einficht in daffelbe nothwendig zur wahren Philofophie, fo wie alle falfche Syfteme gleich anfangs an diefer Klippe fcheitern. Die Materie ift das allgemeine Saamenkorn des Univerfums, worin alles verhüllt ift, was in den fpätern Entwicklungen fich entfaltet. "Gebt mir einen Atom der Materie," könnte der Philofoph und Phyfiker fagen, "und ich lehre euch, das Univerfum daraus zu begreifen." Die grofse Schwierigkeit diefer Unterfuchung könnte man auch fchon daraus fchliefsen, dafs von dem Anbeginn der Philofophie an bis auf die heutige Zeit, zwar in fehr verfchiedenen Formen, aber doch immer erkennbar genug, in bey weitem der meiften fogenannten Syfteme die Materie als ein blofs Gegebenes angenommen, oder als eine Mannichfaltigkeit poftulirt wurde, die man der oberften Einheit als vorhandnen Stoff unterlegen müfste, um aus ihrer Wirkung auf denfelben das geformte Univerfum zu begreifen. So gewifs es ift, dafs alle diefe Syfteme, die den

Gegensatz, um welchen sich die ganze Philosophie bewegt, gerade in seinen äussersten Gränzen unaufgehoben und absolut bestehend, zurücklassen, auch nicht einmal die Idee oder Aufgabe der Philosophie erreicht haben, so offenbar ist von der andern Seite, dass das in allen bisherigen Systemen der Philosophie, auch denjenigen, welche das Urbild des Wahren mehr oder weniger ausdrücken, noch unentwikelte und nur unvollkommen begriffne Verhältniss der absoluten Welt zur Erscheinungswelt, der Ideen zu den Dingen, auch die Keime der wahren Einsicht in das Wesen der Materie, die in ihnen enthalten sind, unerkennbar gemacht hat.

Auch die Materie, wie alles, was ist, strömt von dem ewigen Wesen aus, und ist eine, in der Erscheinung zwar nur indirekte und mittelbare, Wirkung der ewigen Subjekt-Objektivirung, und der Einbildung seiner unendlichen Einheit in die Endlichkeit und die Vielheit. Aber jene Einbildung in der Ewigkeit enthält nichts von der Leiblichkeit oder der Materialität der erscheinenden Materie, sondern diese ist das An-sich jener ewigen Einheit, aber erscheinend durch sich selbst als bloss relative Einheit, in welcher sie die leibliche Form annimmt. Das An-sich erscheint uns durch einzelne wirkliche Dinge, insofern wir selbst nur in diesem Akt der Einbildung als Einzelheiten oder Durchgangspunkte liegen, an welchen der ewige Strom von dem, was in ihm absolute Identität ist, so viel absetzt, als mit ihrer Besonderheit verknüpft ist, denn insofern erkennen wir auch das An-sich nur in der Einen Richtung, das heisst, wir erkennen es

überhaupt nicht, da es nur der ewige Erkenntnifsakt nach feinen zwei ungetheilten Seiten und als abfolute Identität ift.

Die Materie, abfolut betrachtet, ift alfo nichts anders, als die reale Seite des abfoluten Erkennens, und als folche Eins mit der ewigen Natur felbft, in welcher der Geift Gottes auf ewige Art die Unendlichkeit in der Endlichkeit wirkt; infofern verfchliefst fie in fich, als die ganze Eingebährung der Einheit in die Differenz, wieder alle Formen, ohne felbft irgend eine gleich oder ungleich zu feyn, und ift, als das Subftrat aller Potenzen, felbft keine Potenz. Das Abfolute würde fich wahrhaft theilen, wenn es nicht auch in der realen Einheit mit diefer zugleich die ideale und die, worin beide Eins find, abbildete; denn nur diefe ift das wahre Gegenbild von ihm felbft. So wenig alfo das Abfolute in der Materie (der realen Seite des ewigen Producirens) fich theilt, fo wenig kann fich auch die Materie theilen, indem eben, fo wie das Abfolute in ihr, fo fie fich nun wieder, als das An-fich, durch die einzelnen Potenzen in ihr fymbolifirt, daher, in welcher Potenz fie auch erfcheine, fie doch immer und nothwendig wieder als das Ganze (der drei Potenzen) erfcheinet.

Die erfte Potenz nun innerhalb der Materie ift die Einbildung der Einheit in die Vielheit, als relative Einheit oder in der Unterfcheidbarkeit, und als diefe eben ift fie die Potenz der erfcheinenden Materie rein als folcher. Das An-fich, das in diefe Form der relativen Einheit fich einfenkt, ift wiederum die abfolute Einheit felbft, nur dafs fie in der

Unterordnung unter die Potenz, deren Herrschendes Differenz, Nicht-Identität ist (denn in jeder Potenz herrscht das, was das andre aufnimmt), aus der absoluten Einheit in das Aufser-einander als Tiefe sich bildet und als dritte Dimension erscheint. Von diesem Realen der Erscheinung sind nun wieder die beiden Einheiten, die erste der Einpflanzung der Einheit in die Differenz, welche die erste, die andre der Zurückbildung der Differenz in die Einheit, welche die zweite Dimension bestimmt, die idealen Formen, welche in der vollkommnen Produktion der dritten Dimension als indifferenziirt erscheinen.

Dieselben Potenzen sind auch in der entsprechenden Potenz der idealen Reihe, aber sie sind dort als Potenzen eines Erkenntnifsaktes, anstatt dafs sie hier in ein Anderes, nämlich in ein Seyn verstellt erscheinen.

Die erste, welche Einbildung des Unendlichen ins Endliche ist, ist im Idealen Selbstbewufstseyn, welches die lebendige Einheit in der Vielheit ist, die im Realen gleichsam getödtet, ausgedrückt im Seyn, als Linie, reine Länge erscheint.

Die zweyte, welche die entgegengesetzte der ersten, erscheint im Idealen als Empfindung, im Realen ist sie die objektiv gewordene, gleichsam erstarrte Empfindung, das reine Empfindbare, Qualität.

Die beyden ersten Dimensionen an den körperlichen Dingen verhalten sich wie Quantität und Qualität, die erste ist ihre Bestimmung für die Reflexion oder den Begriff, die andre für das Urtheil.

Die dritte, welche im Idealen Anschauung ist, ist die Setzende der Relation, die Substanz ist die Einheit als Einheit, selbst, das Accidenz ist die Form der beiden Einheiten.

Die drei Potenzen in beiden Reihen sind Eins: der ewige Erkenntnisakt läſst in der Einen nur die rein-reale, in der andern die rein-ideale Seite, aber eben deswegen in beiden das Wesen nur in der Form der Erscheinung, zurück. Daher ist die Natur nur die zu einem Seyn erstarrte Intelligenz, ihre Qualitäten sind die zu einem Seyn erloschnen Empfindungen, die Körper ihre gleichsam getödteten Anschauungen. Das höchste Leben verhüllt sich hier in den Tod und bricht nur erst durch viele Schranken wieder hindurch zu sich selbst. Die Natur ist die plastische Seite des Universums, auch die bildende Kunst tödtet ihre Ideen und verwandelt sie in Leiber.

Es ist zu bemerken, daſs die drei Potenzen nicht als nach einander, sondern in ihrem Zugleichseyn aufgefaſst werden müssen. Die dritte Dimension ist dritte und als solche reale, nur inwiefern sie selbst in der Unterordnung unter die erste (als relative Einpflanzung der Einheit in die Vielheit) gesetzt ist, und hinwiederum können die beiden ersten als Formbestimmungen nur an der dritten hervortreten, welche insofern wieder die erste ist.

Hier ist noch vom Verhältniſs der Materie und des Raums zu reden. Denn eben weil in jener zwar das Ganze, aber doch nur in die relative Einheit der Einheit und der Vielheit, sich einsenkt

und nur das absolut - Reale auch das absolut - Ideale ist, erscheint dieses für die gegenwärtige Potenz als unterschieden vom Realen, als das, worin dieses ist, aber ebendeswegen, weil dieses Ideale nur seinerseits ohne Realität ist, erscheint es auch als blofs-Ideales, als Raum.

Hieraus erhellet, dafs die Materie wie der Raum jedes blofse Abstraktionen sind, dafs eines die Unwesenheit des andern beweiset und dagegen in der Identität oder gemeinschaftlichen Wurzel beider, eben weil sie nur als Gegensätze sind, was sie sind, das eine nicht Raum, das andre nicht Materie sey.

Wer nach den weitern Ausführungen dieser Construktion verlangt, findet sie in den mehrmals angezeigten Schriften, vornämlich aber in den Darstellungen aus dem System der Philosophie im 2. Heft des 1. Bds. der Neuen Zeitschrift für spekulat. Physik.

Fünftes Kapitel.

Grundsätze der Dynamik.

*

In der Anschauung selbst war ein steter Wechsel und ein stetes Zusammentreffen entgegengesetzter Thätigkeiten. Diesen Wechsel endet der Geist dadurch, daſs er frey, wie er ist, zu sich selbst zurückkehrt. Jetzt tritt er wieder in seine Rechte ein, er fühlt sich als freyes, selbstständiges Wesen. Dies kann er aber nicht, ohne zugleich dem Produkt, das ihn gefesselt hielt, Selbstdaseyn und Unabhängigkeit zu geben. Jetzt zuerst stellt er sich, als freyes betrachtendes Wesen, dem Wirklichen gegenüber, und jetzt zuerst steht es, als Objekt, vor dem Richterstuhl des Verstandes. Subjektive und objektive Welt scheiden sich; die Anschauung wird Vorstellung.

Aber in dem Objekt sind zugleich jene entgegengesezten Thätigkeiten, aus denen es in der Anschauung hervorgieng, permanent geworden. Der geistige Ursprung des Objekts liegt jenseits des Bewuſstseyns. Denn mit ihm erst entstand das Bewuſstseyn. Es erscheint daher als Etwas, das völlig unabhängig von unserer Freyheit da ist. Jene entgegengesetzten Thätigkeiten also, die die Anschauung in ihm vereinigt hat, erscheinen als Kräfte, die

dem Objekt an sich selbst, ohne allen Bezug auf ein mögliches Erkenntniss, zukommen. Für den Verstand sind sie etwas blofs Gedachtes, und durch Schlüsse Gefundenes. Aber er setzt sie als reell voraus, weil sie aus der Natur unsers Geistes und der Anschauung selbst nothwendig hervorgehen.

Hier ist nun der Ort, dem Begriff von Grundkräften der Materie seine Realität, aber auch seine Schranken zu sichern. Kraft überhaupt ist ein bloser Begriff des Verstandes, also Etwas, was unmittelbar gar kein Gegenstand der Anschauung seyn kann. Dadurch ist diesem Begriff nicht nur sein Ursprung, sondern auch sein Gebrauch angewiesen. — Aus dem Verstande entsprungen, läfst er völlig unbestimmt, was ursprünglich auf uns gewirkt hat. Denn er gilt nur von dem Produkt der Anschauung, insofern ihm der Verstand Substantialität (Selbstdaseyn) gegeben hat. Das Produkt der Anschauung selbst aber ist nichts Ursprüngliches, sondern ein gemeinschaftliches Produkt objektiver und subjektiver Thätigkeit (so drücken wir uns der Kürze halber aus, nachdem die Sache selbst deutlich genug gemacht ist, um möglichen Mifsverständnissen vorzubeugen). Die Grundkräfte der Materie sind also nichts weiter, als der Ausdruck jener ursprünglichen Thätigkeiten für den Verstand, die Reflexion, nicht das wahre An-sich, welches nur in der Anschauung ist; und so wird es uns leicht werden, sie vollends ganz zu bestimmen.

Die eine jener Thätigkeiten, welche die Anschauung vereinigt hat, ist ursprünglich positiv, ihrer Natur nach unbeschränkt; nur

durch eine entgegengesezte Thätigkeit beschränkbar. Die Kraft also, welche ihr im Objekt entspricht, wird gleichfalls eine positive Kraft seyn, die, wenn sie auch beschränkt ist, wenigstens gegen die Beschränkung ein Bestreben äusfert, das unendlich ist, und durch keine entgegengesetzte Kraft je völlig aufgehoben oder vernichtet werden kann. Dieser Grundkraft der Materie also kann ich mich nicht anders versichern, als dadurch, dass ich entgegengesetzte Kräfte auf sie handeln lasse. Das Bestreben nun, das sie gegen solche Kräfte äussert, kündigt sich, wenn ich selbst diese Kraft anwende, meinem Gefühle als eine zurücktreibende, repellirende Kraft an. Diesem Gefühl gemäss schreibe ich der Materie überhaupt zu eine repulsive Kraft, das Bestreben aber, das sie jeder auf sie wirkenden Kraft entgegensetzt, denke ich als Undurchdringlichkeit, und diese nicht als absolut, sondern als unendlich (dem Grade nach).

Die andere ursprüngliche Thätigkeit ist beschränkend, ursprünglich - negativ, und in dieser Eigenschaft gleichfalls unendlich.

Die Kraft also, die ihr im Objekt entspricht, muss gleichfalls negativer Art und ursprünglich beschränkend seyn. Da sie nur im Gegensatz gegen eine positive Kraft Wirklichkeit hat, so muss sie der repulsiven gerade zu entgegengesetzt, d. h. sie muss attraktive Kraft seyn.

Ferner: Die ursprüngliche Thätigkeit des menschlichen Geistes ist völlig unbestimmt, sie hat

keine Gränze, alſo auch keine beſtimmte Richtung; oder vielmehr, ſie hat *alle* mögliche Richtungen, die nur noch nicht unterſchieden werden können, ſo lange ſie alle gleich *unendlich* ſind. Wird aber die urſprüngliche Thätigkeit durch die entgegengeſetzte beſchränkt, ſo werden alle jene Richtungen *endliche*, *beſtimmte* Richtungen, und die urſprüngliche Thätigkeit handelt jetzt *nach allen möglichen beſtimmten Richtungen*. Dieſe Handlungsweiſe des Geiſtes, allgemein aufgefaſst, giebt den Begriff vom *Raum*, der nach drey Dimenſionen ausgedehnt iſt.

Dies angewandt auf die repulſive Kraft, giebt den Begriff von einer Kraft, die nach allen möglichen Richtungen *handelt*, oder was daſſelbe iſt, den Raum nach drey Dimenſionen zu *erfüllen* ſtrebt.

Eine urſprünglich-*negative* Kraft hat, als ſolche, *gar keine* Richtung. Denn inſofern ſie ſchlechthin *beſchränkend* iſt, iſt ſie in Bezug auf den Raum *Einem* Punkte gleich. Inſofern ſie aber im Streit gedacht wird mit einer entgegengeſetzten poſitiven Thätigkeit, iſt ihre Richtung *durch die leztere* beſtimmt. Umgekehrt aber kann auch die poſitive Thätigkeit auf die negative, nur nach dieſer Einen Richtung zurückwirken. Und ſo haben wir eine Linie zwiſchen zween Punkten, die vorwärts eben ſo gut als rückwärts beſchrieben werden kann.

Dieſe Linie beſchreibt auch der menſchliche Geiſt wirklich im Zuſtand der Anſchauung. Dieſelbe

Linie, in welcher seine ursprüngliche Thätigkeit reflektirt wurde, beschreibt er wieder, indem er auf den Punkt des Widerstands zurückwirkt. Diese Handlungsweise des menschlichen Geistes allgemein aufgefaſst, giebt den Begriff von Zeit, die nur nach Einer Dimension ausgedehnt ist.

Wendet man dies auf die attraktive Kraft der Materie an, so ist sie eine Kraft, die nur nach Einer Dimension wirkt, oder (anders ausgedrückt) eine Kraft, die für alle mögliche Linien ihrer Thätigkeit nur Eine Richtung hat. Diese Richtung giebt der idealische Punkt, in welchem man sich alle Theile der Materie vereinigt denken müſste, wenn die Anziehungskraft absolut wäre. Wäre die Materie in Einen mathematischen Punkt vereinigt, so wäre sie keine Materie mehr, der Raum hörte auf, erfüllt zu seyn. Insofern kann man die Attraktivkraft, im Gegensatz gegen die Repulsivkraft, (die den Raum zu erfüllen bestrebt ist), auch als eine solche beschreiben, die den Raum aufs Leere zurückzubringen bestrebt ist. Wenn jene aller Gränze schlechthin entgegenstrebt, so strebt diese umgekehrt, alles auf absolute Gränze (den mathematischen Punkt) zurückzubringen. Jene, in ihrer Schrankenlosigkeit gedacht, wäre Raum ohne Zeit, Sphäre ohne Gränze, diese, gleichfalls schrankenlos, wäre Zeit ohne Raum, Gränze ohne Sphäre. Daher kommt es, daſs Raum nur bestimmbar ist durch Zeit, und daſs im unbestimmten, absoluten Raum nichts nach einander, alles nur zugleich gedacht werden kann. Daher ferner, daſs Zeit nur durch Raum bestimmbar ist, daſs in einer abso-

luten Zeit nichts aufser einander (alles in Einem Punkt) vereinigt gedacht werden mufs.

Der Raum ift nichts anders, als die unbeftimmte Sphäre meiner geiftigen Thätigkeit, die Zeit giebt ihr Gränze. Die Zeit dagegen ift, was an fich blofse Gränze ift, und nur durch meine Thätigkeit Ausdehnung gewinnt.

Da nun jedes Objekt ein endliches, beftimmbares feyn mufs, fo ift von felbft offenbar, dafs es weder Gränze ohne Sphäre, noch Sphäre ohne Gränze feyn kann. Wird es ein Gegenftand des Verftandes, fo ift es die Repulfivkraft, die ihm Sphäre, und die Attraktivkraft, die ihm Gränze giebt. Beyde find alfo Grundkräfte, d. h. folche Kräfte der Materie, die, als nothwendige Bedingungen ihrer Möglichkeit, aller Erfahrung und aller erfahrungsmäffigen Beftimmung vorangehen. Alles Objekt der äuffern Sinne ift als folches nothwendig Materie, d. h. ein durch anziehende und zurückftofsende Kräfte begränzter und erfüllter Raum.

Nun find wir mit unfern Unterfuchungen bey dem Punkte angekommen, wo der Begriff von Materie einer analytifchen Behandlung fähig wird, und die Grundsätze der Dynamik aus diefem Begriffe allein mit Fug und Recht abgeleitet werden können. Diefes Gefchäft aber ift in Kants metaphyfifchen Anfangsgründen der Naturwiffenfchaft mit einer folchen Evidenz und Vollftändigkeit gefchehen, dafs hier nichts weiter zu leiften übrig ift. Folgende Sätze ftehen alfo hier, theils, des Zufammenhangs wegen, als Auszüge aus Kant,

theils als zufällige Bemerkungen über die von ihm aufgestellten Grundsätze.

Die Materie erfüllt einen Raum nicht durch ihre bloſse Existenz, (denn dies annehmen, heiſst alle weitere Untersuchung ein für allemal abschneiden), sondern durch eine ursprünglich-bewegende Kraft, durch welche erst die mechanische Bewegung der Materie möglich ist *). Oder vielmehr: Die Materie ist selbst nichts anders, als eine bewegende Kraft, und unabhängig von einer solchen ist sie höchstens etwas bloſs Denkbares, aber nimmermehr etwas Reales, das Gegenstand einer Anschauung seyn kann.

Dieser ursprünglich-bewegenden Kraft steht nothwendig gegenüber eine andere gleichfalls ursprünglich-bewegende Kraft, die sich von jener nur durch die umgekehrte Richtung unterscheiden kann. Dies ist Anziehungskraft. Denn, hätte die Materie bloſs repellirende Kräfte, so würde sie sich ins Unendliche zerstreuen, und in keinem möglichen Raume wäre eine bestimmte Quantität Materie anzutreffen. Folglich würden alle Räume leer und eigentlich gar keine Materie da seyn. Da nun repulsive Kräfte weder durch sich selbst, (denn sie sind lediglich positiv) noch durch den leeren Raum, (denn obgleich ausdehnende Kraft im umgekehrten Verhältniſs des Raums schwächer wird, so ist doch kein Grad derselben der kleinstmögliche — quovis dabili minor) noch durch andre Materie (die wir noch

---

*) Kant S. 35.

nicht voraussetzen dürfen,) ursprünglich beschränkt werden können, so muss eine ursprüngliche Kraft der Materie, welche in entgegengesetzter Direktion der repulsiven wirkt, d. h. eine Anziehungskraft angenommen werden, die nicht einer besondern Art von Materie, sondern der Materie überhaupt, als solcher, zukommt *).

Es fragt sich nun nicht weiter, warum nur diese zwo Grundkräfte der Materie nothwendig sind? Die Antwort ist: weil ein Endliches überhaupt nur Produkt zwoer entgegengesetzten Kräfte seyn kann. Aber es fragt sich: Wie Anziehungs- und Zurückstossungskraft zusammenhangen, welche von beyden die ursprüngliche ist?

Die Zurückstossungskraft haben wir bereits als positive, die entgegengesetzte als negative Kraft bestimmt. (Schon Newton erläuterte die Anziehungskraft durch das Beyspiel der negativen Grössen in der Mathematik). Daraus ist klar, dass, weil das Negative überhaupt in logischer Bedeutung nichts an sich selbst, sondern nur die Verneinung des Positiven ist, (wie Schatten, Kälte u. s. w.) die Zurückstossungskraft der Anziehungskraft logisch vorangehen muss. Allein, die Frage ist, welche von beyden der andern in der Wirklichkeit vorangehe? und darauf ist die Antwort: Keine von beyden; jede einzelne ist nur da, insofern ihre entgegengesetzte da ist,

*) Kant S. 53. — Es ist also klar, dass jede dieser beyden Kräfte in ihrer Schrankenlosigkeit gedacht auf absolute Negation, (das Leere), führt.

d. h. sie sind selbst in Bezug auf einander **wechselseitig** positiv und negativ, jede einzelne beschränkt nothwendig die Wirkung der andern, und nur dadurch werden sie ursprüngliche Kräfte einer Materie.

Denn man nehme an, dass repulsive Kraft der negativen in der Wirklichkeit vorangehe, so ist doch Zurückstossung nur zwischen zween Punkten denkbar. Die Zurückstossung lässt sich gar nicht anschaulich machen, ohne einen Punkt anzunehmen, von dem sie ausgeht, und der insofern ihre Gränze ist, und einen andern, auf den sie wirkt, gleichfalls ihre Gränze. Eine nach allen Richtungen hin gränzenlose Zurückstossung ist gar kein Gegenstand möglicher Vorstellung mehr. Dieser Satz zeigt sich in den Anwendungen, welche die Physik davon macht, sehr deutlich. Die Zurückstossungskraft der Körper, insofern sie ihren **bestimmten** Grad hat, heisst **Elasticität**. Allein die Physik lässt die Elasticität nur zwischen zweyen Extremen zu, (dem der unendlichen Ausdehnung, und dem der unendlichen Zusammendrückung,) wovon sie keines für real-möglich hält. Die Physik stellt von elastischen Flüssigkeiten, z. B. von der Luft, den Satz auf, dass ihre Elasticität im umgekehrten Verhältniss steht mit dem Raum, den sie einnimmt, oder, was dasselbe ist, im geraden Verhältniss der Zusammendrückung, die sie erleidet. Also muss sie auch den Satz annehmen, dass die Elasticität z. B. der Luft **geringer** wird im umgekehrten Verhältnisse des Raums, in dem sie sich **ausdehnt**. Auf diesen Voraussetzungen beruht der Mechanismus der Feder: denn es kann kein Druck auf sie ausgeübt werden, noch kann sie diesem entgegenwirken anders, als im Verhältniss der Anziehung, die zwi-

schen ihren einzelnen Theilen (denen, welche der Spitze des Winkels am nächsten sind) statt findet. Also ist offenbar, daſs die zurückstoſsende Kraft selbst die anziehende voraussetzt; denn sie kann nur als zwischen Punkten wirkend vorgestellt werden. Diese aber (als Gränzen der Repulsivkraft) setzen eine entgegengesetzte anziehende Kraft voraus. Könnte die Materie je aufhören, unter sich zusammenzuhängen, so hörte sie auch auf, sich zurückzustoſsen, und die Repulsivkraft in ihrer Schrankenlosigkeit hebt sich selbst auf.

Daſs attraktive Kraft der repulsiven vorangehe, zu behaupten, ist man wegen des negativen Charakters der letztern, bey weitem weniger geneigt. Indeſs haben doch einige nicht unberühmte Naturforscher, z. B. Büffon, Hoffnung gemacht, daſs es wohl gelingen möchte, auch die Repulsivkraft auf die attraktive zurückzuführen. Sie scheinen sich aber durch die Unmöglichkeit, Zurückstoſsung ohne Anziehung zu denken, getäuscht zu haben, weil sie nicht bedachten, daſs auch umgekehrt Anziehung ohne Zurückstoſsung undenkbar ist. Sie verwandelten daher sehr unrecht das Verhältniſs der wechselseitigen Unterordnung, das zwischen diesen beyden Kräften statt findet, in ein Verhältniſs der einseitigen (der einen unter die andere). Denn, auch Anziehung ist nur zwischen Punkten vorstellbar. Allein vermöge der bloſsen Anziehung giebt es keine Punkte, sondern nur einen imaginären Punkt (die absolute Gränze). Um also die Anziehung auch nur vorstellen zu können, muſs ich zwischen zween Punkten Zurückstoſsung voraussetzen.

Zurückstoſsungskraft ohne Anziehungskraft, ist formlos; Anziehungskraft ohne Zurückstoſsungskraft, objektlos. Jene repräsentirt die ursprüngliche, bewuſstlose, geistige Selbstthätigkeit, die ihrer Natur nach unbeschränkt ist, diese die bewuſste, bestimmte Thätigkeit, die allem erst Form, Schranke und Umriſs giebt. Das Objekt aber ist nie ohne seine Schranke, die Materie nie ohne ihre Form. In der Reflexion mag man beydes trennen; in der Wirklichkeit es getrennt zu denken, ist widersinnig. Weil aber, nach einer gewöhnlichen Täuschung, das Objekt früher in der Vorstellung da zu seyn scheint, als seine Form, (es ist aber nie ohne diese da, sondern schwebt nur in jenem Zustande zwischen unbestimmten, ungewiſſen Umriſſen,) so erhält das Materiale der Vorstellung, in Bezug auf jene (unter Philosophen sehr gemeine) Täuschung, eine gewiſſe Ursprünglichkeit vor dem Formalen des Objekts, obgleich in der Wirklichkeit keines ohne das andere, und das eine nur durch das andere da ist.

Ferner: beyde Kräfte in ihrer Schrankenlosigkeit gedacht, sind nur noch negativ-vorstellbar: Zurückstoſsungskraft als Negation aller Gränze, Anziehungskraft als Negation aller Gröſse. Allein, weil die Negation einer Negation doch etwas Positives ist, so läſst die absolute Negation aller Gränze, wenigstens eine unbestimmte Idee von etwas Positivem überhaupt übrig, welchem die Einbildungskraft eine momentane Wirklichkeit leiht. Dagegen läſst uns die absolute Negation aller Gröſse, d. h. die Anziehungskraft absolut gedacht, nicht nur keinen Begriff von einem bestimmten Objekt, sondern überhaupt keinen Begriff von einem Objekt

übrig. Die Vorstellung, die sie uns läſst, ist die eines idealischen Punkts, den wir uns nicht einmal, wie Kant will *), als den Richtungspunkt der Anziehung denken können, ohne einen zweyten Punkt auſser ihm (d. h. Zurückstoſsung zwischen ihm und einem andern) vorauszusetzen. Wenn daher Kant **) sagt, daſs man sich hüten solle, die Anziehungskraft als im Begriffe der Materie enthalten, zu denken, so ist die Rede nur davon: die Anziehungskraft seye kein bloſs logisches Prädikat der Materie. Denn, wenn man dem Ursprung dieses Begriffs synthetisch nachforscht, so gehört Anziehungskraft nothwendig zu seiner Möglichkeit (in Bezug auf unser Erkenntniſsvermögen). Allein, keine Analysis überhaupt ist möglich ohne Synthesis, und so ist es freylich leicht möglich, die ursprüngliche Anziehungskraft aus dem bloſsen Begriff der Materie abzuleiten, nachdem man ihn vorher synthetisch erzeugt hat. Allein man darf nicht glauben, dieselbe aus einem — ich weiſs nicht welchem — bloſs logischen Begriffe der Materie nach dem Grundsatz des Widerspruchs allein ableiten zu können. Denn der Begriff der Materie ist selbst, seinem Ursprunge nach, synthetisch, ein bloſs logischer Begriff der Materie ist sinnlos, und der reale Begriff der Materie geht selbst erst aus der Synthesis jener Kräfte durch die Einbildungskraft hervor.

Was also an der Materie Form, Schranke, Bestimmung ist, werden wir auf die Anziehungs-

*) S. 56.

**) S. 54.

kraft zurückführen müſſen. Daſs überhaupt eine Materie etwas Reales iſt, werden wir der Repulſivkraft zuſchreiben: daſs aber dieſes Reale unter dieſen beſtimmten Schranken, dieſer beſtimmten Form erſcheint, muſs nach Geſetzen der Anziehung erklärt werden. Deswegen können wir auch die Zurückſtoſsungskraft in der Anwendung nicht weiter gebrauchen, als um überhaupt begreiflich zu machen, wie eine materielle Welt möglich ſeye. Sobald wir aber erklären wollen, wie ein beſtimmtes Syſtem der Welt möglich ſeye — bringt uns die Repulſivkraft um keinen Schritt weiter.

Den Bau des Himmels und die Bewegungen der Weltkörper können wir einzig und allein aus Geſetzen der allgemeinen Anziehung erklären. Nicht, als ob wir uns ein Syſtem von Weltkörpern überhaupt, ohne Vorausſetzung einer Repulſivkraft denken könnten. Dieſs iſt nach dem Obigen unmöglich. Aber die Repulſivkraft iſt doch nur die negative Bedingung (die conditio ſine qua non) für ein beſtimmtes Syſtem von Weltkörpern, nicht aber die poſitive Bedingung, unter welcher allein gerade dieſes beſtimmte Syſtem möglich iſt. Als eine ſolche Bedingung können wir allein die Geſetze der allgemeinen Anziehung betrachten, weil von dieſer allein alles abgeleitet werden muſs, was an der Materie oder in einem Syſtem (das auf Grundkräften der Materie beruht) Form und Beſtimmung iſt. Die Centrifugalkraft, auf die Bewegungen der Weltkörper angewandt, iſt alſo ein bloſser Ausdruck des Phänomens, das, wenn es auf ſein Princip zurückgeführt wird, zuletzt wiederum in ein Verhältniſs

der den Körpern inwohnenden Attraktivkraft, welche sie selbstständig macht, sich auflösen möchte.

Diess vom Gebrauch der dynamischen Philosophie im Grossen. Jetzt von ihrer Anwendung auf einzelne Begriffe.

Die Grundkräfte der Materie können in ihrer Schrankenlosigkeit gar nicht vorgestellt werden, d. h. es muss über jeden Grad einer solchen Kraft ein höherer, und zwischen jedem möglichen Grad und dem Zero eine Unendlichkeit von Mittelgraden möglich seyn. Das Maass einer Grundkraft also ist allein der Grad von Kraft, den eine äussere Kraft anwenden muss, entweder den Körper zusammenzudrücken, oder den Zusammenhang seiner Theile aufzuheben. „Die expansive Kraft einer Materie nennt man auch Elasticität. Alle Materie ist demnach ursprünglich-elastisch *).“ Man muss also unterscheiden zwischen absoluter und relativer Elasticität. Von der lezten gebraucht man das Wort Elasticität gewöhnlich. In diesem Sinn aber kann die Elasticität der Körper nicht allein das Maass ihrer Expansivkraft abgeben.

Denn wenn man Körper in dieser Rücksicht miteinander vergleichen will, so muss Volumen und Masse mit in Anschlag genommen werden, so dass in Rücksicht auf die Quantität der Expansivkraft das doppelte Volumen mit einfacher Masse gleichgilt der doppelten Masse mit einfachem Volumen.

Ferner, da jedem Körper Elasticität ursprünglich zukommt, so kann die Materie ins Unend-

---

*) Kant S. 37.

liche zusammengedrückt, niemals aber durchdrungen werden *), denn dieſs setzte eine völlige Vernichtung der Repulsivkraft voraus.

Läſst man die Materie ins Unendliche sich ausdehnen, so wird ihre Repulsivkraft unendlich-klein, denn sie verhält sich umgekehrt wie die Räume, in denen sie wirkt; läſst man sie ins Unendliche zusammengedrückt werden (= einem Punkt,), so ist ihre Repulsivkraft unendlich-groſs aus demselben Grunde. Keines von beyden aber kann statt finden, wenn Materie möglich seyn soll. Also muſs man eine unendliche Menge von Graden zwischen jedem Zustand der Zusammendrückung und der Durchdringung, so wie zwischen jedem Zustand der Expansion und dem der unendlichen Ausdehnung annehmen.

Durch diese Annahme nun entgeht man der Nothwendigkeit, mit dem Atomistiker letzte Körperchen anzunehmen, für deren Undurchdringlichkeit es weiter keinen Grund giebt **). Diese träge Art zu philosophiren würde auch nie so groſsen Beyfall gefunden haben, wenn man nicht vorausgesetzt hätte, zur Erklärung des specifischen Unterschieds der Materien seye die Annahme leerer Räume unumgänglich nothwendig ***). In diesem System also kann man nur in sekundären Körpern, nicht aber auch in

*) Kant S. 39.

**) S. 41.

***) S. 101.

ursprünglichen Körpertheilchen Zusammendrückbarkeit zulassen.

Diese Nothwendigkeit ist nun völlig aufgehoben dadurch, dass man die Materie ursprünglich schon nur durch die Wechselwirkung von Kräften entstehen läfst, so dass (dem Naturgesetze der Kontinuität gemäss) zwischen jedem möglichen Grade derselben bis zum völligen Verschwinden aller Intensität (= o) eine unendliche Menge von Zwischengraden (also unendliche Zusammendrückbarkeit eben so gut, als unendliche Ausdehnbarkeit der Materie) möglich ist.

Ferner, da die Materie nichts anders ist, als das Produkt einer ursprünglichen Synthesis (entgegengesetzter Kräfte) in der Anschauung, so entgeht man damit den Sophismen, die unendliche Theilbarkeit der Materie betreffend, indem man eben so wenig nöthig hat, mit einer sich selbst missverstehenden Metaphysik zu behaupten, die Materie bestehe aus unendlich vielen Theilen, (was widersinnig ist), als mit dem Atomistiker der Freyheit der Einbildungskraft im Theilen Gränzen zu setzen. Denn wenn die Materie ursprünglich nichts anders ist, als ein Produkt meiner Synthesis, so kann ich diese Synthesis auch ins Unendliche fortsetzen — meiner Theilung der Materie ins Unendliche fort ein Substrat geben. Dagegen wenn ich die Materie aus unendlichen Theilen bestehen lasse, leihe ich ihr eine von meiner Vorstellung unabhängige Existenz, und gerathe so in die unvermeidlichen Widersprüche, die mit der Voraussetzung der Materie, als eines Dinges an sich selbst, verknüpft sind *). — Nichts aber bewei-

*) Kant S. 47.

beweiset evidenter, daſs die Materie kein für ſich beſtehendes Ding ſeyn kann, als ihre Theilbarkeit ins Unendliche. Denn ſie mag getheilt werden, ſo viel ſie will, ſo finde ich nie ein andres Subſtrat derſelben, als dasjenige, was ihr meine Einbildungskraft leiht.

Daſs die Materie aus Theilen beſtehe, iſt ein bloſses Urtheil des Verſtandes. Sie beſteht aus Theilen, wenn und ſo lange ich ſie theilen will. Aber daſs ſie urſprünglich, an ſich, aus Theilen beſtehe, iſt falſch; denn urſprünglich — in der produktiven Anſchauung — entſteht ſie als ein Ganzes aus entgegengeſetzten Kräften; und erſt durch dieſes Ganze in der Anſchauung werden Theile für den Verſtand möglich.

Endlich die Schwierigkeit, die man darin findet, die Anziehungskraft als eine in die Ferne durch den leeren Raum wirkende Kraft anzuſehen, verſchwindet, ſobald man bedenkt, daſs die Materie urſprünglich nur durch anziehende Kräfte wirklich iſt, und daſs kein Körper urſprünglich gedacht werden kann, ohne daſs man bereits einen andern auſser ihm annehme, von dem er angezogen werde und gegen welchen er hinwiederum ſeine Anziehungskräfte richte.

Auf dieſen dynamiſchen Grundsätzen beruht nun erſt die Möglichkeit einer Mechanik, denn es iſt klar, daſs das Bewegliche durch ſeine Bewegung (durch Stoſs) keine bewegende Kraft haben würde,

wofern es nicht urſprünglich - bewegende Kräfte beſäſse *), und ſo iſt die mechaniſche Phyſik in ihren Fundamenten untergraben. Denn es iſt klar, daſs ſie eine völlig verkehrte Art zu philoſophiren iſt, da man vorausſetzt, was man zu erklären verſucht, oder vielmehr, was man mit Hülfe dieſer Vorausſetzung ſelbſt umſtoſsen zu können vermeynt.

---

*) S. 106.

Anmerkungen
über
die voranstehende idealistische Konstruktion der Materie.

—

(Zusatz zum fünften Kapitel.)

*

1. Der relative Idealismus ist, wie schon oben (Zusatz zur Einl.) gezeigt worden, bloss die Eine Seite der absoluten Philosophie. Er fasst den absoluten Erkenntnisakt zwar als Erkenntnisakt, aber nur von seiner idealen Seite, mit Ausschluss der realen, auf. Im Absoluten sind beyde Seiten Eins und Ein und derselbe absolute Erkenntnisakt. Eben deswegen können sie niemals durch Causalverhältniss Eins seyn. Das An sich der Seele oder des Erkennens producirt auf ideale Weise das Reale, nicht als ob nichts ausser ihm wäre, sondern weil wirklich nichts ausser ihr ist. Das Reale fällt als die andre Einheit aus ihm heraus, bloss inwiefern ihm im endlichen Erkennen das Ideale als relativ-Ideales zur Form (der Erscheinung) wird, nicht aber inwiefern es an sich betrachtet wird. Der Idealismus auch, als wahrhaft transscendentaler, integrirt zwar die ideale Einheit durch die reale, aber nur im Idealen, er erkennt das An

ſich des abſoluten Erkenntniſsaktes, aber doch nur inſofern es das An ſich des Idealen iſt, er integrirt nicht hinwiederum im Realen die reale Einheit durch die ideale, er erkennt das An ſich des abſoluten Erkenntniſsaktes nicht als das gleiche An ſich des Realen, und erkennt es daher immer noch unter einer Beſtimmung (der idealen), und gelangt nicht zur wahren abſoluten Identität.

Indeſs da jener ungetheilte Akt auf gleiche Weiſe und in den gleichen Formen, im Realen wie im Idealen, dort nur objektiv, hier ſubjektiv, abſetzt, was in ihm begriffen iſt, ſo iſt auch jede mögliche Konſtruktion von der realen und idealen Seite Eine und dieſelbe dem Weſen nach, und da die ideale Erſcheinung des abſoluten An-ſich wenigſtens das voraus hat, daſs es hier als Ideales (nicht verwandelt in ein Anderes, ein Seyn) erſcheint, ſo führt der Idealismus, auch in ſeiner Einſeitigkeit genommen, wie in dem gegenwärtigen Werk, doch unmittelbarer zum Weſen der Dinge als ein von allem Licht des Ideellen verlaſsner und deſſen beraubter Realismus. So war nach dem Syſtem des transſcendentalen Idealismus nur Ein Schritt zu thun, um auf das in ihm ideal entworfne Gerüſte das Syſtem der abſoluten Philoſophie in ihrer Totalität aufzutragen.

2. Es iſt ſchon oben (Zuſ. zum zweiten Kap.) erinnert worden, daſs die beyden Kräfte, ſo wie ſie Kant in ſeiner, übrigens bloſs analytiſchen, Deduktion als Faktoren der Materie gebraucht hat, bloſs formelle Faktoren ſind, und daſs, wenn beyde auf irgend eine Weiſe als reale Faktoren gedacht wer-

den sollen, sie nach Analogie unsrer beyden Einheiten gedacht werden müssen, so daſs eine die andre begreift und einschlieſst, worauf auch in der Darstellung des voranstehenden Kapitels, obgleich sehr entfernt, gedeutet ist, in dem, was S. 328. von der wechselseitigen Voraussezung der einen durch die andre, der wechselseitigen Unterordnung beyder unter einander, und der Unmöglichkeit, die eine ohne die andre zu begreifen, gesagt ist.

3. Insbesondre theilt die vorangehende Konstruktion die Mangelhaftigkeit der Kantischen darin, daſs ihr die (selbst innerhalb ihrer Voraussetzungen statt findende) Nothwendigkeit des dritten Princips der Konstruktion entgeht, welches, als Schwerkraft, nachher Franz Baader, in der Schrift: das Pythagoräische Quadrat, oder die vier Weltgegenden der Natur, so vortrefflich in seine Rechte eingesetzt hat. — Daſs die Attraktivkraft der Schwerkraft, und umgekehrt, gleichgesetzt wird, ist nur eine Folge jenes ersten Mangels.

4. Von nicht minderer Bedeutung ist die, daſs alle Realität in die Zurückstoſsungskraft, so wie aller Grund von Form in die Anziehungskraft, gelegt wird. Die erste dieser Kräfte ist, so wenig wie die andre, etwas Reelles. Reell ist einzig das, für die Erscheinung, Dritte, an sich aber Erste, die absolute Indifferenz, die Einheit des Allgemeinen und Besondern an und für sich selbst; zur Form gehört das Besondre und Allgemeine selbst, jenes, sofern es Expansion der Identität in der Differenz ist (was man unter Zurückstoſsungskraft im angegebnen Sinn ver-

ſtanden haben mufste), dieſes, ſofern es Einbildung der Differenz in die Identität iſt (und welchem die Attraktivkraft in dem angegebnen Sinn gleich gedacht werden könnte). Beyde alſo würden in dieſem Sinn bloſs zur Form gehören.

Sechstes Kapitel.

Von zufälligen Bestimmungen der Materie. — Allmähliger Uebergang ins Gebiet der bloſsen Erfahrung.

*

Es wird als erwiesen vorausgesetzt, daſs wir genöthigt sind, Anziehungs- und Zurückstoſsungskraft als Bedingungen unsrer Anschauung zu denken, die eben deswegen aller Anschauung vorangehen müssen. Eine Folge davon ist, daſs ihnen in Bezug auf unser Erkenntniſs, absolute Nothwendigkeit zukommt. Nothwendigkeit aber fühlt der Geist nur im Gegensatz gegen Zufälligkeit, er fühlt sich gezwungen, nur insofern er sich in anderer Rücksicht frey fühlt. Also muſs jede Vorstellung Nothwendiges und Zufälliges in sich vereinigen.

Vorerst ist klar, daſs attraktive und repulsive Kräfte nur überhaupt eine begränzte Sphäre geben. In der Anschauung nun ist die Gränze bestimmt, und daſs sie so und nicht anders bestimmt ist, erscheint uns als zufällig, weil diese Bestimmung nicht mehr zu den Bedingungen der Anschauung überhaupt gehört. Nichtsdestoweniger ist das Objekt und seine Bestimmung in der Anschauung nie getrennt; Reflexion allein vermag zu trennen, was die Wirklichkeit immer vereinigt. Also ist klar, daſs in der ersten Anschauung schon, damit

unſer Geiſt das **Nothwendige** unterſcheide, Nothwendiges und Zufälliges innigſt vereinigt ſind. —

Zufällig alſo iſt, und nur erfahrungsmäſsig erkennbar die **beſtimmte Gränze**, die **Gröſse** des Objekts, (ſeine **Quantität**). Dieſe aber, nachdem ſie erkannt iſt, auch **meſſen** zu können, bedarf es anderer Objekte. Aus vielfältigen Vergleichungen zuſammengenommen, bildet ſich erſt die Einbildungskraft ein **Mittleres** von Gröſse, als Maaſs **aller** Gröſse.

Die Urſache nun, durch welche die Materie auf eine beſtimmte Gränze beſchränkt wird, heiſsen wir Zuſammenhang (Kohäſion) und weil die Kraft des Zuſammenhangs verſchiedner Grade fähig iſt, ſo macht dieſs eine ſpecifiſche Verſchiedenheit der Materie aus.

Inwiefern nun die Gröſse eines Körpers, d. h. die Sphäre der Kohäſion ſeiner Theile, ferner der Grad von Kraft, mit welchem dieſe Theile zuſammenhängen, als **zufällig** erſcheint, ſo wäre es ein eitles Verlangen, über Kohäſion oder über ſpecifiſche Verſchiedenheit der Materie etwas a priori auszumachen. Beſſer iſt, man unterſcheidet ſogleich die verſchiedenen Arten von Kohäſion. Man muſs alſo unterſcheiden die **urſprüngliche** Kohäſion und die **abgeleitete**.

Wie nun Kohäſion **urſprünglich** möglich ſeye, läſst ſich nicht beantworten, ſo lange man Materie als Etwas unabhängig von allen unſern Vorſtellungen Vorhandenes vorausſetzt. Denn aus dem **Begriff** der Materie läſst ſich Kohäſionskraft nicht analytiſch

ableiten. Alſo glaubt man ſich genöthigt, eine phyſiſche Erklärung zu verſuchen, d. h. in der That alle Kohäſion bloſs als ſcheinbar anzunehmen. Denn wenn wir den Zuſammenhang der Körper aus dem Druck, den der Aether, oder irgend ein ſekundäres Fluidum auf ſie ausübt, erklären, ſo gilt auch jener Ausdruck nur von dem Schein unſerer Vorſtellung, objektiv gebraucht wird er Täuſchung. Da aber Kohäſion von der kleinſten, wie von der gröſsten Maſſe gilt, ſo müſste man, wofern ſie bloſs ſcheinbar wäre, die Materie zuletzt aus Körperchen beſtehen laſſen, für deren Kohäſion man weiter keinen Grund anführen könnte.

Auch ſteht der Grad der Kohäſion in gar keinem Verhältniſs mit den Flächen der Körper, wie es doch ſeyn müſste, wenn ſie mechaniſch durch Druck oder Stoſs irgend eines Fluidums bewirkt würde. Man müſste denn zu einer neuen Fiktion ſeine Zuflucht nehmen, zu einer urſprünglichen, unveränderlichen Verſchiedenheit der Figur der erſten Körpertheilchen, wodurch eine verſchiedne, der Oberfläche der Körper nicht proportionale Wirkung des Stoſses begreiflich würde. Zu dieſem Behuf aber müſste man ſich abermals eine Materie von ganz beſonderer Art denken, die, wie Herr Hofrath Käſtner ſagt, durch alle Körper durchgienge und zugleich überall anſtieſse.

Hier äuſsert ſich nun ein Beſtreben, etwas zu erklären, was weder Philoſophie noch Naturlehre zu erklären vermag. Denn wir können uns einmal keine Materie überhaupt, ſondern nur eine Materie innerhalb beſtimmter Gränzen und von be-

stimmtem Grad des Zusammenhanges ihrer Theile vorstellen. Diese Bestimmungen nun sind und müssen uns zufällig seyn. Sie lassen sich also auch nicht a priori erweisen. Gleichwohl gehören sie so sehr zur Möglichkeit einer bestimmten Vorstellung von Materie, (sie sind, wie schon oben bemerkt wurde, die partes integrantes der Vorstellung, die Nothwendiges und Zufälliges in sich vereinigen muss), dass es eben so unmöglich ist, eine physische Erklärung davon zu geben, denn jede physische Erklärung setzt sie schon voraus, wie das aus dem oben angeführten Versuch der mechanischen Physik hervorleuchtet, die zuletzt doch Körperchen annehmen muss, deren Kohäsion zu erklären sie nicht im Stande ist. In Ansehung der ursprünglichen Kohäsion also sind wir, wie es scheint, genöthigt, in der Naturlehre beym blossen Ausdruck des Phänomens stehen zu bleiben *).

Die abgeleitete Kohäsion heisse ich diejenige, die nicht zur Möglichkeit einer Materie überhaupt gehört.

Diese kann man nun zur Berichtigung der gemeinen Vorstellungen eintheilen in die dynamische, die mechanische, die chemische und organische Kohäsion.

---

*) Kant (a. a. O. S. 89.) erklärt Zusammenhang durch Anziehung, insofern sie bloss (ausschliessend) als in der Berührung wirksam gedacht wird. — Diese Erklärung aber ist nichts mehr und nichts weniger, als ein sehr präciser Ausdruck des Phänomens.

Denn was die erste betrift, so ist sie blofs scheinbare Kohäsion. Dafs sie in der Berührung wirkt, reicht noch nicht hin, sie als Kohäsion zu betrachten. Denn da sie nur in der gemeinschaftlichen Gränze zweyer Räume wirkt, so kann man diese Gränze auch als einen, zwar unendlichkleinen, jedoch leeren Raum vorstellen. Hier ist also Anziehung, d. h. eine Wirkung in die Ferne (actio in distans); diese Anziehung aber als Kohäsion vorgestellt, ist blofs scheinbar. Kohäsion, wenn sie nicht blofs scheinbar seyn soll, darf nicht als zwischen verschiedenen Körpern wirkend gedacht werden. Denn sie ist eben dasjenige, was den Körper zum Körper (zum Individuum) macht. Und deswegen ist nur chemische, aber noch weit mehr organische Kohäsion — Kohäsion im eigentlichen Sinne des Worts.

Denn auch die mechanische Kohäsion kann nur sehr uneigentlich Kohäsion heifsen; besser, Adhäsion. Denn der Zusammenhang ist hier eine blofse Folge der Figur der Körpertheilchen, und beruht ganz allein auf der wechselseitigen Reibung. Indefs giebt es wohl wenige blofs mechanische Adhäsionen, die den Schein einer Kohäsion geben. Gewöhnlich wirkt noch chemische Kohäsion zum Theil wenigstens mit. Man erlaube mir das Wort chemisch hier in der weitesten Bedeutung zu gebrauchen, von jedem Erfolg, der mit dem Uebergang eines Körpers aus einem Zustand in den andern verbunden ist. Bey den gewöhnlichen regellosen Anhäufungen der Materie nun, die sich im Lauf der Jahrhunderte zu Klipp' und Felsen verhärten,

wirkt, um nur Eines zu nennen, vorzüglich Waſſer mit, das z. B. mit Kalk verbunden ſeinen Zuſtand ändert; (daher wenigſtens die Feſtigkeit unſers Mörtels, unſrer Kütte u. ſ. w.).

Die durch chemiſche Mittel bewirkte Kohäſion findet überall ſtatt, wo aus zween Körpern von verſchiedner Maſſe und verſchiednen Graden der Elaſticität ein dritter, als gemeinſchaftliches Produkt, entſteht. Dieſe Kohäſion unterſcheidet ſich von der bloſs dynamiſchen oder mechaniſchen dadurch, daſs (bey einem vollkommnen chemiſchen Prozeſs) eine wechſelſeitige Durchdringung vorgeht. Oder die Kohäſion iſt wenigſtens die Folge des Uebergangs eines Körpers aus einem Zuſtand in den andern, wie aus dem flüſſigen in den feſten. Da das Feuer auf Körper ganz gleichförmig wirkt, ſo erhalten ſie, wenn die Abkühlung gleichförmig iſt, (denn ſonſt geſchieht das Gegentheil, wie bey den Springgläſern, den Bologneſerflaſchen u. ſ. w.) einen durchaus gleichen Grad von Elaſticität, woraus ſich erklären läſst, daſs, ſolche Körper, gebrochen, bey weitem nicht mehr den Grad von Anziehung zeigen, den ſie von ihrer Erſtarrung nach dem Fluſſe her hatten *), auch daſs gerade Körper, die mit der gröſsten Kraft zuſammenhangen, ſehr oft die ſprödeſten ſind, weil ihr Zuſammenhang, wenn er nur verändert werden ſoll, ſofort aufgehoben wird.

*) Vergl. Kant a. a. O. S. 88.

Daraus erklärt ſich auch der groſse Zuſammenhang der Theilchen flüſſiger Körper. Denn da jede Flüſſigkeit, ſo viel wir wiſſen, chemiſch gebildet wird, ſo erhält ſie dadurch einen völlig gleichförmigen Grad von Elaſticität, der Zuſammenhang ihrer Theile iſt kontinuirlich, und dies ſcheint bey jeder urſprünglichen Kohäſion der Fall zu ſeyn, da hingegen, wo die Kohäſion durch mechaniſche Anhäufung entſteht, der Zuſammenhang der Körpertheilchen mehr oder weniger unterbrochen iſt. Im letztern Fall kann man die Figur der Körpertheilchen beſtimmen; bey flüſſigen Körpern wenigſtens iſt es unmöglich, denn der Körper iſt Eine Maſſe. Je mehr er ſich dieſer Kontinuität annähert, deſto flüſſiger iſt er.

Von der organiſchen Kohäſion kann hier noch nicht die Rede ſeyn.

Noch gehören hieher Fragen über die verſchiedne Geſtalt der Körper. Ich wünſchte aber dieſe Materie in ihrem ganzen Zuſammenhange — da, wo von der Form organiſirter Körper die Rede ſeyn wird — vorzutragen.

Was die ſpecifiſche Verſchiedenheit der Materie anbelangt, — davon ſpäterhin. Jetzt nur die Bemerkung: daſs, da attraktive und repulſive Kraft urſprünglich ganz von einander unabhängig ſind, jede Veränderung des Grads der einen aber unausbleiblich mit einem veränderten Verhältniſſe der andern verbunden iſt, unendlich viele Verhältniſſe dieſer Grundkräfte möglich ſind. Die beyden äuſserſten Extreme von Körpern aber ſind — flüſſige

und feste. Es fragt sich, was der (mathematische) Begriff von flüssigen Körpern sey? Man kann sie als solche erklären, deren Theile unter einander der vollkommensten Berührung fähig sind, oder, was dasselbe ist, wovon kein Theil vom andern durch Figur sich unterscheidet.

Man könnte einwenden, dass auch bey festen Körpern eine vollkommne Berührung wenigstens denkbar seye. Ich läugne dies nicht; die Rede ist aber davon, dass die Theile einer flüssigen Materie ein natürliches, ihnen eignes Bestreben zeigen, die Gestalt anzunehmen, durch welche sie in das vollkommenste Gleichgewicht und damit in die gröst-mögliche Berührung unter sich selbst kommen, (die Kugelgestalt) *), wovon die festen Körper nichts zeigen. Es ist also Eigenschaft der flüssigen Körper, als solcher, dass sie der vollkommensten Berührung unter sich fähig sind, und nur dadurch sind und werden sie flüssige Körper.

Daraus erklärt sich nun, wie man darauf gekommen ist, die Flüssigkeit der Körper durch den geringsten Grad des Zusammenhangs ihrer Theilchen zu erklären. Die Leichtigkeit, den Zusammenhang zwischen den Theilchen einer flüssigen Materie aufzuheben, läst sich nicht läugnen; aber diese Leichtigkeit selbst ist ein Beweis, wie sehr sie unter sich

*) Vorausgesetzt, dass keine Wahlanziehung zwischen dem Wasser und einem andern Körper statt finde. Denn diese stört die natürliche Anziehung der flüssigen Theilchen untereinander.

zusammenhangen. Denn weil jedes einzelne Theilchen von allen Seiten gleichangezogen wird, so kann es ohne Mühe verschoben, nie aber aus der Berührung gesetzt werden.

Aus dieser Leichtigkeit, den Zusammenhang flüssiger Theilchen unter sich zu verändern, erkläret sich ohne Zweifel die grosse Anziehung, die z. B. Glas gegen Wasser beweiset, (daher das in den Haarröhrchen unverhältnissmässige Steigen desselben, die vertiefte Oberfläche im nicht vollen Gefässe u. s. w.). Auch hat Kant, der Erste, so viel ich weiss, der die gewöhnlichen Begriffe von Flüssigkeit aus dem Wege geschaft hat *), den Hauptsatz der Hydrodynamik: („der Druck, der auf ein flüssiges Theilchen ausgeübt wird, pflanzt sich nach allen Richtungen mit gleicher Stärke fort"), aus jenem Begriff abgeleitet.

Damit fällt nun auch die falsche Vorstellungsart, als ob Flüssigkeiten ein Aggregat einzelner, abgesonderter, kugelförmiger Körperchen seyen, (ein Nachlass der ältern atomistischen Philosophie) von selbst. Denn das Wesen der Flüssigkeit besteht in der Kontinuität der Masse, die bey einem blossen Aggregat unmöglich statt finden kann.

Das neue System der Atomistik aber setzt ein grosses Verdienst in die mechanische Erklärung, die es von den Eigenschaften expansibler Flüssigkeiten allein geben zu können vermeynt. Die Elasticität

---

*) a. a. O. S. 88.

derselben, behauptet Herr le Sage, lasse sich nur dadurch erklären, daſs die Grundmassen (molecules) dieser Flüssigkeiten mit groſser Schnelligkeit in verschiedenen Richtungen sich bewegen *). Mathematisch läſst sich wirklich Elasticität als die Beweglichkeit eines ruhenden Körpers in entgegengesezten Richtungen erklären, und die gewöhnliche Erklärung der Elasticität ("die Fähigkeit eines Körpers, seine durch Druck von auſsen veränderte Gröſse oder Gestalt wieder anzunehmen, sobald der Druck nachläſst,") kommt ganz auf jene zurück. Allein Herr le Sage wendet jenen Begriff physisch an und ist daher bemüht, die Ursachen einer solchen Bewegung in der Beschaffenheit der Grundtheilchen der Flüssigkeiten aufzusuchen.

Ich erinnere nur, daſs, obgleich bey Herrn Prevost bloſs von der Elasticität der Flüssigkeiten die Rede ist, Herr le Sage doch wahrscheinlich alle Elasticität, auch die der festen Körper, (die er ohne Zweifel als abgeleitete betrachtet) auf dieselben Ursachen zurückführt.

Schon Daniel Bernoulli in seiner Preisschrift über die Natur und die Eigenschaften des Magnets **), hatte die Expansibilität der Luft aus einer innern Bewegung ihrer Grundtheilchen erklärt. Er läſst die Elasticität der Luft "durch eine viel

---

*) Man s. Herrn Prevost a. a. O. §. 34.

**) Vom Jahre 1746.

viel feinere Flüssigkeit, als die Luft selbst ist, unterhalten werden." Daher glaubt er das Gesetz ableiten zu können, daſs die Elasticität der Luft im umgekehrten Verhältniſs des Raums wächst, in dem sie ausgedehnt ist. Ferner diese innere Bewegung, glaubt er, sey die eigentliche Ursache der Flüssigkeit. (Die gewöhnliche Physik setzt das Wesen, den Charakter der Flüssigkeit in die Beweglichkeit einzelner Theilchen innerhalb einer (ruhenden) flüssigen Masse): und auf jene innere Bewegung gründet er mehrere hydrodynamische Principien. Als Princip der innern Bewegung endlich vermuthete Bernoulli die Wärme. Herr Prevost fragt *), woher dann die Wärme diese ursprüngliche Bewegung habe? Ich fürchte, man werde ihm eine ähnliche Frage entgegenstellen.

Um nun eine innere Bewegung der Grundmassen einer elastischen Flüssigkeit überhaupt zu erklären, könnte man nach Herrn le Sage eine Ungleichheit der Stöſse der schwermachenden Theilchen annehmen. Zween entgegengesetzte Ströme, welche auf einen und denselben Körper in einem und demselben untheilbaren Augenblick stoſsen, können nicht immer, streng genommen, einander gleich seyn. Daraus also entspringt die unregelmäſsige Bewegung oder Schwingung eines zweyten Fluidums, das Herr le Sage Aether nennt, und

*) a. a. O. §. 35.

welches er überhaupt erst durch das primitive Fluidum (dessen Bewegung bis jetzt nicht erklärt ist,) in Bewegung setzen läfst.

Allein diese Ungleichheit der Stöfse ist doch eine zu unbestimmte Ursache, als dafs sie allein zur Erklärung des Phänomens hinreichen sollte. Herr le Sage will eine Ursache, die den ersten Grundtheilchen inhärirt, eine Ursache, die nothwendig und zu jeder Frist die Bewegung producirt und reproducirt, welche alle durch die Erscheinungen der Expansibilität bestimmte Bedingungen erfüllt *).

Was anders könnte nun diese Ursache seyn, da die Materie ursprünglich völlig gleichartig ist, und da von einer blofs mechanischen Bewegung (durch Stofs) die Rede ist, als die äufsere Form, oder die Figur der Grundtheilchen des Aethers.

Gesetzt, ein elementarischer Körper wäre ohne Concavität, so könnte er, von allen Seiten gleich angestofsen, gar keine Bewegung haben. Ist er aber concav, so wird er sich in der entgegengesetzten Richtung der Concavität bewegen, da die schwermachenden Theilchen, welche diese treffen, stärker stofsen, als ihre Antagonisten, welche die convexe Fläche treffen. Dadurch haben also die Grundtheilchen der elementarischen Flüssigkeit eine Quelle der Bewegung in sich selbst, die von Gesetzen der Schwere ganz unabhängig ist, obgleich durch das schwermachende Fluidum bewirkt wird.

---

*) a. a. O. §. 37. 38.

Alle diese Grundtheilchen zusammen haben ihr Summum von Geschwindigkeit, dem sie sich durch successive Acceleration annähern. Da sie ferner immer in der Richtung der Concavität bewegt werden, ihre Concavitäten aber nach verschiedenen Seiten gekehrt seyn können, so wird dadurch Bewegung in entgegengesetzter Richtung entstehen. Diese Bewegung aber geschieht nach jeder Richtung mit derselben (endlichen) Geschwindigkeit, daher die gleiche Expansibilität nach allen Seiten.

Ferner, je kleiner die Grundtheilchen, desto schneller die Bewegung, (des Lichts und Feuers z. B. in Vergleichung mit der Bewegung der Luft,) und je stärker die Bewegung, desto gröſser auch die Abstände eines Grundtheilchens vom andern, also, desto geringer ihre Dichtigkeit.

So sehr man sich auch der neuen und sinnreichen Wendung, welche die uralte Voraussetzung der atomistischen Physik durch Herrn le Sage erhalten hat, freuen mag, so bleiben doch folgende Fragen unbeantwortet: vorerst, die schwermachenden Theilchen sind ein primitives Fluidum, nach Herrn le Sage. Allein woher hat denn dieses die Eigenschaften einer elastischen Flüssigkeit erhalten?

Ferner, dieses primitive Fluidum besteht "aus elementarischen, sehr harten und undurchdringlichen Körperchen." Flüssige Materien (wie das schwermachende Fluidum,) sind also ein bloſses Aggregat fester Körper. Festigkeit ist der primitive Zustand der Materie; Flüssigkeit nur eine besondere Art der Bewegung fester Körperchen. Allein, wie

die mechanische Physik gewöhnlich verfährt, verfährt sie auch hier, indem sie einem blofs mathematischen Begriffe sogleich auch physische Bedeutung giebt. Denn die Beweglichkeit eines ruhenden Körpers in entgegengesetzten Richtungen giebt zwar einen Begriff von Elasticität überhaupt, nicht aber von Elasticität expansibler Flüssigkeiten. Nun läfst sich aber nicht begreifen, wie durch Bewegung in entgegengesetzten Richtungen, man mag sie so schnell annehmen, als man will, ein Aggregat fester Körper das Phänomen einer flüssigen Materie geben soll. Denn das Aggregat kann seiner Natur nach nichts anders seyn, als was die einzelnen Theile sind (ganz anders ist es mit einem Produkt aus verschiedenen Körpern).

Dafs wir uns die elementarischen Körper so klein, wie möglich, vorstellen, thut nichts zur Sache. Grofs oder klein, sie sind feste Körper. Ein Aggregat fester Körper aber kann nie ein Fluidum geben, schon aus dem einigen Grunde, weil zwischen festen Körpern Reibung statt findet, die bey flüssigen (wenn anders Gesetze der Hydrodynamik und Hydrostatik nicht trügen) unmöglich ist.

Jene Bewegung in entgegengesetzten Richtungen erklärt also, wie auch Herr le Sage selbst zu sagen scheint, nur die Expansibilität elastischer Flüssigkeiten. Allein, damit ist ihre Flüssigkeit noch nicht erklärt, worauf man billig am begierigsten ist, weil es mit atomistischen Voraussetzungen äufserst schwer scheint, dieselbe überhaupt zu erklären. Dann müfste sich die Erklärung auch auf die, gewöhnlich nicht so genannten, elastischen

Flüſſigkeiten erſtrecken, was Herr le Sage nicht beabſichtigt zu haben ſcheint.

Was allen ſolchen miſslungenen Verſuchen zu Grunde liegt, iſt eine gemeinſchaftliche Täuſchung, die wir ſchon oben aufgedeckt haben. Weil man z. B. die Expanſibilität eines Fluidums in Gedanken von ihm ſelbſt trennen kann, ſo leiht man ihm damit eine von ſeiner Expanſibilität unabhängige Exiſtenz. Allein es iſt nur durch ſeine Expanſibilität dieſes beſtimmte Fluidum, oder vielmehr es iſt ſelbſt nichts anders, als dieſe beſtimmte Expanſibilität der Materie. Iſt das Fluidum etwas für ſich beſtehendes, und iſt ihm dieſe Expanſibilität zufällig, denn mag man fragen, was ihm dieſe Expanſibilität gegeben hat? nicht aber, wenn von der Expanſibilität als allgemeiner Eigenſchaft der Flüſſigkeiten die Rede iſt.

Wenn wir alſo in Anſehung der ſpecifiſchen Verſchiedenheit der Materie auf die atomiſtiſche Erklärungsart völlig Verzicht thun müſſen, ſo bleibt uns nichts anders übrig, als die dynamiſche Erklärungsart zu verſuchen. Nun giebt uns aber die Dynamik nichts weiter, als den allgemeinen Begriff von einem Verhältniſs der Grundkräfte überhaupt, und dieſer allgemeine Begriff allein iſt das Nothwendige, was wir allen Vorſtellungen von äuſsern Dingen zu Grunde legen.

Weil aber im Bewuſstſeyn immer Nothwendiges und Zufälliges vereinigt ſeyn muſs, müſſen wir, um jenes Verhältniſs der Grundkräfte ſelbſt als das Nothwendige vorſtellen zu können, daſſelbe in an-

drer Rückſicht als zufällig vorſtellen, und um es als zufällig vorſtellen zu können, müſſen wir als möglich vorausſetzen ein freyes Spiel der beyden Grundkräfte. Aber die Materie iſt träg, alſo kann jenes Spiel der Grundkräfte nur durch äuſsere Urſachen bewirkt werden. Auch ſoll jenes Spiel in der Natur, alſo nach Naturgeſezen ſtatt finden.

Ein freyes Spiel jener Kräfte erfolgt nur dadurch, daſs wechſelſeitig attraktive und repulſive Kraft das Uebergewicht erhält. Dies muſs aber nach einer Regel geſchehen. Alſo müſſen wir Urſachen vorausſetzen, die regelmäſsig jenen Wechſel bewirken.

Dieſe Urſachen können nicht bloſs gedacht, — nicht bloſse Begriffe ſeyn, wie etwa die von anziehenden und zurückſtoſsenden Kräften.

Sie müſſen ſogar in Bezug auf dieſe beyden Grundkräfte zufällig ſeyn, d. h. ſie müſſen nicht zu den Bedingungen der Möglichkeit der Materie ſelbſt gehören, Materie könnte auch ohne ſie wirklich ſeyn.

Sie können eben deswegen ſchlechterdings nicht a priori erkannt oder abgeleitet werden. Sie ſind ſchlechterdings nur erfahrungsmäſsig erkennbar.

Sie müſſen ſich bloſs durch die Sinne ankündigen. Objektiv an ſich betrachtet, können ſie alſo auch etwas ganz anders ſeyn, als was ſie ſubjektiv — nach ihrer Wirkung auf's Gefühl zu ſeyn ſcheinen.

Sie sind eben deswegen ihrer Natur nach qualitativ, und über sie findet gar keine andere, als eine blofs physikalische Untersuchung statt.

Diese Ursachen müssen sich beziehen auf attraktive sowohl, als repulsive Kraft, denn sie sollen den freyen Wechsel dieser Kräfte bewirken.

Da aber anziehende und zurückstofsende Kräfte zur Möglichkeit der Materie überhaupt gehören, so müssen jene Ursachen als in einer engern Sphäre wirksam gedacht werden. Sie werden daher als Ursachen partieller Anziehungen und Zurückstofsungen gedacht werden.

Man mufs insofern ihre Wirkungen betrachten können als Ausnahmen von den Gesetzen der allgemeinen Anziehung und Zurückstofsung. Sie werden also von Gesetzen der Schwere ganz unabhängig seyn.

Jene Ursachen sind uns blofs durch ihre Qualitäten (in Bezug auf Empfindung,) vorstellbar. Sie werden also als Ursachen qualitativer Anziehungen und Zurückstofsungen gedacht werden.

Die Wissenschaft nun, welche die Qualität der Materie zum Gegenstand hat, heifst Chemie. Also werden jene Ursachen Principien der Chemie seyn und der allgemeinen Dynamik, als Wissenschaft, die in sich selbst nothwendig ist, steht, unter dem Namen der Chemie, die specielle Dynamik gegenüber, die in ihren Principien schlechthin zufällig ist.

Von den

Formbeſtimmungen u. der ſpecifiſchen Verſchiedenheit der Materie.

Zuſatz zum ſechſten Kapitel.

*

Nach der Kantiſchen Dynamik iſt kein anderer Grund aller Varietät der Materie gegeben, als das arithmetiſche Verhältniſs beider Kräfte, durch welches bloſs verſchiedne Dichtigkeitsgrade beſtimmt ſind, und aus dem keine andre Form der Beſonderheit, wie Kohäſion, eingeſehn werden kann. Nach Anleitung dieſer Dynamik muſste in dem voranſtehenden Kapitel der Widerſpruch allerdings unüberwindlich ſeyn, daſs Kohäſion nicht empiriſch durch Druck oder Stoſs einer Materie, und gleichwohl auch nicht a priori begriffen wurde, und ich ſchäme mich dieſer hier geſetzten Schranke nicht, da Kant an ſo vielen Stellen ſeiner metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft geſteht, daſs er die ſpecifiſche Verſchiedenheit der Materie aus ſeiner Konſtruktion der letzten zu begreifen für ganz unmöglich halte.

Selbſt unter Vorausſetzung der Konſtruktion aus Kräften müſste auſser dem arithmetiſchen doch noch

ein andres Verhältnifs derfelben zum Raum ftatuirt werden, welches den Grund ihrer qualitativen Verfchiedenheiten enthielte. Allein nach der wahren Konftruktion kann auch die fpecififche Dichtigkeit oder Schwere nicht allein aus einem relativen Erhöhen der einen oder der andern Kraft und nicht ohne die Kohäfion als Form mit in Anfchlag zu nehmen begriffen werden. Die Schwere, nach dem, was in den Zusätzen zu den beiden vorhergehenden Kapiteln gezeigt ift, die Indifferenz der beiden Einheiten, ift an fich keiner quantitativen Differenz empfänglich, denn in ihr ift alles Eins. Das fpecififche der Schwere kann alfo nur in dem Ding als Befondrem liegen, allein als Ding, als Befondres ift es eben nur durch die Form gefetzt, und die fpecififche Schwere fchliefst demnach eben fo die Kohäfion in fich, als ihrerfeits die Kohäfion die fpecififche Schwere in fich begreift, da fie von diefer Form ift.

Dafs nach diefen Vorausfetzungen eine wahre Konftruktion auch der fpecififchen Verfchiedenheiten der Materie möglich fey, darüber können wir uns auf die in den verfchiednen Darftellungen der Zeitfchrift für fpekulative Phyfik (befonders B. I. Hft. 2. und B. II. Hft. 2.; der Neuen Zeitfchrift B. I. Hft. 2 und 3., vorzüglich in der Konftruktion des Planetenfyftems und der Abhandlung von den vier edlen Metallen) hierüber gegebene Beweife berufen.

Wir können hier nur die Hauptzüge diefer Darftellung angeben.

Schon der Begriff Metamorphoſe der Materie weiſst uns auf die Identität der Form und Subſtanz als die gemeinſchaftliche Wurzel aller Metamorphoſe hin, von der wir daher auch in unſrer gegenwärtigen Konſtruktion auszugehn haben.

Die beiden Arten der Kohäſion entſprechen den beiden Einheiten der Form, da in der abſoluten, Identität in Differenz; in der relativen, Differenz in der Identität geſetzt iſt.

Je vollkommner nun die Indifferenz dieſer beiden Einheiten geſetzt iſt, welche den beiden erſten Dimenſionen entſprechen, deſto vollkommner kann auch die Schwere, welche der dritten entſpricht, eintreten: denn ſie iſt ſelbſt jene Indifferenz dem Weſen nach betrachtet. Dieſer Centralpunkt aller Metamorphoſe iſt demnach durch die ſpecifiſch ſchwerſten Dinge, welche in der gröſsten Indifferenz der Form am vollkommenſten den Charakter der Metallität zeigen, den edlen Metallen, dargeſtellt.

Die vollkommne Indifferenz aber der allgemeinen und beſondern Kohäſion wird Kraft des allgemeinen Geſetzes der Entzweiung ſelbſt nothwendig wieder auf gedoppelte Weiſe, entweder im Beſondern oder im Allgemeinen, ausgedrückt.

Im Beſondern dadurch, daſs in der abſoluten wie relativen Kohäſion der Faktor der Beſonderheit der herrſchende iſt (da jene eben ſo eine Beſonderung des Allgemeinen, als dieſe eine Allgemeinerung des Beſondern iſt). Dieſer Punkt iſt ohne Zweifel durch die höchſte Individualiſirung bezeichnet.

Im Allgemeinen dadurch, dafs in beiden Einheiten gleicherweife der Faktor des Allgemeinen herrfchend ift, womit Tilgung der Individualität, fofern fie auf Befonderheit beruht, im Produkt verbunden.

Diefe zwei Punkte find durch zwei Produkte; Platina und Queckfilber, bezeichnet.

Aufser den angegebenen Punkten werden abfolute und relative Kohäfion nur noch auf zwei mögliche Weifen indifferent feyn können, dafs nämlich in dem Verhältnifs, in welchem in der allgemeinen Kohäfion das Allgemeine, in der Befondern das Befondre herrfchend fey, oder umgekehrt, dafs in gleichem Verhältnifs als in der allgemeinen Kohäfion das Befondre in der Befondern das Allgemeine herrfchend fey. Jene Art der Indifferenz drückt das Geld, diefe das Silber aus.

Aufser diefer Centralregion wird nicht mehr der abfolute Indifferenzpunkt, fondern es werden nur relative, entweder der der allgemeinen, oder der der befondern Kohäfion gefetzt werden können. Hiemit ift zugleich das Abnehmen der fpecififchen Schwere nothwendig verbunden.

Die allgemeine Subjekt-Objektivirung fetzt fich auch hier noch bis in ihre Extreme fort; die Materie in ihrer Subjektivität und Wefenheit als abfolute Indifferenz des Allgemeinen und Befondern fymbolifirt fich felbft durch fich felbft, indem fie, in der Kohäfion, der Einen oder Beiden Einheiten nach, fich felbft zur Form wird.

Wir verfolgen zuerst den Indifferenzpunkt der absoluten Kohäsion, denjenigen also, in welchem das Allgemeine ins Besondre bis zum relativen Gleichgewicht gebildet ist. Es ist angenommen, daſs dieser Punkt vorzugsweise durch das Eisen repräsentirt werde.

Von demselben aus bilden sich nothwendig zwei Reihen. Nur bey einem gewissen Grade der Einbildung des Allgemeinen in das Besondre, findet Kohäsion als solche statt. Denn nach der einen Seite — in dem Verhältniſs, wie es zur gänzlichen Einbildung kommt, so daſs das Allgemeine ganz in dem Besondern objektivirt ist, — wird dieses als Besonders vertilgt und aufgelöſst in der Identität. Hieher fällt der Zustand der Expansion.

Nach der andern Seite aber auch, je geringer der Grad der Einbildung der Identität in die Differenz ist, desto mehr ist nothwendig diese, als die Besonderheit, herrschend, wohin also die Kontraktion fällt.

Jene Seite mag auch die positive, diese die negative Seite heiſsen. Jene verliert sich in dem Extrem in die Materie, welche die Chemiker Stickstoff, diese in die, welche dieselben Kohlenstoff genannt haben.

Indem nun nach der ersten Seite zu, in der gänzlichen Auflösung des Allgemeinen in's Besondre, der letzte Grad der Einbildung producirt wird, kann der Indifferenzpunkt nur noch ganz im Besondern,

alſo für die relative Kohäſion, producirt werden. Dieſes iſt im Waſſer, als dem dem Eiſen entſprechenden Identitätspunkt, der Fall. Selbiges kann nun als Indifferenz wieder nach zwei Seiten potenzirt werden, aber ohne abſolute und andre als bloſs relative Polarität, ſo daſs im Moment des Entſtehens der Differenz auch die Identität aufgehoben, und zwar die Eine und ſelbe Subſtanz unter zwei differenten, aber auch dem Raum nach verſchiednen, Formen dargeſtellt wird.

Dieſes iſt das letzte Ende aller irdiſchen Metamorphoſe. Dieſe beiden entſprechenden Punkte, aus deren Verhältniſs zugleich das der Starrheit und Flüſſigkeit überhaupt eingeſehn wird, bilden in der höhern Metamorphoſe des Sonnenſyſtems zwei beſondre Welten in der Planeten- und Kometenwelt.

Da die ganze Produktion der Materie auf die Einbildung des Allgemeinen in das Beſondre geht, ſo iſt, von der Einen Seite betrachtet, das Flüſſige, als das, worin das Beſondre das ganze Allgemeine, beide alſo wahrhaft eins ſind, der Prototyp aller Materie. Je nachdem nun entweder dieſe letzte Indifferenz producirt iſt, oder in der Produktion eine der beiden Einheiten das Uebergewicht hat, ſind auch verſchiedne Verhältniſſe der Körper zu den drei Dimenſionen geſetzt, ſo daſs man, da dieſe in den drei Formen des dynamiſchen Proceſſes nur in der höhern Potenz reproducirt werden, ſagen kann: daſs alle beſondere oder ſpecifiſchen Beſtimmungen der Materie ihren Grund in dem verſchiednen Verhält-

nifs der Körper zu dem Magnetismus, der Elektricität und dem chemischen Procefs, haben. *)

---

*) Zeitfchrift für fpekulative Phyfik Band I. Hft. 2. Abhandl. vom dynamifchen Procefs. §. 47.

Siebentes Kapitel.

Philoſophie der Chemie überhaupt.

*

Wir ſetzen voraus den allgemeinſten Begriff von Chemie, als einer Erfahrungswiſſenſchaft, welche lehrt, wie ein freyes Spiel dynamiſcher Kräfte möglich ſeye dadurch, daſs die Natur neue Verbindungen bewirkt, und bewirkte Verbindungen wieder aufhebt.

Der Ort, welchen die Chemie im Syſtem unſeres Wiſſens behauptet, iſt zum Theil ſchon durch die bisherigen Unterſuchungen beſtimmt *), und ſoll fernerhin noch genauer beſtimmt werden. So viel iſt bereits ausgemacht, daſs ſie eine Folge der allgemeinen Dynamik iſt.

Ferner, ihr Zweck iſt, die qualitative Verſchiedenheit der Materie zu erforſchen, denn nur inſofern iſt ſie im Zuſammenhang unſers Wiſſens nothwendig **). Dieſen Zweck ſucht ſie dadurch zu erreichen, daſs ſie künſtlich zwar, jedoch durch Mittel,

---

*) Die Nothwendigkeit der Chemie im Syſtem unſeres Wiſſens iſt gleich anfangs (Kap. 1.) dargethan worden.

**) ſ. das vorige Kap.

die die Natur selbst anbietet, Trennungen und Verbindungen bewirkt. Diese Trennungen und Verbindungen müssen sich also auf die Qualität der Materie beziehen. Denn mechanische Trennungen und Verbindungen betreffen bloss die Quantität der Materie, sie sind blosse Verminderungen oder Anhäufungen der Masse, abgesehen von allen Qualitäten derselben.

Die Chemie hat demnach zum Gegenstand Attraktionen und Repulsionen, Verbindungen und Trennungen, insofern sie von qualitativen Eigenschaften der Materie abhängen.

Sie setzt also *) voraus erstens ein Princip der qualitativen Anziehung. Alle Anziehung, welche von Qualitäten der Materie abhängig ist, führt sie auf Verwandschaften gewisser Grundstoffe zurück, gleichsam als ob einige derselben zu Einer Familie, alle aber zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehörten. Das Princip der chemischen Anziehungen also muss das gemeinschaftliche seyn, wodurch Grundstoff mit Grundstoff zusammenhängt, oder das Mittelglied, welches die Verwandschaften der Grundstoffe unter einander vermittelt.

Damit nimmt man nun auf einmal eine Ungleichartigkeit der Materie an, nachdem sie vorher als ursprünglich-gleichartig betrachtet wurde. Das System breitet sich weiter und weiter aus, die Materie wird mannigfaltiger.

Was

*) a. a. O.

Was aber das Mittelglied der chemischen Anziehungen seye, kann nur durch Erfahrung ausgemacht werden. Nach den Untersuchungen der neuern Chemie ist es ein Grundstoff, den die Natur dem allgemeinen Medium, in welchem wir leben, und das zur Fortdauer des vegetabilischen und thierischen Lebens gleich nothwendig ist, anvertraut hat.

Jeder neuen Verbindung, die durch chemische Mittel bewirkt wird, muss eine chemische Trennung vorangehen, oder die Grundtheilchen eines chemisch-behandelten Körpers müssen sich unter einander abstossen, um mit fremden Grundstoffen sich verbinden zu können. Um nun jene Trennung mittelbar oder unmittelbar zu bewirken, muss es wieder ein Princip geben, das vermöge seiner qualitativen Eigenschaften im Stande ist, Grundstoffe, die wechselseitig sich binden, dem Gleichgewicht zu entreissen, und dadurch neue Verbindungen möglich zu machen.

Was dieses Princip seye, kann abermals nur durch Erfahrung entschieden werden. Die Chemie findet es im Licht, oder (um sogleich auch seinen Zusammenhang mit der Wärme anzudeuten) im Feuer. Die Chemie betrachtet dieses Element ganz erfahrungsmäsig, und sieht es daher auch für einen besondern Grundstoff an, der als solcher in den chemischen Process mit eingeht. Die Vehikel desselben sind Flüssigkeiten, besonders aber jenes elastische Fluidum, welches zugleich das Princip aller chemischen Anziehung enthält (die Lebensluft.).

Diefs ift die Darftellung der Principien der Chemie, infofern fie innerhalb der beftimmten Gränzen der blofsen Erfahrung bleibt. Denn da hat fie kein anderes Gefchäft, als das, die Natur vor unfern Augen handeln zu laffen, und das, was fie dabey beobachtet, fo wie es den Sinnen auffällt, zu erzählen, die zerftreuten Beobachtungen aber, fo viel möglich, auf einzelne Hauptsätze zurückzuführen, die jedoch nie über die Gränzen der blofsen finnlichen Erkenntnifs hinausgehen dürfen. Sie macht fich alfo gar nicht anheifchig, die Möglichkeit diefer Phänomene zu erklären, fondern fucht nur, diefe Phänomene unter fich in Zufammenhang zu bringen. Da fie ferner alles fo nimmt, wie es den Sinnen auffällt, hat fie auch das Recht, zum Behuf der Erklärungen, die fie giebt, fich einzig und allein auf die Qualitäten diefer Grundftoffe zu berufen, für die fie weiter keinen Grund angiebt, fondern blofs fich bemüht, diefe Grundftoffe auf fo wenige, wie möglich, zurückzubringen.

Qualität aber ift nur, was uns in der Empfindung gegeben ift. Nun ift aufser Zweifel, dafs, was in der Empfindung gegeben ift, als folches, keiner weitern Erklärung fähig ift, wie z. B. die Farben der Körper, Gefchmacksempfindungen u. f. w. Wer aber eine Wiffenfchaft z. B. der Farben (Optik genannt) unternimmt, mufs fich jener Frage unterziehen, unerachtet er durch Erklärung des Urfprungs der Farben auch die Empfindung, welche die Farben in uns erregen, erklärt zu haben, niemals fich überreden wird.

Eben fo ift es mit der Chemie. Sie mag alle Phänomene ihrer Kunft auf Qualitäten der Grund-

ſtoffe, auf Verwandſchaften derſelben u. ſ. w. zurück-
führen, ſo lange ſie nur keinen wiſſenſchaftlichen
Ton annimmt. Sobald ſie aber dieſs thut, muſs ſie
auch zugeben, daſs man ſie erinnere, fernerhin nicht
auf Etwas ſich zu berufen, was nur in Bezug auf
Empfindung gilt, und was durch Begriffe gar
nicht (allgemein) verſtändlich gemacht werden kann.
So iſt das Licht für uns urſprünglich nichts anders,
als die Urſache der beyden Empfindungen, die wir
mit den Worten: Helle und Wärme ausdrücken.
Allein, was erlaubt uns dann, dieſe Begriffe von
Helle und Wärme u. ſ. w., die doch nur aus unſrer
Empfindung geſchöpft ſind, auf das Licht ſelbſt über-
zutragen, und zu glauben, daſs das Licht etwa an
ſich warm, oder an ſich hell ſeye? So iſt es mit dem
Begriff von Verwandſchaft; ein ſchickliches Bild
allerdings, um das bloſse Phänomen zu bezeichnen,
das aber, ſobald es für Urſache des Phänomens
genommen wird, nichts mehr und nichts weniger
iſt, als eine qualitas occulta, die aus jeder geſunden
Philoſophie verbannt werden muſs.

Darein kann alſo die mechaniſche Phyſik wirk-
lich ein Verdienſt ſetzen, daſs ſie bis jetzt allein un-
ternommen hat, eine bloſse Experimentallehre zur
Erfahrungswiſſenſchaft zu erheben, und die Bilder-
ſprache der Chemie und Phyſik in allgemeinverſtänd-
liche, wiſſenſchaftliche Ausdrücke zu überſetzen. Sie
hat dieſen Verſuch nicht erſt ſeit geſtern und ehe-
geſtern gewagt, ſie iſt ſich aber, wie in allem, ſo
auch hier, von Büffon an bis auf Morveau, in
der Hauptſache bis jetzt beynahe ganz gleich ge-
blieben.

Das, was ihren Erklärungen der chemischen Verwandschaften zu Grunde liegt, kann ich nicht besser, als mit Büffons Worten sagen.

„Die Gesetze der Verwandschaften," diess sind seine Worte *), „nach welchen die Bestandtheile verschiedner Substanzen sich von einander trennen, um sich wieder unter sich zu verbinden und homogene Materien zu bilden, kommen völlig mit dem allgemeinen Gesetze, vermöge dessen alle himmlischen Körper auf einander wirken, überein. Sie äussern sich auf gleiche Weise und nach denselben Verhältnissen der Massen und der Entfernungen. Ein Kügelchen Wasser, Sand oder Metall wirkt auf ein anderes Kügelchen, wie die Erdkugel auf den Mond. Wenn man bis jetzt diese Gesetze der Verwandschaft von den Gesetzen der Schwere verschieden gehalten hat, so liegt solches bloss daran, dass man diesen Gegenstand nach seinem ganzen Umfange nicht recht gefasst und begriffen hat. Die Figur, welche bey den himmlischen Körpern nichts oder fast gar nichts zu dem Gesetze ihrer Wirkung auf einander thut, weil ihre Entfernung sehr gross ist, thut im Gegentheil fast alles, wenn der Abstand sehr klein oder gar nicht zu rechnen ist. Wenn der Mond und die Erde statt einer sphärischen Figur, beyde die Figur eines kurzen Cylinders hätten, dessen Durchmesser mit dem Durchmesser ihrer Kugel gleich wäre, so würde das Gesetz ihrer Wirkung auf einander nicht merklich durch diesen Unterschied der Figur verändert seyn,

*) De la nature. Seconde Vue. (Hist. naturelle des Quadrupèdes. T. IV.) p. XXXII — XXXIV.

weil der Abſtand aller Theile des Monds und der Erde auch nur ſehr wenig verändert wäre. Wenn aber eben dieſe Kugeln ſehr lange Cylinder würden, und ſich einander ſehr nahe kämen, ſo würde das Geſetz von der gegenſeitigen Wirkung dieſer beyden Körper ſehr verſchieden erſcheinen, weil der Abſtand ihrer Theile unter ſich und in Beziehung auf die Theile des andern Körpers wunderſam verändert wäre. Alſo wenn die Figur, wie ein Element, zur Entfernung kommt, ſo ſcheint ſich das Geſetz zu verändern, obgleich es immer eben daſſelbe bleibt.“

„Nach dieſem Princip kann der menſchliche Geiſt noch einen Schritt thun, und weiter ins Innere der Natur eindringen. Wir wiſſen, welche Figur die Beſtandtheile der Körper haben. Das Waſſer, die Luft, die Erde, die Metalle, alle homogene Theile beſtehen gewiſs aus elementariſchen Theilchen, welche unter ſich gleich ſind, aber deren Geſtalt man nicht kennt. Unſere Nachkommen können, mit Hülfe der Rechnung, ſich dieſes neue Feld von Kenntniſſen eröffnen, und beynahe wiſſen, welche Geſtalt die Elemente der Körper haben. Sie müſſen bey dem Princip, welches wir eben feſtgeſetzt haben, anfangen, und folgendes zum Grunde legen: Jede Materie zieht ſich an, nach dem umgekehrten Verhältniſſe des Quadrats der Entfernung, und dieſes allgemeine Geſez ſcheint, bey den beſondern Anziehungen bloſs durch die Wirkung der Figur von den Beſtandtheilen jeder Subſtanz verändert zu werden, indem dieſe Figur als ein Element zu der Entfernung kommt. Wenn ſie alſo durch wie-

derholte Erfahrungen die Kenntniſſe von dem Anziehungsgeſetze einer beſondern Subſtanz werden kennen gelernt haben, ſo werden ſie durch Berechnung die Figur ihrer Beſtandtheile finden können. Um dieſes beſſer einzuſehen, wollen wir z. B. ſetzen, daſs man aus Erfahrung wiſſe, wenn man Queckſilber auf eine ganz glatte Fläche gieſst, daſs ſich dieſes flüſſige Metall ſtets nach dem umgekehrten Verhältniſſe des Würfels der Entfernung anziehe. Man wird alſo nach den Regeln des falſchen Satzes (Reg. falſi) ſuchen müſſen, welche Figur das ſey, die dieſer Ausdruck giebt, und dieſe wird alsdenn die Figur der Beſtandtheile des Queckſilbers ſeyn. Wenn man durch dieſe Erfahrungen fände, daſs ſich dieſes Metall im umgekehrten Verhältniſſe des Quadrats der Entfernung anzöge, ſo würde es bewieſen ſeyn, daſs deſſen Beſtandtheile ſphäriſch wären, weil die Sphäre die einzige Figur iſt, die dieſes Geſetz giebt, und man mag Kugeln, in welcher Entfernung man will, legen, ſo bleibt das Anziehungsgeſetz derſelben immer ebendaſſelbe.

„Newton hat richtig vermuthet, daſs die chemiſchen Verwandſchaften, welche nichts anders als die beſondern Anziehungen, von welchen wir eben geredet haben, ſind, nach ſehr ähnlichen Geſetzen, mit denen von der Schwerkraft, entſtünden. Allein er ſcheint nicht bemerkt zu haben, daſs alle dieſe beſondern Geſetze bloſse Modifikationen des allgemeinen Geſetzes ſind, und nur deshalb verſchieden ſcheinen, weil die Figur der Atomen, die ſich anziehen, in einer ſehr kleinen Entfernung eben ſo viel und mehr als die Maſſe zur Vollführung des

Gesetzes thut, da diese Figur alsdann sehr in das Element der Entfernung wirkt *)."

Die Aussicht, welche diese Hypothese auf ein wissenschaftliches System der Chemie eröffnet, besonders aber die Hoffnung, dass es ihr gar wohl gelingen könnte, was keinem andern System so leicht gelingen dürfte, die chemischen Anziehungen auch dem Kalkul zu unterwerfen, ist so reizend, dass man sich gern, eine Zeitlang wenigstens, dem Glauben an die Ausführbarkeit der Sache überläst, und sich freut, wenn das System selbst, allmählig wenigstens, hypothetische Gewisheit erhält. Denn, wenn Naturlehre nur in dem Maasse Naturwis-

---

*) Wenn auch diese Bemerkung in der Ausdehnung, welche ihr Büffon giebt, keine Anwendung finden sollte, so kann sie doch vielleicht auf einige — bis jetzt noch nicht zur Befriedigung erklärte — Phänomene angewandt werden. Vielleicht gehören hieher die Krystallisationen. Ich bin mit den Untersuchungen, die Hr. Haüy über diesen Gegenstand angestellt hat, nicht bekannt genug, um zu wissen, in wie weit sich seine Theorie auf eine solche Voraussetzung stützt.

Ich habe oben (1stes Buch 3tes Kap.) die Regelmäsigkeit der Eisstrahlen u. s. w. als eine Wirkung der Wärme (einer gleichförmig wirkenden Kraft) betrachtet. Vielleicht aber wirkt beydes zusammen, der Stoss der scheidenden Wärme, und die Anziehung, welche durch die Figur der Theilchen bestimmt wird. Da diese aus einem gemeinschaftlichen Medium unter gleichen Umständen geschieden werden; so läst sich schon daraus eine gleiche Bildung ihrer Figur begreifen.

ſenſchaft wird, als Mathematik in ihr angewandt werden kann *), ſo wird man ein Syſtem der Chemie, das zwar auf falſchen Vorausſetzungen beruht, mit ſolchen Vorausſetzungen aber doch im Stande iſt, dieſe Experimentallehre mathematiſch darzuſtellen, zum Behuf des wiſſenſchaftlichen Vortrags, immer einem andern vorziehen, das zwar das Verdienſt hat, auf wahren Principien zu beruhen, aber, dieſer Principien unerachtet, doch auf wiſſenſchaftliche Präciſion (auf mathematiſche Konſtruktion der Phänomene, die es aufzählt,) Verzicht thun muſs.

Hier hätte man alſo ein Beyſpiel einer erlaubten und ſehr nützlichen wiſſenſchaftlichen Fiktion, vermöge welcher eine ſonſt bloſs experimentirende Kunſt zur Wiſſenſchaft werden, und (zwar nur hypothetiſche, innerhalb ihrer Gränzen aber nichtsdeſtoweniger) vollkommne Evidenz erlangen könnte.

Die (bis jetzt freylich ſehr ungewiſſe) Hoffnung der Ausführbarkeit jener Idee hat doch durch Herrn le Sage's Bemühungen aufs neue einige Wahrſcheinlichkeit bekommen.

Herr le Sage glaubt nicht, wie Büffon, daſs die allgemeine Gravitation die Erſcheinungen der Verwandſchaften vollkommen erklären könne, unerachtet Herr Prevoſt einräumt, manches, was man unter Verwandſchaften gerechnet habe, könne Folge

*) Man vergleiche Kants Aeuſserungen hierüber, und über die Anwendbarkeit der Mathematik auf Chemie, in der Vorrede zu ſeiner oft angeführten Schrift. S. VIII - X.

der allgemeinen Anziehung seyn, weil wir die Gestalt und Lage der auf einander wirkenden Körpertheilchen nicht kennen *). Er unterscheidet daher die eigentlich sogenannten Verwandschaften, die nicht von den Gesezen, noch von der allgemeinen Ursache der Schwere abhängig sind, von den uneigentlich sogenannten Verwandschaften, die nur besondere Fälle des grossen allgemeinen Phänomens der Anziehung oder wenigstens denselben Gesetzen, wie dieses, unterworfen sind. (Diese Unterscheidung ist, wie schon oben bemerkt wurde, im Zusammenhang unsers Wissens nothwendig).

Wie nun, nach Gesetzen der allgemeinen Gravitation, scheinbare Verwandschaften möglich seyen, hat Herr le Sage schon in seinem Versuch einer mechanischen Chemie zu zeigen versucht. Er führt alles auf verschiedne Dichtigkeit und Figur der Grundmassen zurück, z. B. man nehme Flüssigkeiten an, deren Grundmassen ähnlich und gleich, aber von verschiedner Dichtigkeit sind, so werden die homogenen sich zu vereinigen streben. (Was heisst hier homogen?) Sollte es sich auf gleiche Grade der Dichtigkeit beziehen, so sollte man denken, das gerade heterogene Grundmassen leichter sich vereinigen. Innere Qualitäten kann Herr le Sage nicht meynen, da die mechanische Physik kein Recht hat, solche anzunehmen. Unter Homogeneität müsste also Aehnlichkeit und Gleichheit der Figur verstanden seyn, wo man wiederum eher das Entgegengesetzte vorauszusetzen Grund hätte.

---

*) §. 42. des oft angef. Werks.

Ferner, da die Anziehung nach dem Verhältniſs der Maſſe geſchieht, kann eine kleine Maſſe die andere eben ſo kleine ſtärker, als der Erdball ſelbſt anziehen, vorausgeſetzt, daſs ſie weit dichter iſt.

Ferner, die Theilchen einer Flüſſigkeit können weit kleiner ſeyn, als die Zwiſchenräume der andern, dieſe werden ſich durchdringen. Endlich, da die Figur der Grundmaſſen verſchieden iſt, ſo müſſen ſie ſich bey ſonſt gleichen Umſtänden mit der gröſstmöglichen Fläche unter einander zu vereinigen ſtreben u. ſ. w. *).

Wichtiger für unſern Zweck iſt Herrn le Sage's Unterſuchung über die Urſache der eigentlich-ſogenannten (qualitativen) Verwandſchaften. Die allgemeine, durchgreiſende Urſache derſelben iſt ihm das ſekundäre Fluidum, der Aether, von dem ſchon oben die Rede war. Die Eigenſchaften des Aethers ſind folgende: Er iſt in beſtändiger Agitation. Seine Ströme werden oft unterbrochen, aber es entſtehen wieder neue. Seine Elemente ſind der Maſſe, und da alle dieſe Körper elementariſch ſind, auch dem Volumen nach merklich von einander verſchieden. Es giebt alſo gröbern und feinern Aether. In den Aether ſollen nun gleichſam eingetaucht ſeyn mehrere Körperchen, bey welchen man ganz von ihren Verhältniſſen zum ſchwermachenden Fluidum abſtrahiret. Dagegen können ſie ſich gegen den Aether gleich oder ungleich verhalten. Dieſes ungleiche Verhältniſs kommt von der verſchiedenen Gröſse ihrer Poren her, die dem Aether entweder gar kei-

*) Prevoſt §. 42.

nen, oder geringen, oder völlig freyen Durchgang verstatten.

Im Allgemeinen reichen nun schon die (hypothetischen) Eigenschaften des Aethers allein hin, die Erscheinungen der Verwandschaft zu erklären *). Herr le Sage giebt seinen Strömen eine sehr geringe Ausdehnung, deshalb, sagt er, finden Verwandschaften, die von seinen Wirkungen abhangen, nur bey der Berührung, oder sehr nahe dabey, statt. Auch kann seine Wirkung nicht der Masse der Körpertheilchen proportional seyn, sondern der Fläche. Deshalb ist auch die Adhärenz, die er in der Berührung (bey vergrösserter Fläche) hervorbringt, viel stärker, als die, welche er bey der kleinsten Entfernung bewirkt, und zwar in einem viel grössern Verhältnisse, als aus dem allgemeinen Gesetze folgen sollte **). Indess kann Herr le Sage mit allen diesen Voraussetzungen die chemischen Verwandschaften doch nur sehr einseitig erklären: denn aus dem verschiednen Verhältniss der Pore der Körperchen, gegen den gröbern oder feinern Aether, leitet er den einzigen Satz ab, dass ungleichartige Partikeln mit geringerer Kraft sich zu vereinigen streben, als gleichartige ***). Freylich erklärt er die Verwandschaft der ungleichartigen Körpertheilchen (die Hauptsache in der Chemie) dadurch, dass er ihre Figuren congruiren läſst (bekannt-

*) a. a. O. §. 43.

**) §. 46.

***) §. 45.

lich setzt er einige als concav, andere als convex voraus). Diese Anziehung aber erklärt er aus Gesetzen der Gravitation, auch findet sie nur in der Berührung, nicht auch in der Entfernung statt.

Herr Prevost selbst gesteht aber, dass es Fälle gebe, in welchen man zwischen ungleichartigen Grundmassen grössere Verwandschaft, als zwischen gleichartigen voraussetzen müsse *). Herr le Sage war also genöthigt, wenigstens für die Verwandschaften der expansibeln Flüssigkeiten, eine Anziehung ungleichartiger Grundmassen anzunehmen, und für diese auch eine besondere Ursache aufzusuchen. Hier kommt nun wieder alles auf die Figur der Grundmassen zurück, und diese Verschiedenheiten der Figur vervielfältigen sich, so wie man sie nöthig hat, allmählig willkührlicher und immer willkührlicher. Einige Körperchen sind concavconcav, andere convexconvex, andere concavconvex, wieder andere sind Cylinder, deren eines Ende bis zu einer gewissen Tiefe ausgehöhlt ist, andere gar Arten von Käfichen, „deren Drähte selbst, in Gedanken durch den Durchmesser der schwermachenden Körperchen vermehrt, „in Rücksicht auf die gegenseitigen Distanzen der „parallelen Drähte desselben Käfichs so klein sind, „dass der Erdball nicht einmal den zehentausendsten „Theil der Körperchen, die sich, um ihn durchzustreichen, darbieten, auffangen kann **)," u. s. w.

*) §. 48. ff.

**) De Lüc's Ideen über die Meteorologie. Deutsche Uebersetzung. S. 120.

Alle diese Körperchen nun oscilliren, stossen sich oder werden gestossen, passen auf einander, oder passen nicht, ziehen sich an, oder stossen sich zurück — alles das, so wunderbar es klingt, nach blossen Schlüssen, die man aus einfachen Erfahrungen zieht, und die nicht einmal selbst völlig evident sind.

Diese Erfahrung nun, dass es bis jetzt nicht gelang, die mechanische Chemie zur Evidenz zu erheben, muss nothwendig die oben geäusserte Hoffnung um sehr vieles herabstimmen. Allein nun ist es Zeit, ohne alle Rücksicht auf das, was eine solche Wissenschaft Wünschenwerthes haben mag, auf ihr Fundament zurückzugehen. Das ganze System also steht und fällt mit den atomistischen Voraussetzungen, die vielleicht in einzelnen Theilen der Naturlehre nicht ohne Vortheil hypothetisch angewandt, von der Philosophie der Natur aber, die auf sichern Grundsätzen beruhen soll, nimmermehr zugelassen werden können. Da es uns nun um eine solche Philosophie zu thun ist, so liegt uns auch ob, die Ansprüche, welche dieser Theil der Naturlehre auf wissenschaftliche Behandlung macht, in Prüfung zu nehmen, und zu sehen, wie gross denn für das System unserer Kenntnisse der Nutzen oder der Nachtheil seyn könnte, der aus der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer solchen Behandlung entspringen würde, ein Geschäft, wovon wir uns auf jeden Fall wenigstens negativen Nutzen versprechen dürfen.

Alles, was zur Qualität der Körper gehört, ist bloss in unserer Empfindung vorhanden, und was empfunden wird, läſst sich niemals objektiv (durch Begriffe,), sondern nur durch Berufung auf das all-

gemeine Gefühl verſtändlich machen. Allein damit iſt nicht aufgehoben, daſs das, was in einer Rückſicht Gegenſtand der Empfindung iſt, in anderer Rückſicht auch Objekt für den Verſtand werden könne. Will man nun das, was bloſs in Bezug auf die Empfindung gilt, auch dem Verſtand als Begriff aufdringen, ſo beſchränkt man den letztern in Anſehung der empiriſchen Nachforſchung allzuſehr, denn über das, was empfunden wird, als ſolches, iſt keine weitere Unterſuchung möglich. Oder man ſieht ein, daſs das Empfundene, als ſolches, nie in allgemein verſtändliche Begriffe verwandelt werden kann, und leugnet dem zufolge überhaupt die Möglichkeit, für qualitative Eigenſchaften Ausdrücke zu finden, die auch für den Verſtand gültig ſind.

Hier iſt alſo ein Widerſtreit, deſſen Grund nicht in der Sache ſelbſt, ſondern nur in dem Geſichtspunkt liegt, von dem aus man ſie anſieht, denn es kommt darauf an, ob man den Gegenſtand bloſs in Bezug auf die Empfindung betrachtet, oder vor das Forum des Verſtandes bringt, und wenn dieſer (ganz natürlicher Weiſe) — auſser Stande iſt, die Empfindung auf Begriffe zu bringen, ſo weigert ſich umgekehrt auch der Verſtand, Ausdrücke, die bloſs von Empfindungen gelten, (wie Qualität,) auch auf Begriffe anzuwenden.

Es ſcheint alſo nöthig, den Urſprung unſerer Begriffe von Qualität überhaupt genauer zu unterſuchen. Wenn ich auch hier wieder zu philoſophiſchen Principien zurückkehre, ſo wird dies nur ſolchen Leſern unnütz ſcheinen, denen es zur Gewohnheit geworden iſt, unter empiriſchen Begriffen blind herum-

zutappen, nicht aber solchen, die im menschlichen Wissen überall Zusammenhang und Nothwendigkeit zu suchen gewohnt sind.

Was in unsern Vorstellungen von äussern Dingen nothwendig ist, ist bloss ihre Materialität überhaupt. Diese beruht nun auf dem Konflikt anziehender und zurückstossender Kräfte, und darum gehört zur Möglichkeit eines Gegenstandes überhaupt nichts weiter, als ein Zusammentreffen dynamischer Kräfte, die sich wechselseitig beschränken, und so durch ihre Wechselwirkung ein Endliches, überhaupt — ein vor jetzt völlig unbestimmtes Objekt möglich machen. Allein damit haben wir auch nichts weiter, als den blossen Begriff von einem materiellen Objekt überhaupt, und selbst die Kräfte, deren Produkt es ist, sind jetzt noch etwas bloss Gedachtes.

Der Verstand entwirft sich also selbstthätig ein allgemeines Schema — gleichsam den Umriss eines Gegenstandes überhaupt, und dieses Schema in seiner Allgemeinheit ist es, was in allen unsern Vorstellungen als nothwendig gedacht wird, und im Gegensatz gegen welches erst das, was nicht zur Möglichkeit des Gegenstandes überhaupt gehört, als zufällig erscheint. Weil dieses Schema allgemein — weil es das verallgemeinerte Bild eines Gegenstandes überhaupt — seyn soll, so denkt es der Verstand gleichsam als ein Mittel *), dem alle einzelne Ge-

*) Kant sagt: Das Schema überhaupt vermittelt den Begriff (das Allgemeine) und die Anschauung (das Ein-

genſtände gleich nahe kommen, eben deswegen aber kein einzelner völlig entſpricht, daher es der Verſtand allen Vorſtellungen von einzelnen Gegenſtänden, als ein Gemeinbild, zu Grunde legt, in Bezug auf welches ſie erſt als individuelle, beſtimmte Gegenſtände erſcheinen.

Dieſer Umriſs von einem Gegenſtande überhaupt giebt nun nichts weiter, als den Begriff von einer Quantität überhaupt, d. h. von einem Etwas innerhalb unbeſtimmter Gränzen. Erſt durch die Abweichung von der Allgemeinheit dieſes Umriſſes entſteht allmählig Individualität und Beſtimmtheit, und man kann ſagen: daſs ein beſtimmter Gegenſtand ſchlechterdings nur inſofern vorſtellbar iſt, als wir (ohne es zu wiſſen, durch eine wunderbarſchnelle Operation der Einbildungskraft) ſeine Abweichung vom Gemeinbild eines Objekts überhaupt, oder wenigſtens vom Gemeinbild der Gattung, zu welcher er gehört, zu ſchätzen im Stande ſind.

Dieſe Eigenthümlichkeit unſeres Vorſtellungsvermögens liegt ſo tief in der Natur unſeres Geiſtes, daſs wir ſie unwillkührlich und nach einer beynahe allgemeinen Uebereinkunft auf die Natur ſelbſt (jenes idealiſche Weſen, in welchem wir Vorſtellen und Hervorbringen, Begriff und That als identiſch denken) übertragen. Da wir die Natur als zweckmäſsige Schöpferin denken, ſo ſtellen wir uns auch vor, als ob ſie die ganze Mannigfaltigkeit von Gattungen, Arten

zelne). Es iſt alſo etwas, was zwiſchen Beſtimmtheit und Unbeſtimmtheit, Allgemeinheit und Einzelnheit gleichſam in der Mitte ſchwebt.

Arten und Individuen in der Welt, durch allmählige Abweichung von einem gemeinschaftlichen Urbild, (das sie gemäfs einem Begriffe entwarf,) hervorgebracht habe. Und Plato hat schon bemerkt, dafs alles menschliche Kunstvermögen auf der Fähigkeit beruht, ein allgemeines Bild des Gegenstandes zu entwerfen, welchem gemäfs selbst der blofse Handwerker (der auf den Namen des Künstlers Verzicht thun mufs,) den einzelnen Gegenstand mit den mannichfaltigsten Abweichungen von der Allgemeinheit — und nur mit Beybehaltung des Nothwendigen — in seinem Entwurf hervorzubringen im Stande ist. —

Ich nehme den Faden wieder auf. Jenes unbestimmte Etwas, das Nothwendige in allen unsern Vorstellungen von einzelnen Dingen, ist ein blofses Objekt der reinen Einbildungskraft — eine Sphäre, eine Quantität, überhaupt Etwas, was blofs denkbar oder konstruirbar ist.

Unser Bewufstseyn ist so lange blofs formal. Aber das Objekt soll real und unser Bewufstseyn soll material — gleichsam erfüllt — werden. Diefs ist nun nicht anders möglich, als dadurch, dafs die Vorstellung die Allgemeinheit verlasse, in der sie sich bisher gehalten hatte. Erst, indem der Geist von jenem Mittel abweicht, in welchem nur die formale Vorstellung von einem Etwas überhaupt möglich war, bekommt das Objekt, und mit ihm das Bewufstseyn Realität. Realität aber wird nur gefühlt, ist nur in der Empfindung vorhanden. Was aber empfunden wird, heifst Qualität. Also

bekommt das Objekt erst, indem es von der Allgemeinheit des Begriffs abweicht, Qualität, es hört auf, bloſse Quantität zu seyn.

Jetzt erst bezieht das Gemüth das Reale in der Empfindung (als das Zufällige) auf ein Objekt überhaupt (als das Nothwendige,) und umgekehrt. Durch das Zufällige aber fühlt sich das Gemüth schlechthin bestimmt, und sein Bewuſstseyn ist nicht mehr ein allgemeines (formales), sondern ein bestimmtes (materiales) Bewuſstseyn. Aber auch diese Bestimmung wieder muſs ihm zufällig erscheinen, d. h. das Reale in der Empfindung muſs ins Unendliche wachsen, oder abnehmen — können, d. h. es muſs einen bestimmten Grad haben, der aber unendlich gröſser sowohl, als unendlich kleiner gedacht werden kann, oder, anders ausgedrückt: zwischen welchem und der Negation alles Grads (= o) eine unendliche Folge von Zwischengraden gedacht werden kann.

So ist es auch. Wir fühlen bloſs das Mehr oder Weniger der Elasticität der Wärme, der Helle u. s. w. nicht Elasticität, Wärme u. s. w. selbst. Jetzt erst ist die Vorstellung vollendet. Das schöpferische Vermögen der Einbildungskraft entwarf aus der ursprünglichen und reflektirten Thätigkeit eine gemeinschaftliche Sphäre. Diese Sphäre ist jetzt das Nothwendige, das unser Verstand jeder Vorstellung von einem Gegenstand zu Grunde legt. Was aber das ursprünglich Reale am Gegenstand ist, was dem Leiden in mir entspricht, ist in Bezug auf jene Sphäre ein Zufälliges (Accidens). Vergebens also versucht man es a priori abzuleiten, oder auf Begriffe

zurückzubringen. Denn das Reale selbst ist, nur insofern ich afficirt bin. Es giebt mir aber schlechterdings keinen Begriff von einem Objekt, sondern nur das Bewusstseyn des leidenden Zustandes, in dem ich mich befinde. Nur ein selbstthätiges Vermögen in mir bezieht das Empfundene auf ein Objekt überhaupt, dadurch erst erhält das Objekt Bestimmtheit, und die Empfindung Dauer. Daraus ist klar, dass Quantität und Qualität nothwendig verbunden sind. Jene erhält durch diese erst Bestimmtheit, diese durch jene erst Gränze und Grad. Aber das Empfundne selbst in Begriffe verwandeln, heisst ihm seine Realität rauben. Denn nur im Moment seiner Wirkung auf mich, hat es Realität. Erheb' ich es zum Begriff, so wird es Gedankenwerk, sobald ich ihm selbst Nothwendigkeit gebe, nehme ich ihm auch alles, was es zu einem Gegenstand der Empfindung machte.

Diese allgemeinen Grundsätze von Qualität überhaupt lassen sich nun auf die Qualität der Körper überhaupt sehr leicht übertragen.

Das Nothwendige, was der Verstand allen seinen Vorstellungen von einzelnen Dingen zu Grunde legt, ist ein in Zeit und Raum überhaupt vorhandnes Mannichfaltige. Dynamisch ausgedrückt heisst das so viel: Was der Verstand unsern (dynamischen) Vorstellungen von Materie, als das Nothwendige, zu Grunde legt, worauf erst das Zufällige derselben bezogen wird, ist ein unbestimmtes Produkt anziehender und zurückstossender Kräfte überhaupt, das die Einbildungskraft ganz allgemein verzeichnet, das für jetzt ein blosses Objekt des Verstandes, eine Quantität überhaupt, ohne alle qualitative Eigenschaft ist. Wir

können uns dieses Produkt der Einbildungskraft als ein Mittleres von allen möglichen Verhältnissen denken, welche zwischen anziehenden und zurückstossenden Kräften möglich sind. Kraft ist wohl da, aber bloss in unserm Begriffe; Kraft überhaupt, nicht bestimmte Kraft. Kraft ist allein das, was uns afficirt. Was uns afficirt, heissen wir real, und was real ist, ist nur in der Empfindung: Kraft ist also dasjenige, was allein unserm Begriffe von Qualität entspricht. Jede Qualität aber, insofern sie uns afficiren soll, muss einen Grad haben, und zwar einen bestimmten Grad, einen Grad, der höher oder geringer seyn könnte, jetzt aber (in diesem Moment) gerade dieser bestimmte Grad ist.

Kraft überhaupt also kann nur insofern uns afficiren, als sie einen bestimmten Grad hat. So lange wir aber jene dynamischen Kräfte ganz allgemein — in einem völlig unbestimmten Verhältniss — denken, hat keine derselben einen bestimmten Grad. Man kann sich dieses Verhältniss als ein absolutes Gleichgewicht jener Kräfte vorstellen, in welchem die eine immer die andere aufhebt, keine die andere bis zu einem bestimmten Grad anwachsen lässt. Soll also Materie überhaupt qualitative Eigenschaften erhalten, so müssen ihre Kräfte einen bestimmten Grad haben, d. h. sie müssen von der Allgemeinheit des Verhältnisses, in welchem sie der blosse Verstand denkt, — oder deutlicher, — sie müssen von dem Gleichgewicht abweichen, in welchem sie ursprünglich und mit Nothwendigkeit gedacht werden.

Jetzt erst ist die Materie etwas Bestimmtes für uns. Der Verstand giebt die Sphäre überhaupt, die

Empfindung giebt die Gränze; jener giebt das Nothwendige, diese das Zufällige; jener das Allgemeine, diese das Bestimmte; jener das bloss Formale, diese das Materiale der Vorstellung.

Also — dies ist das Resultat der bisherigen Untersuchungen. — Alle Qualität der Materie beruht einzig und allein auf der Intensität ihrer Grundkräfte, und, da die Chemie eigentlich nur mit den Qualitäten der Materie sich beschäftigt, so ist dadurch zugleich der oben aufgestellte Begriff der Chemie (als einer Wissenschaft, welche lehrt, wie ein freyes Spiel dynamischer Kräfte möglich seye,) erläutert und bestätigt.

Oben zeigte es sich, dass die Chemie, nur insofern sie eine solche Wissenschaft ist, im Zusammenhang unsers Wissens Nothwendigkeit hat. Hier haben wir denselben Begriff auf einem ganz andern Wege gefunden, dadurch nämlich, dass wir untersuchten, inwiefern der Materie überhaupt Qualität zukomme.

Ehe wir nun zur wissenschaftlichen Anwendung dieser Principien schreiten, achte ich es vortheilhaft, ihre Realität an solchen Gegenständen zu prüfen, die bis jetzt noch zu den problematischen in dieser Wissenschaft gehören.

Ist Chemie als Wissenschaft möglich?

(Zusatz zum siebenten Kapitel.)

*

Daſs eine wissenschaftliche Einsicht in den Grund der specifischen Differenzen der Materie möglich sey, ist in dem vorhergehenden Zusatz bewiesen worden: daſs eine gleiche Einsicht in die durch jene Verschiedenheiten der Materie bedingten Erscheinungen, die wir chemisch nennen, möglich ist, lieſse sich schon aus dem Ersten zur Gnüge einsehn.

Allein daraus würde noch nicht folgen, daſs Chemie, als solche, eine Wissenschaft seyn könne, denn alle jene Untersuchungen gehören in ein viel höheres und allgemeineres Gebiet, das der allgemeinen Physik, welche keine Naturerscheinung isolirt, sondern alle im Zusammenhange und der absoluten Identität darzustellen hat. Wenn also Chemie, als solche, ein besondrer Zweig der Kenntniſs seyn sollte, so wäre dieſs nur insofern möglich, als sie sich bloſs auf das Experimentiren beschränkte, nicht aber insofern sie die Prätension hätte, Theorie zu seyn.

Nur ein Zeitalter, welches fähig war, die Chemie selbst an die Stelle der Physik zu setzen, konnte

sie in dieser ihrer wissenschaftlichen Nackt- und Blosheit für eine selbstständige Scienz, und ihren durch bedeutungslose Begriffe entstellten Bericht von beobachteten Thatsachen für die Theorie selbst halten. Es bedarf nur der einfachen Reflexion, dafs das, was Ursache oder Grund des chemischen Processes ist, nicht selbst wieder Gegenstand chemischer Untersuchung seyn könne, um das Widersprechende einer durch die Chemie selbstgefundnen Theorie der chemischen Erscheinungen, und die Eitelkeit ihres Erhebens über die Physik, einzusehn.

Was aber die Gründe betrifft, die gegen eine wirkliche Physik der Chemie vorgebracht werden könnten, so würden die hauptsächlichsten ohne Zweifel von der allgemeinen und tief eingewurzelten Vorstellung des specifischen in der Natur hergenommen seyn, welche die unendliche Differenziirung bis in das Wesen der Materie selbst fortsetzt, absolute qualitative Verschiedenheiten behauptet, und unter dem Namen einer falschen, blofs äussern Verwandtschaft die wahre innre Verwandtschaft und Identität der Materie gänzlich aufhebt. Es gehört zu dieser Vorstellungsart, zur Erklärung der Qualitäten Wesen einer eignen Art zu denken, und da man weder die Anzahl dieser Wesen sicher bestimmen, noch durch Erfahrung alle Launen derselben kennen lernen kann, so ist hiemit eine erschöpfende Physik und wahre Wissenschaft ihrer Erscheinungen so unmöglich, als etwa eine Physik der Luftgeister oder andrer unfafsbarer Wesen.

Die absolute Identität und wahrhaft innere Gleichheit aller Materie bei jeder möglichen Ver-

schiedenheit der Form ist der einzige wahre **Kern** und Mittelpunkt aller Erscheinungen der **Materie**, von dem sie als ihrer gemeinschaftlichen **Wurzel** ausgehn und in den sie zurückstreben. Die chemischen Bewegungen der Körper sind der Durchbruch des Wesens, das Zurückstreben aus dem äußsern und besondern Leben in das innere und allgemeine, in die Identität.

Andere Gründe gegen die Möglichkeit einer Erkenntniſs der Ursachen der chemischen Erscheinungen könnten von den Voraussetzungen hergenommen seyn, nach welchen die inwohnenden Principien der Bewegungen und des Lebens selbst zu Materien gemacht werden.

In diesem Fall läſst man sie entweder selbst chemischen Verhältnissen unterworfen seyn, so daſs auch sie der Zerlegung, Zusammensetzung, Verwandtschaft u. s. w. fähig sind: hiemit kehrt die Frage nach dem Grund aller chemischen Erscheinungen und dessen, was man Verwandtschaft, Bindung u. s. w. nennt, bei ihnen selbst, nur in dem höhern Fall zurück, oder man läſst diese Materien die chemischen Erscheinungen äuſserlich, mechanisch bewirken, so daſs mit dieser Erklärung die ganze Art dieser Erscheinungen selbst, als solche, nämlich als dynamische, aufgehoben wird; in diesem Fall ist, weil der bleibende Grund jener Erscheinungen dann einzig in der Figur der kleinsten Theile gesucht werden kann, welche für alle Erfahrung unerreichbar ist, vollends alle Aussicht auf eine Wissenschaft der Chemie gänzlich aufgehoben.

Die andre Bedingung der Möglichkeit einer solchen, auſser der innern und wesentlichen Einheit

der Materie, ist also, dafs die Thätigkeiten der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität u. s. w. immanente und der Substanz der Körper selbst eben so inhärirende Thätigkeiten seyn, wie die Form überhaupt auch in Ansehung der todten Materie mit dem Wesen Eins und von ihm unzertrennlich ist. Es ist aber durch die dynamische Physik hinlänglich bewiesen, dafs alle jene Thätigkeiten ein eben so unmittelbares Verhältnifs zur Substanz haben, als die drei Dimensionen der Form selbst, und andre Veränderungen als der Verhältnisse der Körper zu den drei Dimensionen sind, auch die chemischen nicht.

Endlich ist für die letzte Aufgabe einer Physik der Chemie, die auch in diesen Erscheinungen nur das All darzustellen hat, nothwendig, ihre Sinnbildlichkeit und Beziehung auf höhere Verhältnisse zu fassen, da jeder Körper von eigenthümlicher Natur in seiner Idee allerdings wieder ein Universum ist. Erst wenn man in den chemischen Erscheinungen nicht mehr Gesetze, die ihnen als solchen eigenthümlich, sondern die allgemeine Harmonie und Gesetzmäfsigkeit des Universums sucht, werden sie unter die höheren Verhältnisse der Mathematik treten, wozu durch den Scharfsinn eines deutschen Mannes einige Schritte geschehn sind, dessen Entdeckungen, wovon wir hier als Beyspiel nur die der beständigen arithmetischen Progression der Alcalien im Verhältnifs zu jeder Säure, und der geometrischen der Säuren zu jedem Alcali anführen wollen, in der That auf die tiefsten Naturgeheimnisse deuten.

Achtes Kapitel.

Anwendung dieser Principien auf einzelne Gegenstände der Chemie.

*

Es scheint ein Vortheil der mechanischen Chemie zu seyn, dass sie mit leichter Mühe die grösste specifische Verschiedenheit der Materie begreiflich zu machen weiss. Indess, wenn man die Sache näher betrachtet: so ist ein Princip, das am Ende alles auf verschiedne Dichtigkeit zurückzuführen genöthigt ist, in der That ein sehr dürftiges Princip, so lange man Materie als ursprünglich gleichartig und alle einzelne Körper als blosse Aggregate der Atomen betrachten muss. Dagegen lässt die dynamische Chemie gar keine ursprüngliche Materie, d. h. eine solche zu, aus welcher erst alle übrige durch Zusammensetzung entstanden wären. Vielmehr, da sie alle Materie ursprünglich als Produkt entgegengesetzter Kräfte betrachtet, so ist die grösstmögliche Verschiedenheit der Materie doch nichts anders, als eine Verschiedenheit des Verhältnisses jener Kräfte. Kräfte aber sind an sich schon unendlich, d. h. es kann für jede mögliche Kraft eine unendliche Menge von Graden gedacht werden, wovon kein einzelner der höchste oder der niedrigste ist, und da auf Graden allein alle Qualität be-

ruht, so läſst ſich aus dieſer Vorausſetzung allein ſchon die unendliche Verſchiedenheit der Materie, in Anſehung ihrer Qualitäten, (ſo wie ſie uns aus Erfahrung bekannt ſind,) ableiten und begreifen. Denken wir uns aber überdies einen Konflikt entgegengeſetzter Kräfte, ſo daſs jede von der andern urſprünglich unabhängig iſt, ſo geht die Mannichfaltigkeit möglicher Verhältniſſe zwiſchen beyden abermals ins Unendliche. Denn nicht nur die einzelne Kraft iſt unendlicher Grade fähig, ſondern auch Ein und derſelbe Grad kann ganz verſchieden modificirt werden durch die entgegengeſetzte Kraft, die, während jene ins Unendliche vermindert werden, ins Unendliche wachſen kann, oder umgekehrt. Offenbar alſo iſt das Princip der dynamiſchen Chemie (daſs alle Qualität der Materie auf graduellen Verhältniſſen ihrer Grundkräfte beruhe,) an ſich ſchon bey weitem reicher, als das der atomiſtiſchen Chemie.

Dieſes Princip weiſet nun der Chemie ihre eigentliche Stelle an, und ſcheidet ſie ſcharf und beſtimmt von der allgemeinen Dynamik ſowohl, als von der Mechanik. Die erſtere iſt eine Wiſſenſchaft, die unabhängig von aller Erfahrung aufgeſtellt werden kann. Die Chemie aber, obgleich eine Folge der Dynamik, iſt doch in Bezug auf dieſe Wiſſenſchaft ganz zufällig, und kann ihre Realität einzig und allein durch Erfahrungen darthun. Eine Wiſſenſchaft aber, die ganz auf Erfahrung beruht, und deren Gegenſtand die chemiſchen Operationen ſind, kann nicht von einer einzelnen Grundkraft, z. B. der Anziehungskraft, ſondern mit von dem

empirischen Verhältniss der beyden Grundkräfte abhängig seyn. Dieses Verhältniss der Grundkräfte nun läßt die Dynamik völlig unbestimmt. Also ist die Chemie keine Wissenschaft, die aus der Dynamik nothwendig erfolgte, etwa so wie die Theorie der allgemeinen Schwere. Vielmehr ist sie selbst nichts anders, als die angewandte Dynamik, oder die Dynamik in ihrer *Zufälligkeit* gedacht.

Die Chemie also, da sie mit der Dynamik parallel ist, muss unabhängig seyn von allen Gesezen, die den dynamischen untergeordnet sind. Unabhängig also sind chemische Operationen von Gesetzen der Schwere, denn diese beruhen auf der blossen Anziehungskraft der Materie, und setzen voraus, dass die dynamischen Kräfte in der Materie bereits zur Ruhe gekommen sind. Die Chemie aber stellt diese Kräfte in Bewegung dar, denn ihre Erscheinungen alle sind nichts, als Phänomene einer Wechselwirkung der Grundkräfte der Materie.

Der berühmte Chemist, Bergmann, fragt: wie gross wohl die Ueberraschung desjenigen gewesen seyn möge, der zuerst sah, wie ein Metall in einer hellen, durchsichtigen Flüssigkeit aufgelöset wurde, wie der schwere, undurchsichtige Körper völlig verschwand, und auf einmal, nachdem eine andere Materie beygemischt wurde, aus der ganz gleichartig scheinenden Flüssigkeit wieder als fester Körper zum Vorschein kam. — Der Hauptgrund der Ueberraschung musste wohl gleich anfangs darin liegen, dass man hier Materie vor seinen Augen gleichsam entstehen und werden sah; wer

weiter darüber dachte, konnte wohl bald einsehen, daſs Eine Erfahrung dieser Art hinreiche, über das Wesen der Materie selbst Aufschluſs zu geben. Denn man sah offenbar, daſs sie hier nicht aus Theilen zusammengesetzt, oder in Theile aufgelöset werde, sondern daſs das Fluidum, in welchem der feste Körper verschwand, ein gemeinschaftliches Produkt aus den Graden der Elasticität beyder Körper sey — daſs also wohl die Materie überhaupt ursprünglich nichts anders seye, als ein Phänomen gradualer Verhältnisse — gleichsam ein Ausdruck dieser Verhältnisse für die Sinne.

Unabhängig ferner ist die Chemie von der Mechanik, denn auch diese ist der Dynamik untergeordnet. Sie setzt ein bestimmtes, unverändertes Verhältniſs der dynamischen Kräfte voraus, sie bezieht sich auf Körper, d. h. auf Materie innerhalb bestimmter Gränzen, deren bewegende Kräfte einen Anstoſs von auſsen erwarten, wenn der Körper sich bewegen soll. Die Chemie dagegen betrachtet die Materie in ihrem Werden, und hat ein freyes Spiel — also auch eine freye Bewegung der dynamischen Kräfte unter sich, ohne Stoſs von auſsen, zum Gegenstand.

Der Chemie, innerhalb ihrer gewöhnlichen Gränzen, mag es verstattet seyn, die Elemente der Körper nach Bedürfniſs zu vervielfältigen. Sie nimmt daher gewisse permanente, unveränderliche Grundstoffe an, die sich von einander durch innre Qualitäten unterscheiden. Allein Qualität überhaupt ist etwas, was nur in der Empfindung vorhanden ist. Man trägt also etwas, das bloſs em-

pfunden wird, auf das Objekt selbst über — es fragt sich, mit welchem Recht? Denn der Körper an sich, d. h. ohne Bezug auf unsere Empfindung, bloss als Objekt des Verstandes betrachtet, hat keine innere Qualität, sondern insofern beruht alle Qualität bloss auf dem gradualen Verhältniss der Grundkräfte. Dann aber kann man jene Stoffe nicht mehr als permanent und unveränderlich denken, sie sind selbst nichts anders, als ein bestimmtes, dynamisches Verhältniss, und nehmen, sobald dieses verändert wird, selbst eine andere Natur — auch ein anderes Verhältniss zu unserer Empfindung an.

Man hat dies auch, wie es scheint, in manchen Theorien vorausgesetzt, wenigstens, was die feinern Materien betrift. So hat man sehr häufig von latentem Licht, latenter Wärme u. s. w. gesprochen. Die Sache ist nicht zu läugnen, wenn man auch nur die Erwärmung der Körper durchs Licht in Betrachtung zieht, die desto grösser ist, je unsichtbarer das Licht wird u. s. w. Allein wenn das Licht sich von andern Materien durch innere qualitative Eigenschaften unterscheidet, wenn seine Existenz nicht bloss auf gradualen Verhältnissen beruht, so sieht man nicht ein, wie es, durch blosse Berührung andrer Körper, seine Natur so ändert, dass es nun aufhört, auf's Auge zu wirken.

Hier ist nun der Ort, die gewöhnlichen Vorstellungsarten von Licht, Wärme u. s. w. zu beurtheilen. Man hat neuerdings oft gefragt: Ob das Licht eine besondre Materie seye? (ich frage dagegen, was in aller Welt ist dann besondre Materie) Ich würde sagen: Alles, was wir Materie nennen, ist

doch nur Modifikation der Einen und felben Materie, die wir in ihrem abfoluten Gleichgewichtszuftand allerdings nicht finnlich erkennen, und die in befondre Verhältniffe treten mufs, um für uns auf diefe Weife erkennbar zu feyn.

Oder, will man das Licht als eine Kraft betrachten, und in die Phyfik philofophifche Principien einmifchen, fo frage ich hinwiederum: was von allem, was auf uns zu wirken fcheint, ift nicht Kraft, und was überhaupt kann auf uns wirken, als Kraft? Und wenn man fagt: die Lichtmaterie fey, als folche, ein blofses Produkt unfrer Einbildungskraft, fo frage ich wiederum, welche Materie ift das nicht? und welche Materie ift, als folche, unabhängig von unfern Vorftellungen aufser uns wirklich?

Aber es fragt fich: ob ein Element, wie das Licht, das, wenn es Materie ift, an der Gränze aller Materie fteht; auch chemifcher Beftandtheil werden, und als chemifcher Grundftoff in den chemifchen Procefs mit eingehen könne? Allein diefer Zweifel beweifst fchon, dafs man von Licht, und von Materie überhaupt fehr dunkle Begriffe hat. Das Licht ift felbft nichts anders, als ein beftimmtes graduales Verhältnifs dynamifcher Kräfte (wenn man will, der uns bekannte höchfte Grad der Expanfivkraft). Verläfst alfo die Materie diefes beftimmte Verhältnifs, fo ift fie nicht mehr Licht; nimmt nun auch andere qualitative Eigenfchaften an, und hat eine chemifche Veränderung erlitten.

Dies wird sehr klar, sobald man die Stufenfolgen betrachtet, die das Licht selbst durchläuft. Das Licht der Sonne scheint uns unendlich heller und reiner, als das gewöhnliche Licht, das wir zu erregen im Stande sind. Auch glänzt das Licht der Sonne weit mehr, wenn es auf seinem Wege zu uns weniger Widerstand findet. Dadurch aber kann nur seine Elasticität vermindert werden, und mit dieser verminderten Elasticität ist auch eine geringere Wirkung auf unser Organ verbunden. Es ändert also seine Qualität, sobald seine Elasticität verändert wird *).

Weit reiner und lebhafter ist das Licht, das wir durch Zersetzung der Lebensluft erhalten, als das Licht aus der atmosphärischen Luft. Mehrere neuere Chemiker **) betrachten daher die erstere als die einzige Quelle des Lichts. Auch bemerkte Lavoisier schon, daſs zur Bildung der Lebensluft schlechterdings Licht mitwirken müsse. Ferner gehört hieher der groſse Einfluſs des Lichts auf Wiederherstellung der verbrannten Körper. Dieſs beweiſst aber nicht mehr und nicht weniger, als so viel: Die Lebensluft im Zustande ihrer Zersetzung kommt demjenigen Verhältniſs der Kräfte, von allen Substanzen, am nächsten, mit welchen Lichterscheinungen

*) Es ist daher für die Naturlehre äuſserst wichtig, die verschiedenen Arten von Licht zu unterscheiden.

**) z. B. Fourcroy in seiner oft angef. Schrift.

nungen verbunden ſind *) Denn ſonſt könnte, wie ſchon Büffon ſagt, jede Materie Licht werden, nur daſs bey ihr dieſer Uebergang durch weit mehrere Zwiſchengrade geſchehen muſs, als bey der Lebensluſt, die, ſobald ihre Elaſticität vermehrt wird, indem ſie einen Theil ihrer Maſſe (das Oxygene,) verliert, zu leuchten anfängt. —

Dies kann nun auch rückwärts gelten, nämlich, daſs das Plus von Elaſticität, das dem Licht eigenthümlich iſt, für das Minus von Elaſticität, das dem Oxygene zukommt, die meiſte Kapacität hat.

Die atmosſpäriſche Luft iſt des Leuchtens nur in dem Maaſse fähig, als ſie ſich dem beſtimmten Grad von Elaſticität, der der Lebensluſt eigenthümlich iſt, annähert **). Ja ſelbſt das Licht, das wir aus Zerſetzung der atmosſphäriſchen Luft erhalten, iſt mehr oder weniger rein nach Beſchaffenheit der Luft, aus welcher es entwickelt wird.

---

*) Falſch iſt alſo die oben (S. 100.) vorgetragene Vermuthung, das Licht ſeye ein gemeinſchaftlicher Antheil aller elaſtiſchen Flüſſigkeiten und hiemit beantwortet die Frage (S. 113. 114.), warum bei andern Zerſetzungen kein Licht ſichtbar werde. Ueberhaupt finden alle oben vorgetragene Hypotheſen über das Licht, hier erſt ihre Berichtigung aus Principien.

**) Daraus erklärt ſich auch, warum der brennbare Körper das Licht unverhältniſsmäſsig mit ſeiner Dichtigkeit bricht, Entwickelung des Oxygenes aus den Pflanzen.

Die Natur hat sehr deutlich die beyden Extreme bezeichnet, zwischen welchen Lichtentwickelungen überhaupt möglich sind. Die minderelastischen Luftarten (die mephitischen nicht entzündbaren) taugen dazu eben so wenig, als die am meisten elastischen (die mephitischen entzündbaren). In der Mitte zwischen beyden liegt die Quelle des Lichts, die Lebensluft.

Zuverläßig zeigt sich auch eine grofse Verschiedenheit in Ansehung der Schnelligkeit, mit der das Licht im Verhältnifs seiner gröfsern oder mindern Reinheit sich fortpflanzt.

Der evidenteste Beweis, dafs das Licht mit dem Grad seiner Elasticität auch seine Qualität ändert, ist das Phänomen der Farben. Denn offenbar sind die sieben Hauptfarben nichts anders, als eine Stufenfolge der Intensität des Lichts, vom höchsten, für unser Auge empfindlichsten Grad an, bis zum völligen Verschwinden. Selbst die mechanische Theilung des Strahls im Prisma hängt davon ab, dafs die Elasticität des Strahls stufenweise vermindert wird.

Das Phänomen des Schattens, oder der völligen Dunkelheit, sobald der erleuchtete Körper dem Licht entzogen wird, beweiset, dafs das Licht, indem es den Körper berührt, seine Natur völlig ändert. Denn warum leuchtet der Körper, dem Licht entzogen, nicht fort, wenn mit dem letztern keine Veränderung vorgegangen ist? Aber es geht keine weitere Veränderung mit ihm vor, als eine Verminderung seiner Elasticität.

Was in der materiellen Ansicht des Lichts die meisten Zweifel erregt hat, ist die ausserordentliche Subtilität dieser Materie. — Der Mensch hat von Natur Tendenz zum Grossen. Das Grösste, mag es doch seine Einbildungskraft übersteigen, findet Glauben bey ihm, denn er fühlt sich selbst dadurch erhoben. Aber er sträubt sich gegen das Kleine, uneingedenk, dass die Natur im einen so wenig als im andern Gränzen anerkenne.

Hier ist vielleicht der Ort, noch Etwas über die neuern Hypothesen vom Phlogiston zu sagen.

Mehrere berühmte Chemiker (Richter, Gren, u. a.) lassen das Licht aus Brennstoff und Wärmestoff bestehen. Was die Annahme selbst betrift, so kann man fragen: aus was denn alsdann wohl der Brennstoff und Wärmestoff bestehen werde? — Wenn aber der Beweis dieser Annahme daraus geführt wird, dass beym Verbrennen eine doppelte Wahlanziehung statt finde, — dass es also einen Bestandtheil des Körpers geben müsse, der beym Verbrennen frey geworden, mit dem Wärmestoff der Luft zusammentrete, und Licht bewirke, — so giebt es dafür nicht Einen entscheidenden Beweis. Da sich übrigens das Licht von jeder andern Materie nur durch den Grad seiner Elasticität unterscheidet, so kann wirklich jede Materie als Lichtstoff betrachtet werden, d. h. jede kann Licht werden, jede eine Elasticität erhalten, die der Elasticität des Lichts gleich ist. Allein die Rede ist nicht von dem, was seyn kann, sondern von dem, was ist. Nun hat aber der Körper im gewöhnlichen Zustande diese Elasticität nicht. Sogar Licht, das den Körper berührt, verliert seine

Elasticität, und hört damit auf, Licht zu seyn. Es fragt sich also, ob der Grundstoff des Körpers während des Verbrennens erst Eigenschaften des Lichts annehme? Und könnte man dies beweisen, was aber unmöglich ist, so hätte man damit nichts gewonnen und nichts verloren. — Was aus einer Materie alles werden kann, kann niemand sagen; was aber jezt, bey diesem bestimmten Procefs, aus ihr wird, mufs man sagen können, denn das lehrt Erfahrung, und diese sagt offenbar, dafs die Lebensluft allein bey diesem Procefs Verhältnisse der Elasticität annimmt, die das Phänomen des Lichtes geben.

Macquer schon behauptete, das Phlogiston sey nicht schwer. Neuerdings behauptet Herr Gren, (wie früher schon Dr. Black,) es seye negativ-schwer. Auch Herr Piktet giebt dem Feuer eine direction antigrave. Mit dem nämlichen Rechte könnte man jedem Körper eine solche Tendenz gegen die Schwere geben, in dem Princip der Extension nämlich, und also auch hier blofse Gradverschiedenheiten statt finden lassen, so dafs das Licht nur nahe zu die reine Expansivkraft repräsentirte, und deswegen irgend ein Verhältnifs zur Schwere bey ihm für alle Mittel unerkennbar wäre.

Ganz anders ist es mit dem Wärmestoff, als mit dem Licht. Das Licht erscheint selbst als Materie von bestimmter Qualität, die Wärme aber ist selbst keine Materie, sondern blofse Qualität — blofse Modifikation jeder — gleichviel welcher? — Materie. Wärme ist ein bestimmter Grad von Expansion. Dieser Zustand der Expansion ist nicht nur Einer bestimmten Materie eigenthümlich, sondern

kann jeder möglichen Materie zukommen. Man wird vielleicht einwenden, Körper ſeyen doch nur inſofern warm, als sich das Wärmefluidum in ihren Zwiſchenräumen anhäuſe. Allein, auch vorausgeſetzt, daſs eine ſolche Anhäufung ſtatt ſindet, ſo begreift man noch nicht, wie die Körper ſelbſt dadurch erwärmt werden. Und wenn die Wärme nur ein beſtimmter Grad von Elaſticität iſt, ſo muſs sie, ſobald sie den Körper berührt, dieſe Elaſticität entweder verlieren, oder den Körper ſelbſt in einen gleichen Zuſtand verſetzen. Wenigſtens muſs man ſagen: das Wärmefluidum durchdringe die Körper. Allein keine Durchdringung eines Körpers findet ſtatt, ohne daſs der letztere ſeinen Zuſtand ändre.

Damit wird nicht geläugnet, daſs z. B. feſte Körper, durch Vermittlung des Fluidums, das sie umgiebt, (der Luft) erwärmt werden. Aber dieſes Fluidum iſt ſelbſt nicht die Wärmematerie, ſondern nur Fluidum von bestimmterm Grad der Expansion, wodurch es fähig wird, ein Gefühl von Wärme in unſerm Organ hervorzubringen. Auch iſt es nicht der bloſse Beytritt dieſes Fluidums zum Körper, was ihn erwärmt, ſondern es iſt die Wirkung, die es auf die Grundkräfte des Körpers ſelbſt ausübt. Jetzt erſt, nachdem das Gradverhältniſs ſeiner Grundkräfte verändert ist, kann der Körper ſelbſt erwärmt heiſsen; wo nicht, ſo iſt ſeine Erwärmung bloſs ſcheinbar, sie kommt nur dem Fluidum zu, das sich in ſeinen Zwiſchenräumen befindet.

Hier iſt es alſo ganz anders, als beym Licht. Denn wir kennen bis jetzt nur Eine Materie, (die

Lebensluft, und einige, die sich ihr annähern,) als solche, welche zu dem Grad von Elasticität, der von dem Phänomen des Lichts begleitet ist, übergehen können. Darum haben wir das Recht, von einer Lichtmaterie zu sprechen. Allein erwärmt werden kann unmittelbar in sich selbst (durch Reibung) jede Materie, und das nicht durch den Beytritt eines unbekannten Fluidums allein, sondern durch gleichzeitige Veränderung, die im Körper selbst vorgeht.

Wenn man nun noch hiezu nimmt, dafs Wärme in sehr vielen unbezweifelten Fällen durch blofse Veränderung der Kapacität entsteht, so wird man geneigt, Wärme überhaupt für ein blofses Phänomen des Uebergangs einer Materie aus dem elastischern Zustand in den minderelastischen, (wie aus dampfförmigem in tropfbar-flüssigen) anzusehen. Man wird einwenden, dafs doch z. B. zur Bildung des Dampfs Wärme erforderlich war. Aber was war denn diese Wärme? Etwa ein besonderes Fluidum, das sich mit dem Wasser zu Dampf verband? Aber alles, was die Erfahrung beym Verdampfen des Wassers von einem erhitzten Körper zeigt, ist, dafs das Wasser durch die Wechselwirkung und Ins-Gleichgewicht-Setzung mit diesem in seiner Expansivkraft beträchtlich erhöhten Körper einen Grad von Expansion annahm, der es in Dampfgestalt fortführt.

Nun ist ferner durch Crawfords Experimente ausgemacht, dafs Wärme ein völlig relativer Begriff ist, dafs durch gleiche Quantitäten von Wärme verschiedne Körper ganz verschieden erwärmt werden. Crawford hat für diese verschiedne Beschaffen-

heit der Körper den Ausdruck der Kapacität erfunden, der sehr gut gewählt war, weil er das Phänomen ganz — aber auch nicht mehr, als dieses — bezeichnete. Auf jeden Fall aber folgt daraus, daſs nicht etwa ein bestimmter absoluter Grad von Expansivkraft das Phänomen der Wärme giebt, sondern daſs jeder Körper seinen eignen, bestimmten Grad von Expansion hat, auf welchem er als erwärmt oder als erhitzt erscheint.

Es giebt also keine absolute Wärme, und Wärme überhaupt ist nur das Phänomen eines Zustandes, in welchem der Körper sich befindet. Wärme ist keine absolute — überall sich selbst gleiche — sondern eine von zufälligen Bedingungen abhängige Qualität. Man setze selbst unter den empirisch unbekannten elastischen und ursprünglich expansiven Fluidis eines, welches das vorzüglichste Vermögen hat, Körper zu erwärmen, so ist doch das Wesen desselben Materie, die aller andern gleich ist, und nur die Bestimmung einer relativ gröſsern Expansionskraft das, wodurch es sich von andern unterscheidet. Allein diese Bestimmung kommt auch dem festen Körper zu, der einem andern Wärme mittheilt. Wenn ein Fluidum, als solches, seinem Wesen nach Ursache der Wärme ist, woher hat denn dieses Fluidum seine Fähigkeit, Wärme mitzutheilen? — Eine Wärmematerie als Ursache der Wärme annehmen, heiſst die Sache nicht erklären, sondern sich mit Worten bezahlen.

Aber, wird man einwenden, es ist erwiesen, daſs der Wärmestoff chemische Verbindungen eingeht, daſs er z. B. die Ursache der Flüssigkeit, daſs er also

Grundstoff jedes flüssigen Körpers ist. Aber, was ist denn überhaupt der Begriff von einem Flüssigen? Crawford sagt: Ein flüssiger Körper hat mehr Kapacität als ein fester, und daher kommt es, daſs er beym Uebergang aus dem festen in flüssigen Zustand so viele Wärme aufnimmt, die seine Temperatur um nichts erhöht. Für den Ausdruck Kapacität aber läſst sich sehr leicht ein allgemeinerer Ausdruck finden. Und dann läſst sich Crawford's Satz umkehren: weil, kann man sagen, dem Eis weit mehr Wärme zugeführt wird, als es in seinem bisherigen Zustand aufnehmen kann, ändert es diesen Zustand, nicht also, weil es jetzt mehr Kapacität hat, nimmt es mehr Wärme auf, sondern weil und insofern es mehr Wärme aufgenommen hat, hat es von nun an gröſsere Kapacität. Also ist die Kapacität eines flüssigen Körpers selbst ein Plus oder Minus von Wärme, das er aufgenommen hat. Je mehr er davon aufnehmen muſste, um in diesen bestimmten Zustand zu kommen, desto mehr muſs angewandt werden, um ihn in einen noch elastischern Zustand übergehen zu lassen. Wenn also Wärme z. B. Ursache der Flüssigkeit des Eises ist, so heiſst dies nur so viel: Wärme (d. h. ein höherer Grad von Expansibilität) der dem Eis durch irgend eine Materie (z. B. Wasser, das bis zu einem gewissen Grad erhitzt ist) mitgetheilt wird, (indem dieses sich mit ihm ins Gleichgewicht zu setzen und seine Expansion im Verhältniſs zu ihm zu vermindern sucht) giebt dem vorher festen Körper einen höhern Grad von Expansibilität, wodurch er die Eigenschaften eines flüssigen annimmt. Also ist es nicht die Wärme, oder ein besonderer Wärmestoff, der mit dem Eis eine chemische Verbindung

eingeht, sondern es ist die erwärmte Materie selbst, z. B. Wasser, das man zum Experiment anwendet, die sich mit der andern Materie in einen dynamischen Processs setzt, und die Flüssigkeit, die man erhält, ist ein gemeinschaftliches Produkt aus dem Plus und Minus von Wärme des erhitzten und des gefrornen Wassers, so wie, wenn man flüssige Materien von verschiedner Dichtigkeit vermischt, die Flüssigkeit, die man erhält, das Produkt aus den Dichtigkeiten beyder ist. Niemand wird an einen besondern Stoff denken, der sich mit der flüssiger-gewordnen Materie verbunden hat. — Mit dem nämlichen Recht könnte man, da das Wasser in dem obigen Processs seine Wärme verliert, einen kaltmachenden Stoff annehmen, den das Eis dem Wasser gegen den Wärmestoff abgiebt.

Ein scharfsichtiger Naturforscher macht gegen Crawfords Vorstellungsart, über das Entstehen flüssiger Körper, folgende Einwendungen. "Es entsteht die Frage," sagt er, "die für die Crawfordische Theorie von grosser Wichtigkeit ist: Rührt das Verschlucken (der Wärme durch schmelzendes Eis) bloss von einer vermehrten Kapacität her, oder geht der Wärmestoff hier eine Art chemischer Verbindung mit dem Körper ein, und bewirkt dadurch Flüssigkeit? — Erklärt man jenes Verschlucken der Wärme aus einer blossen vermehrten Kapacität, und wirklich sollen sich die Kapacitäten des Eises und Wassers wie 9 u. 10 verhalten, so hängt zwar, flüchtig angesehen, alles gut zusammen; das Wasser ist nichts weiter als ein Eis von grösserer Kapacität. Allein man bedenkt alsdann nicht, dass bey dieser Art zu räsonniren eine der grössten Erscheinungen in der Natur ohne alle

Erklärung bleibt. Wenn, durch einen beträchtlichen Aufwand von Wärme, aus Eis Waſſer wird, das nicht wärmer iſt als jenes Eis, ſo iſt wohl die erſte Frage: iſt nicht dieſe Wärme zum Theil dazu verwendet worden, dem Eiſe Flüſſigkeit zu geben? und dann erſt, wenn dieſes ausgemacht iſt, kann man unterſuchen, was das entſtandene Fluidum für eine Kapacität habe. Es muſs erſt erklärt werden, wie Flüſſigkeit entſteht, ehe man ſich um die Kapacität derſelben bekümmert, denn die gröſsere Kapacität kann doch nicht die Urſache der gröſsern Kapacität ſeyn. Ich kann mir gar wohl ein Fluidum gedenken, deſſen Kapacität um nichts gröſser wäre als die des feſten Körpers, aus dem es entſtanden iſt, und das dem ungeachtet eine groſse Menge Wärme bey ſeiner Entſtehung verſchluckt hätte. Es ſcheint vielmehr, daſs, um aus Eis Waſſer zu machen, die Wärme eine Verbindung mit dem Eiſe eingehe, dadurch einen neuen Körper bilde, und durch dieſe Verbindung alle Kraft zu wärmen verliere, und alſo nicht mehr frey ſey, und folglich nicht zu jener Wärme gerechnet werden könne, von welcher Kapacität abhängt." *)

Ueber dieſe Einwendungen ſeyen mir folgende Bemerkungen erlaubt.

Daſs ſich Wärmeſtoff mit dem Eis chemiſch verbindet, könnte — auch wenn man es einräumte — doch das Flüſſigwerden des letztern nicht erklären, wofern man nicht wieder auf einen beſtimmten Begriff von chemiſcher Verbindung zurück-

*) Lichtenberg zu Erxleben. S. 444.

ginge, wodurch man am Ende doch darauf zurückkommt: das Waſſer ſey ein Produkt aus dem Plus und Minus von Expanſibilität (ſo werde ich mich der Kürze halber immer ausdrücken) der Wärmematerie und des Eiſes. Allein jenes Plus von Expanſibilität, durch welches Flüſſigkeit bewirkt wird, kann auch nur eine Modifikation des Fluidums ſeyn, das man zum Proceſs angewandt hat, und man iſt nicht genöthigt, in dieſem Fluidum z. B. dem Waſſer, noch ein zweytes anzunehmen, durch welches es ſelbſt erſt warm geworden iſt.

Was aber den Begriff von Kapacität betrifft, ſo iſt dieſer Begriff in der Crawfordſchen Theorie viel zu enge, er läſst ſich aber erweitern, und dann fällt der Einwurf: "Es muſs erſt das Entſtehen der Flüſſigkeit erklärt werden, ehe man ſich um ihre Kapacität bekümmert," weg. Denn dieſe Flüſſigkeit und dieſe beſtimmte Kapacität (d. h. dieſer beſtimmte Grad von Expanſibilität,) ſind Eins und Daſſelbe. Nur inſofern das Waſſer dieſe beſtimmte Flüſſigkeit iſt, hat es auch dieſe beſtimmte Kapacität, und umgekehrt, nur inſofern es dieſe beſtimmte Kapacität hat, iſt es dieſe beſtimmte Flüſſigkeit. Verändert ſich ſeine Kapacität, ſo ändert ſich auch der Grad ſeiner Flüſſigkeit *), und umgekehrt, ſetzt man eine andere Flüſſigkeit voraus, ſo ſetzt man auch eine andere Kapacität voraus.

---

*) Man kann als allgemeinen Grundſatz aufſtellen: der Grad der Kapacität iſt der Grad der Unerregbarkeit durch Wärme.

Es existirt keine Flüssigkeit überhaupt, wie also Flüssigkeit überhaupt entstehe, und welche Flüssigkeiten möglich seyen — darauf braucht man sich nicht einzulassen. Aber diese einzelne, bestimmte Flüssigkeit verschluckt bey ihrem Entstehen diese bestimmte Quantität Wärme, und eben deswegen, und nur insofern ist sie diese bestimmte Flüssigkeit und dieser bestimmte Grad von Kapacität.

Man hat sehr richtig unterschieden luftförmige Flüssigkeiten, die durch Kälte zerstörbar, und solche, die nicht zerstörbar sind. Die erstern setzen, wenn sie durch Druck oder Kälte zerstört werden, eine grosse Quantität Wärme ab; es fragt sich, woher dieser Unterschied rühre? Wir bemerken, dass im ersten Fall die Materie, das Wasser, bloss ihren äussern Zustand ändert, wie es auch die atmosphärische Luft thut, wenn sie unter der Gloke verdünnt wird, die dadurch doch nicht zu inflammabler wird: dagegen in dem andern Fall das innre dynamische Verhältniss verändert ist und die luftförmigen Flüssigkeiten, die nur durch Zersetzung zerstörbar sind, nicht mehr, wie der Dampf des verschiedenen Zustandes unerachtet noch Wasser, sondern Materie eigenthümlicher und von andern verschiedener Art sind.

Mir scheint es, als ob zwischen der Crawfordschen Theorie der Wärme, (abgerechnet die Hypothesen der ältern Chemie, die ihr beygemischt sind, aber nicht zur Sache selbst gehören,) und der Theorie der neuern Chemiker keine so grosse Verschiedenheit statt finde, als man gewöhnlich annimmt. Zuletzt liegt die ganze Verschiedenheit in der Sprache. Die Sprache der Chemiker, der sie sich mit Vortheil bedienen, ist populärer, und den gewöhnlichen Vorstellungen an-

gemeſsner; Crawfords Sprache iſt philoſophiſcher. Selbſt die Theorie des Verbrennens muſs am Ende doch in dieſer Sprache ausgedrückt werden, ſo bald man ſich nicht mit den Ausdrücken der populären Chemie, Verwandſchaft u. ſ. w. begnügen will. Und die erweiterte Crawfordſche Theorie, — an und für ſich ſelbſt ſchon das Werk eines ächt philoſophiſchen Geiſtes, — wird früher oder ſpäter die Theorie aller philoſophiſchen Naturforſcher werden, denn, was die experimentirenden betrifft, ſo iſt es vortheilhaft, daſs ſie bey ihrer kürzern und allgemeinverſtändlichern Sprache bleiben.

Was iſt nun aber der eigentliche Grund des Intereſſes, das die Naturforſcher an der Behauptung eines beſondern Wärmeſtoffs nehmen? — Ohne Zweifel fürchten ſie, daſs, wenn man die Wärme als bloſes Phänomen — als bloſse Modifikation der Materie überhaupt betrachtete, eine ſolche Vorausſetzung der Einbildungskraft allzuviel Freyheit verſtatten, und ſo die Fortſchritte der Naturforſchung aufhalten würde. Dieſe Furcht iſt nicht ungegründet. Da uns die Wärme urſprünglich bloſs durch Empfindung bekannt wird, ſo können wir uns ganz nach Belieben einbilden, was ſie wohl, unabhängig von unſrer Empfindung, ſeyn möge, denn eine beſtimmte Materie läſst der Einbildungskraft wenig Freyheit übrig; bloſse Modifikationen der Materie aber können wir uns unendlich-viele, und doch keine einige davon beſtimmt vorſtellen, wenn ſie uns nicht in der Anſchauung gegeben ſind.

Allein wir wiſſen doch ſonſt Gegenſtände, die an ſich problematiſch ſind, der Willkühr der Erdich-

tung dadurch zu entziehen, dafs wir ihre Erscheinungen bestimmten Gesetzen unterwerfen, und die Ursachen derselben zu bestimmen suchen, denn dadurch erhalten unsere Kenntnisse Zusammenhang und Nothwendigkeit, und der Willkühr der Einbildung werden Zügel angelegt.

Das erstere nun haben die scharfsinnigsten Naturforscher unsers Zeitalters unternommen. Immerhin mögen sie, zur Erleichterung ihrer Untersuchungen, das Daseyn eines besondern Wärmestoffs voraussetzen. Sind einmal die Gesetze, denen die Phänomene der Wärme folgen, in ihrer ganzen Allgemeinheit aufgefunden, so wird es sehr leicht werden, sie in die philosophischere Sprache zu übersetzen.

Wenn aber Wärmestoff nichts mehr und nichts weniger andeuten soll, als die Ursache der Wärme, so werden über die Nothwendigkeit der Annahme eines Wärmestoffs alle sonst noch so verschieden denkende Naturforscher einig seyn, vorausgesetzt, dafs diese Ursache nicht wiederum etwas blofs Hypothetisches seye. Denn es ist eine sehr bequeme Philosophie, Modifikationen der Materie anzunehmen, ohne eine bestimmte Ursache anzuführen, die diese Modifikationen bewirkt, und so lange wir diese nicht angeben können, ist unsere ganze Philosophie eitel. Giebt man aber eine Ursache an, die selbst wieder nur problematisch ist, (wie der Wärmestoff,) so ist der Erdichtung kein Ziel gesetzt.

Hieher gehört nun, die Mittel abgerechnet, welche die Natur anwendet, um die Kapacität der Kör-

per zu vermindern, als Haupturfache der Wärme das Licht, eine Behauptung, worinn ich das Urtheil des gemeinen Verftandes fowohl, als das Zeugnifs der Erfahrung für mich habe *). Das Licht ift nun etwas, was nicht blofs in der Empfindung gegeben ift, fondern was auch objektiv durch Gefetze beftimmt, und deffen Bewegungen fowohl als Intenfität gemeffen werden können. Eine vollkommne Wiffenfchaft des Lichts, wozu ich vorzüglich Photometrie rechne, wird auch den Unterfuchungen über die Phänomene der Wärme, zum Theil wenigftens, fichren Weg bahnen.

Man hat aber kein Recht, das Licht an fich für wärmend zu halten. Vielmehr habe ich oben fchon erwiefen, dafs das Licht gerade in dem Grade wärmt, in welchem es aufhört, Licht zu feyn. Den Erfahrungen, die dort zum Beweis angeführt find, könnten noch mehrere beygefügt werden, wenn man genaue Verfuche über die verfchiedne Erwärmung derfelben Körper durch die verfchiednen Strahlen des Prisma anftellte **).

Auch kann noch fehr viel geleiftet werden durch Unterfuchung des verfchiednen Einfluffes des Lichts auf verfchiedne Luftarten, und auf verfchiedne Materien aller Art überhaupt. Der Zufammenhang der Farben der

---

*) Man f. 1ftes Buch 2tes Kap.

**) Senebier hat es zum Theil gethan, aber unter Rückfichten, die feine Unterfuchungen zu fehr einfchränkten.

Körper mit dem Grad ihrer Oxydation mufs darauf aufmerksam machen.

Wenn man aber das Licht für die Ursache der Wärme ausgiebt, so mufs man nie vergessen, dafs in der Natur nichts einseitig ist, dafs also auch umgekehrt Wärme, als Quelle des Lichts, betrachtet werden kann: denn so gut das Licht aus seinem elastischern Zustand in den minderelastischen der Wärme übergehen kann, kann auch umgekehrt Wärme aus diesem Zustand zu jenem zurückkehren. Daher kommt es, dafs mehrere Naturforscher das Licht als Modifikation der Wärme betrachtet haben, eine Ansicht, die deswegen unrichtig scheint, weil nicht jede Wärme — Licht, so wie jedes Licht — Wärme, werden kann.

So viel von den feinern Materien. Ich gehe zu den gröbern Stoffen über.

Schon das Bestreben der gemeinen Chemie, die Stoffe, so viel möglich, auf Grundstoffe zurückzuführen, verräth, dafs sie (in der Idee wenigstens,) ein Princip der Einheit vor Augen hat, dem sie sich standhaft, und so weit als möglich, anzunähern sucht. Giebt es aber ein solches Princip, so ist kein Grund vorhanden, in dem Bestreben nach Einheit unsrer Erkenntnisse, irgendwo stille zu stehen, vielmehr müssen wir wenigstens als möglich voraussezen, dafs fortgesetzte Untersuchung, und ein tieferer Griff in das Innere der Natur, Stoffe, die jetzt noch völlig heterogen erscheinen, als Modifikationen eines gemeinschaftlichen Princips finden werde.

Wenn

Wenn man aber, wie es dann nothwendig ist, fragt, was denn zuletzt dasjenige seye, wovon alle Qualitäten Modifikationen seyen, so bleibt uns dafür nichts übrig, als die Materie überhaupt. Das Regulativ einer wissenschaftlich-fortschreitenden Chemie wird also immer die Idee bleiben, alle Qualitäten nur als verschiedne Modifikationen und Verhältnisse der Grundkräfte zu betrachten. Denn diese sind das Einzige, was die empirische Naturlehre postuliren darf, sie sind die Data jeder möglichen Erklärung, und indem die Naturforschung sich selbst diese Gränze setzt, macht sie sich zugleich anheischig, alles, was innerhalb dieser Gränzen liegt, als Gegenstand ihrer Erklärungen zu betrachten. Die Chemie muss durch ein Princip dieser Art ausserordentlich viel gewinnen.

Denn erstens dient es als Hypothese wenigstens, die man den Angriffen eines halbphilosophischen Scepticismus, denen die bloss empirische Chemie sehr leicht ausgesetzt ist, mit Fug und Recht entgegensetzen kann. Die Qualitäten der Körper, könnte ein solcher Skeptiker sagen, können doch nur in Bezug auf eure Empfindung Qualitäten heissen, welches Recht habt ihr also, etwas, was bloss für eure Empfindung gültig ist, auf die Gegenstände selbst überzutragen.

Man kann einen solchen Einwurf ganz ignoriren, so lange man sich auf die gemeine, praktische Chemie einschränkt. Allein der theoretische, wissenschaftliche Ton, den die Chemie neuerdings

angenommen hat, verträgt sich nicht mit der völligen Gleichgültigkeit gegen erste Principien, auf die man am Ende, wenn man lange genug experimentirt hat, und nun seiner Wissenschaft auch im Zusammenhange des ganzen Wissens ihre Stelle anweisen will, doch zurückkommen muſs.

Eine Chemie, die Grundstoff auf Grundstoff annimmt, ohne einmal zu wissen, mit welchem Recht sie das thut, und wie weit die Gültigkeit einer solchen Annahme reicht, verdient nicht den Namen einer theoretischen Chemie.

Denn eine Menge von Grundstoffen, die sich alle durch besondere Qualitäten von einander unterscheiden, sind eben so viele Schranken der weitern Nachforschung, so lange wenigstens, als man noch nicht untersucht hat, worauf denn am Ende alle Qualität einzig und allein beruhe. Hat man aber einmal gefunden, daſs Qualität überhaupt etwas ist, was sich auch für den Verstand gültig — allgemein verständlich — ausdrücken läſst, so mag man ohne Scheu so viele verschiedne Qualitäten der Materie — also auch eben so viele Grundstoffe annehmen, als man zum Behuf der empirischen Naturforschung nöthig hat.

Denn Grundstoff in der Chemie soll doch wohl so viel sagen, als ein Stoff, über den wir mit unsern Experimenten nicht hinaus können. Was sich aber allein allen empirischen Naturforschungen mit Fug und Recht entziehen kann, ist das Verhältniſs der Grundkräfte der Materie. Denn da dieses selbst erst eine bestimmte Materie — (eine andere

giebt es nicht) — möglich macht; so können wir es nicht selbst wieder aus einem physischen Grunde, d. h. einem solchen, der Materie voraussetzt, erklären. Mit dieser Voraussetzung also (dass alle Qualität der Materie auf Verhältnissen ihrer Grundkräfte beruhe,) haben wir die Befugniss dargethan, der empirischen Naturforschung gewisse Schranken zu sezen, über die sie nicht hinausgehen darf. Und damit hat man das Recht erlangt, jede besondere Qualität der Materie, wenn sie nur eine bestimmte und permanente Qualität ist, durch Grundstoffe auszudrücken, die man als Gränzen betrachten kann, welche das Gebiet einer erfahrungsmässigen, auf Thatsachen beruhenden Naturlehre von dem Gebiet der bloss philosophischen Naturwissenschaft, oder dem unsichern, weitem Feld der blosen Einbildung und der Erdichtung, unterscheiden.

Der Begriff eines Grundstoffs in der Chemie also ist dieser: Die unbekannte Ursache einer bestimmten Qualität der Materie. Also darf man unter Grundstoff nicht die Materie selbst, sondern nur die Ursache ihrer Qualität verstehen. Ferner: Wo sich diese Ursache angeben und darstellen lässt, hat man kein Recht, zu Grundstoffen seine Zuflucht zu nehmen.

Dies vorausgesetzt — einige Rückblicke auf Licht und Wärme! — Es ist eine kaum zu ertragende Verwirrung der Begriffe, wenn man von Lichtstoff sprechen hört, worunter die meisten doch nichts anders, als das Licht selbst verstehen. Dass aber diese Materie, die man Licht nennt, diese bestimmten Qualitäten hat, mag man immerhin,

d. h. mit dem nämlichen Recht, von einem Grundstoff ableiten, wie die Qualitäten andrer Materien; nur hat man gerade hier so viel wie nichts gewonnen, da das Licht ohnehin an der Gränze aller uns bekannten Materie steht, und insofern selbst reine Qualität scheint.

Noch viel weniger Recht aber hat man, von einem Wärmestoff zu sprechen, wenn man darunter eine unbekannte Ursache versteht, durch welche die Materie so modificirt werden kann, dass sie die Phänomene der Wärme zeigt. Denn eine solche Ursache ist nichts Unbekanntes, denn das Licht kann schon deswegen nicht Wärmestoff heissen, weil es eine Materie ist, deren Gesetze wir kennen, und eben so ist es mit den Ursachen, durch welche die Kapacität der Körper vermindert, und somit Wärme hervorgebracht wird.

Ferner: Grundstoff kann nur die Ursache einer Qualität heissen, aber einer solchen Qualität, die weder der Materie überhaupt, noch einer bestimmten Materie blofs zufällig zukommt. Insofern hat freylich die Annahme von Grundstoffen sehr weite Gränzen. So spricht die neuere Chemie von Riechstoff, Zuckerstoff — vielleicht dafs wir bald einen allgemeinen Geschmackstoff bekommen. So etwas läfst sich vertheidigen. Aber einen Wärmestoff giebt es nicht, denn Wärme ist eine Qualität, die aller Materie zukommen kann, die zufällig und relativ ist, die sich blofs auf den Zustand des Körpers bezieht, und mit deren Daseyn oder Nichtdaseyn der Körper auch nicht Eine absolute Qualität gewinnt oder verliert. Wenn man endlich

gar jemand von einem Hart- oder Weichstoff, oder von einem Leicht- oder Schwerstoff sprechen hört oder hörte, so wüsste man nicht, was man von ihm halten sollte.

Was nun die Hauptstoffe der neuern Chemie betrifft, so ist keiner derselben für sich darstellbar, und nur insofern auch können sie Grundstoffe heissen.

Wenn man aber die Idee vor Augen hat, die allen Untersuchungen über die verschiedene Qualität der Materie als Regulativ zu Grunde liegen muss, so ist man genöthigt, vorauszusetzen, dass der ganze Unterschied dieser Grundstoffe blos auf gradualen Verschiedenheiten beruhe. Wenn also von mehrern Stoffen keiner den andern, alle zusammen aber einen dritten anziehen, so kann man annehmen, dieser dritte habe das mittlere Verhältniss zu allen übrigen. Diese aber unterscheiden sich von einander nur durch ihre grössere oder geringere Abweichung von jenem gemeinschaftlichen Medium, sie seyen insofern alle durch ihr gemeinschaftliches Verhältniss zu diesem Medium sich selbst homogen, heterogen aber jenem gemeinschaftlichen Grundstoff, den sie alle anziehen (denn nur zwischen heterogenen Materien ist qualitative Anziehung).

Diese Idee ist selbst für die Fortschritte der empirischen Nachforschung nicht ohne Nutzen.

Denn sie erregt die Hoffnung, am Ende alle Verschiedenheit der Grundstoffe nur auf einen

einzigen Gegensaz zurückführen zu können! Die Natur wird dadurch einfacher. Der Kreislauf, in welchem sie besteht, ist uns begreiflicher.

Ich gebe einige Beyspiele. — Als Grundstoff der vegetabilischen Körper nennt man den Kohlenstoff (Carbon); geht man nun auf das Wachsthum der Pflanzen zurück, so ist die einzige Quelle ihrer Nahrung der Boden und die Luft. Was sie aber aus beyden vorzüglich an sich ziehen, ist Wasser. Der eine Bestandtheil desselben ist das Oxygene, eben der Grundstoff, welcher, allen heterogen, eben deswegen von allen übrigen angezogen wird. Der andere das völlig problematische Hydrogene der neuern Chemie. Es fragt sich, welcher Veränderungen diese Grundstoffe fähig sind? Da der Unterschied aller zusammen nur ein gradualer Unterschied ist, so kann man antworten: aller möglichen Veränderungen; denn die Natur kann eine Menge chemischer Mittel anwenden, die gar nicht in unsrer Gewalt sind, und der Mechanismus des Wachsthums aller organischen Produkte läſst keinen Zweifel übrig, daſs die Organe derselben in der Hand der Natur Instrumente sind, durch welche sie Modifikationen der Materie bewirkt, welche wir mit all' unsrer chemischen Kunst vergebens zu bewirken streben. Wir brauchen daher auch nicht anzunehmen, daſs die Natur den Pflanzen (bey denen der Mechanismus der Assimilation nicht so auffallend ist, wie bey den Thieren) schon völlig zubereitete Nahrungsſäfte zuführe. Die Pflanze ist nicht durch ihre Bestandtheile das, was sie ist, (wir kennen die Bestandtheile der meisten Pflanzen, und können doch

keine hervorbringen,) sondern ihre ganze Existenz hängt an einem fortgehenden Process der Assimilation.

Dies vorausgesetzt, so ist bekannt, dass die Pflanzen den Einen Bestandtheil des Wassers als Lebensluft aushauchen. Also wäre wohl der Hauptstoff aller vegetabilischen Körper, der Kohlenstoff, nichts anders, als eine Modifikation des brennbaren Grundstoffs im Wasser — (des Hydrogenes der neuern Chemie), und man hätte dadurch schon zwischen zween Grundstoffen, die sonst isolirt dastehen, eine Einheit des Princips entdeckt.

Wichtiger ist die Frage: durch welches Mittel die Natur den beständigen Verlust an reiner Lebensluft, den die Atmosphäre erleidet, zu ersetzen im Stande seye? Von der Entwicklung dieser Luftart aus den Pflanzen (die von Zeit und Umständen abhängig ist) kann das Daseyn eines für das Leben so wichtigen Elements nicht ausschliessend abhängig seyn. Nun lassen sich freylich noch viele andere Möglichkeiten denken, z. B. dass das Wasser seinen brennbaren Grundstoff an andere Körper absetzen und in Lebensluft übergehen könne, dass durch beständige Wiederherstellungen (Desoxydationen) ehemals verbrannter Körper in und auf der Oberfläche der Erde jener Grundstoff der reinen Luft entbunden werde u. s. w. Allein alle diese Möglichkeiten überlassen allzuviel dem Zufall, als dass man sich mit ihnen begnügen könnte. Also muss wohl die Natur Mittel haben, diesen Grundstoff der Lebensluft immerfort zu erneuern — Modifikationen zu bewirken, welche hervorzubringen uns schlechter-

dings unmöglich ist. Und dies sollte jetzt das grosse Ziel der Bemühungen der Chemiker und Naturforscher seyn, der Wirkungsart der Natur (welche sie bisher im Kleinen — mit so glücklichem Erfolg nachzuahmen suchten,) im Grossen nachzuspüren, zu erforschen, durch welche Mittel und nach welchen unveränderlichen Gesetzen die Natur dem ewigen Kreislauf, in welchem sie fortdauert — nicht dem Einzelnen, sondern dem Ganzen — nicht dem Individuum, sondern dem System — Bestand und Fortdauer gebe.

Merkwürdig ferner ist in dieser Rücksicht die innige Mischung zwoer ganz heterogener Luftarten in der Atmosphäre, und das beynahe immer gleiche, nie verletzte, für die Fortdauer des animalischen und vegetabilischen Lebens fein berechnete Verhältniss derselben. Dazu kommt, dass uns der Ursprung einer dieser Luftarten (der azotischen,) bis jetzt noch völlig unbekannt ist. — Denn dass die Basis dieser Luftart der Grundstoff des Salpeters ist, dient nur als ein Wink, eine gemeinschaftliche Entstehungsart beyder vorauszusetzen. Dieser Ungewissheit wegen glaubte ich im Abschnitt von den Luftarten *) selbst einen bis jezt noch ganz problematischen Versuch — (die Entstehung dieser Luftarten betreffend) als ein Mittel, der Sache näher zu kommen, der noch genauern Untersuchung der Chemiker empfehlen zu dürfen.

---

*) s. oben S. 151.

Da die Verbindung der beyden Luftarten in der Atmosſphäre eine Art der chemiſchen Verbindung ſeyn muſs, ſo entsteht ſehr leicht die Vermuthung, beyde möchten wohl ſchon in ihrer urſprünglichen Entwicklung verbunden geweſen ſeyn. Ihre Quelle wäre alſo eine gemeinſchaftliche, und ſo beſchaffen, daſs durch das Mittel, welches die Natur zu ihrer Entwicklung anwendet, nur beyde zugleich aus ihr entwickelt werden könnten. Doch ist man um ſo weniger zu einer ſolchen Vorausſetzung genöthigt, da, ſo viel wir jetzt einſehen, und wenn uns nicht neue Entdeckungen eines andern belehren, in der Natur ein weit geringerer Aufwand von azotiſchem Gas, als von Lebensluft gemacht wird.

Aber daran muſs ſich der Naturforſcher erinnern, daſs die Natur bey ihren groſsen chemiſchen Proceſſen Mittel anwenden kann, die wir erſt entdecken müſſen, daſs alſo auch die Unmöglichkeit, in der wir uns befinden, einen gegebenen Körper oder Grundſtoff auf beſtimmte Art zu modificiren, kein Beweis iſt, daſs ſich die Natur in derſelben Unmöglichkeit befinde. So iſt z. B. das Waſſer ein Körper, deſſen Beſtandtheile, wie es ſcheint, (und wie ſelbſt Verſuche zeigen) verſchiedner quantitativer Verhältniſſe fähig ſind, und von denen die beyden durch Oxygen und Hydrogen bezeichneten ſelbſt nur zwey mögliche Arten ſind. Da dieſes Fluidum das Mittelglied zwiſchen den elaſtiſchen Flüſſigkeiten und den feſten Körpern iſt, ſo kann man zum voraus vermuthen, daſs es bey den Hauptproceſſen der Natur, bey Bildung von Grundſtoffen und feſten Körpern, vielleicht ſelbſt bey Bildung von Luftarten im Groſsen nicht ganz müſsig iſt.

Diese Beyspiele sind, wie ich glaube, hinreichend, darzuthun, welchen Vortheil für Erweiterung unserer Kenntnisse die Idee, daſs sich alle Grundstoffe der Körper am Ende doch nur durch graduale Verhältnisse von einander unterscheiden, gewähren könne, sobald man sie der empirischen Nachforschung als Regulativ zu Grunde legt.

Der Zweck dieser ganzen Untersuchung war, an die Stelle des lediglich subjektiven Begriffs der Qualität (der, objektiv gebraucht, Sinn und Bedeutung verliert) einen allgemein verständlichen, objektiv-anwendbaren Begriff zu setzen.

Der Zweck konnte nicht dieser seyn, die Beschaffenheit unsrer Empfindung zu erklären. Wenn man z. B. sagt: "Licht ist der höchste Grad — Wärme ein schon verminderter Grad von Elasticität," so hat man dadurch die Empfindung des Lichts und der Wärme nicht erklärt, aber (wenn man weiſs, was man thut,) auch nicht erklären wollen. Diese Anmerkung ist vielleicht in Bezug auf manche Leser nicht ganz überflüssig.

Die Chemie selbst ist eine Wissenschaft, die auf dem gebahnten Wege der Erfahrung sicher fortschreitet, auch wenn sie nicht bis auf die ersten Principien zurückgeht. Aber eine Wissenschaft, die in sich selbst so reich ist, und die seit kurzer Zeit so groſse Fortschritte zum System gemacht hat, ist es wohl werth, auf solche Principien zurückgeführt zu werden.

So lange aber die Chemie (wie sie von nun an immer thun wird,) bloſs an Erfahrung sich hält, ist selbst der negative Vortheil, den eine solche Zurück-

führung auf Principien (zur Abweisung eitler Hypothesen,) haben könnte, nicht so einleuchtend, als er es im entgegengesetzten Falle werden müsste. Glücklich, wenn sie (die einzige unter allen empirischen Wissenschaften, die alles auf Experimente baut) der philosophischen Disciplin nie bedürftig ist.

Auch kann die Chemie selbst, innerhalb ihrer empirischen Gränzen, immerfort die Sprache beybehalten, die sie bisher gesprochen hat. Denn eine philosophischere Sprache ist zwar dem Verstand angemessener, allein eine empirische Wissenschaft verlangt, dass Begriffe und Gesätze, auf denen sie beruht, anschaulich seyen. Ob dies mit den vorgetragenen Principien der Chemie der Fall seye, und seyn könne, werde ich im folgenden Kapitel beantworten. Sollte die Antwort etwa verneinend ausfallen, so sieht man zum Voraus ein, dass es zuträglich ist, der gemeinen Chemie, anstatt ihr philosophische Begriffe, die sich nicht konstruiren lassen, und eine abstrakte Sprache aufzudringen, lieber ihre bildlichen Begriffe und die sinnliche Sprache zu lassen, die, wenn sie den Verstand nicht befriedigt, wenigstens der Einbildungskraft (welche in empirischen Wissenschaften ihr Recht nie aufgiebt,) weit mehr Genüge leistet.

Anhang

zum vorigen Abschnitt.

*

Es ist für die Experimentalwissenschaften äusserst vortheilhaft, genau ihre Gränzen zu kennen, damit sie sich nicht etwa mit Untersuchungen bemengen, die vor ein ganz anderes Forum gehören, und so selbst in Widersprüche und Streitigkeiten verwickelt werden, die gar kein Ende nehmen, weil blosse Erfahrung über sie gar nicht mehr zu entscheiden vermag. Umgekehrt aber, wenn man Principien aufstellt, um die Experimentallehre von Schwierigkeiten und Zweifeln, die sie sich unnöthigerweise selbst aufgebürdet hat, durch Einschränkung ihrer Anmassungen zu befreyen, geschieht es leicht, dass der Empiriker nachher jene Schwierigkeit selbst abläugnet, und wohl gar vorgiebt, sie seyen erst zum Vortheil der neuen Theorie erdichtet worden.

Da Fragen über die Principien der Chemie, meines Erachtens, nicht vor das Forum der bloss experimentirenden Chemie gehören, so freut es mich, noch vor Schluss dieses Theils einem kenntnissreichen, und um die empirische Chemie selbst bereits verdienten Schriftsteller zu begegnen, der gleichfalls bey seinen Bemühungen die Absicht hat,

aus ſeiner Wiſſenſchaft unnöthige, auſserhalb ihrer Gränzen liegende Unterſuchungen zu verbannen *).

Vorzüglich haben folgende Abhandlungen dieſes Schriftſtellers meine Aufmerkſamkeit erregt: 1) Ueber die Identität des Lichts und der Wärme **), über die chemiſchen Verhältniſſe beyder ***), und über die Immaterialität des Wärme- und Lichtſtoffs ****).

Wenn der Verfaſſer von der Identität der Materien des Lichts und der Wärme ſpricht, ſo kann nicht abſolute Identität beyder gemeynt ſeyn. Es wäre alſo vortheilhaft geweſen, zum Voraus zu beſtimmen, was erfodert wird, um zwo Materien als eine und dieſelbe zu betrachten. Wenn alle Verſchiedenheit der Materie bloſs auf dem verſchiednen Verhältniſs ihrer Grundkräfte beruht, ſo werden wir ſo viele verſchiedene Materien haben, als wir Qualitäten kennen. Qualität aber gilt überhaupt nur in Bezug auf Empfindung. Verſchiedene Empfindungen alſo berechtigen auch, verſchiedene Qualitäten und ſomit verſchiedene Materien anzunehmen.

Allein dieſer allgemeinen Identität der Materie unerachtet, (da alle Materie ſich von der andern nur durch Gradverhältniſſe unterſcheidet,) kann es

---

*) Ich rede von Herrn D. Scherer's Nachträgen zu ſeinen Grundzügen der neuern chem. Theorie. Jena 1796.

**) a. a. O. S. 18 — 120.

***) S. 121 — 156.

****) Daſ. 157 — 185.

doch noch Gründe geben, zwischen verschiedene Materien A und B eine unmittelbare Identität anzunehmen, im Fall nämlich, dass die eine B nur als ein besondrer Zustand der andern betrachtet werden kann. Dies scheint nun der Fall mit Wärme und Licht zu seyn. Wärme ist eine Modifikation der Körper, die durch Licht bewirkt werden kann, oder Wärme ist der nächste Zustand, in welchen das Licht übergeht, sobald es aufhört, Licht zu seyn (oder — was dasselbe ist — denn wodurch anders kennen wir das Licht, als durch unsere Empfindung — sobald es aufhört aufs Auge zu wirken).

Allein hier thut sich doch eine Schwierigkeit hervor, die uns nicht erlaubt, sogleich eine Identität der Licht- und Wärmematerie zu behaupten. Denn wären sie identisch, so müsste umgekehrt auch Licht als blosse Modifikation der Wärme betrachtet werden können, diess ist aber, wie mir dünkt, schlechterdings unmöglich.

Denn erstens leihen wir dadurch der Wärme eine absolute Existenz, die ihr gar nicht (etwa so wie dem Lichte,) zukommt. Denn nach Crawford's Entdeckungen giebt es keine absolute Wärme, sondern sie ist etwas lediglich Relatives; sie ist nicht nur überhaupt blosse Modifikation anderer Materie, sondern auch eine Modifikation, für die es kein absolutes Maass giebt (daher der Begriff von Kapacität der Körper). Ich sehe sehr wohl ein, dass ohne diesen Begriff von Wärme der Gedanke, Licht und Wärme als wechselseitige Modifikationen zu betrachten, sehr natürlich ist, und ich selbst habe es oben (S. 113. da ich jenen Begriff noch nicht voraussetzte,)

für ganz gleichgültig erklärt, ob man Licht als freye Wärme, oder Wärme als gebundnes Licht betrachtet.

Allein man hat auch nicht Einen evidenten Beweis, daſs Wärme, — ich will nicht ſagen überhaupt und nach einer Regel, — ſondern auch nur im einzelnen Falle Licht werde, ſo wie Licht immer und regelmäſsig, ſo wie es auf Körper wirkt, Wärme wird.

Der einzige mögliche Beweis dieſer Behauptung iſt das Licht, das ſich aus der Lebensluft entwickelt. Denn, kann man ſagen, was der allgemeine Antheil aller Luftarten iſt, iſt Wärmeſtoff, in dieſem Falle alſo wenigſtens nimmt der Wärmeſtoff der Lebensluft durch die Zerſetzung Eigenſchaften des Lichts an. Allein man hat dabey folgendes überſehen, daſs, nach der Ausſage der vortrefflichſten Chemiker unſerer Zeit, zur Bildung der Lebensluft ſchlechterdings Licht erforderlich iſt. Nun räume ich ſehr gerne ein, daſs Licht, ſobald es Verbindungen mit andern Stoffen eingeht, Wärme, oder Wärmeſtoff wird, daſs alſo auch das Licht, das die Lebensluft bildet, die Eigenſchaften und die Wirkungsart des Wärmeſtoffs angenommen hat: und daraus iſt begreiflich; warum gerade die Lebensluft auch rückwärts wieder Phänomene des Lichts zeigt. *) Allein

*) Die Frage: warum z. B. bey Zerſetzung der Lebensluft durch Salpetergas kein Licht bemerkt wird, iſt unbeantwortlich, ſobald man das Licht als einen Stoff, nicht, wie wir, als eine Materie betrachtet, die der verſchiedenſten Modifikationen fähig iſt, und deren Eigen-

der vorliegende Fall ist ein Fall besonderer Art, woraus man nicht sogleich den allgemeinen Schluss ziehen darf: Also kann Wärme überhaupt Eigenschaften des Lichts annehmen.

Sehr konsequent also ist es wenigstens, wenn Herr S. läugnet, dass die Lebensluft allein Quelle des Lichtes seye. Aber man behauptet mit diesem Satz, so viel ich einsehe, nur so viel: Die Lebensluft kennen wir bis jetzt als die einzige Materie, welche die Phänomene des Leuchtens giebt. So lange also, bis wir eine andere Materie dieser Art entdecken, etwa ein Gas, mit dessen Zersetzung Lichtentwickelungen verbunden sind, hat man kein Recht, zu behaupten, dass Wärmestoff überhaupt (der doch gemeinschaftlicher Antheil aller elastischen Flüssigkeiten ist,) mit der Luftmaterie identisch seye.

Nun ist man ferner doch genöthigt zu fragen: Wodurch sich denn Licht und Wärme, als Modifikationen einer gemeinschaftlichen Materie unterscheiden? Was die Ursache ist, dass dieselbe Materie jetzt als Licht, jetzt als Wärme, das einemal aufs Auge, das anderemal aufs Gefühl wirkt?

Dass nun Licht in den Verbindungen, die es mit den Körpern eingeht, Wärme wird oder Wärme bewirkt, dafür giebt es Erfahrungen *), und wo Erfahrun-

schaften einzig und allein von diesen Modifikationen abhängen.

*) s. oben S. 109-112. Das Phänomen der Kälte in den höhern Regionen der Atmosphäre glaubt Herr S. als einen

fahrungen entscheiden, braucht man nicht mehr unter Möglichkeiten blind herumzugreifen.

Wie aber umgekehrt Wärme so modificirt werde, dass sie Phänomene des Lichtes zeigt, darüber giebt es keine Erfahrung, und — daher kommen eigentlich die unbestimmten Erklärungen, die man darüber, selbst bey scharfsinnigen Naturforschern findet: z. B. S. 106. (aus einer Schrift des Herrn Prof. Link): „Ob ein Körper leuchtet oder wärmt, oder beydes zugleich in einem geraden Verhältnisse oder nicht, thut, kommt allein auf die verschiedene Schnelligkeit an, womit die Theile des Wärmestoffs entwickelt werden. Gerathen alle in eine langsamere Bewegung, so wird er bloss wärmen, gerathen alle

---

nen Erfolg der mechanischen Ausdehnung der Luft betrachten zu können, „die in steter Bewegung ist," — (in den obern Regionen aber ist die Atmosphäre in steter Ruhe,) — „bey welcher (Bewegung) elastische Flüssigkeiten die Wärme anziehen oder verschlucken, während bey ihrer mechanischen Verdichtung der Wärmestoff wieder aus ihnen gepresst wird, welcher Fall eintritt, indem die Luft in den niedrigern Gegenden von der auf ihr liegenden Luftsäule zusammengedrückt wird." — — Ich glaube, dass eine andere Erklärung möglich ist, man vergl. oben S. 110. 112. — S. 110. führt der Verf. auch das oben S. 110. angeführte Experiment von Pictet, als eine sehr wichtige Erfahrung an. Ich glaube daher um so eher, bey dem Schluss, den ich daraus gezogen habe, auf seine Beystimmung rechnen zu dürfen.

in die ſchnellſte Bewegung, ſo wird er bloſs leuchten, und, wie leicht daraus folgt, je mehr Theile ſich ſchnell bewegen, deſto mehr wird er leuchten, im umgekehrten Fall, wärmen. Ob ferner dieſes oder jenes geſchehe, das beruhet allein auf der Art, wie der Wärmeſtoff ausgeſchieden wird.“ — (Herr S. rühmt die Leichtigkeit dieſer Erklärung. Aber eben dieſe Leichtigkeit macht ſie verdächtig, denn man kann ſich nicht enthalten, zu fragen: Wie ſchnell ſich denn der Wärmeſtoff bewegen müſſe, um zu leuchten? Die Phyſik ſcheut alle Mehr oder Weniger, für die es kein Maaſs und Gewicht mehr giebt). Oder S. 114. „Es läſst ſich annehmen, daſs nach der verſchiedenen Art der Bewegung des Wärmeſtoffs auch unſere Sinne ſehr verſchieden afficirt werden können, und daſs demnach Licht bemerkt werde, wenn derſelbe ſich äuſserſt ſchnell in geraden Linien — (dieſe thun wohl nichts zur Sache) — fortbewegt, Wärme hingegen nur empfunden werde, wenn er ſich langſamer und nach allen Seiten — (thut das Licht nicht daſſelbe?) — in den Körpern bewegt *).

---

*) Weit beſtimmter und auf Erfahrungen gegründet, iſt eine andere Aeuſserung deſſelben Schriftſtellers, die S. 116. angeführt wird: „Licht bringt nur bloſs in ſolchen Körpern Wärme hervor, welche ſeinem Durchgange einigen Widerſtand entgegen ſetzen, es erhitzt undurchſichtige, dunkelgefärbte Körper am meiſten, durchſichtige weniger, und völlig durchſichtige, wenn ſolche anzutreffen wären, vielleicht gar nicht. Die Erklärung dieſer Erſcheinung iſt am leichteſten und einfachſten, wenn man bey dem bleibt, was den Phy-

So viel, die Verhältnisse des Lichts und der Wärme unter sich betreffend. Jetzt von ihrem Verhältniſs zu andern Materien.

Der Verfasser läugnet geradezu, daſs der Wärmestoff mit irgend einem Körper chemische Verbindungen eingehe. Im Vorhergehenden habe ich diese Annahme widerlegt, aus der Voraussetzung, daſs kein besonderer Wärmestoff existire. Die Gründe des Herrn S. beweisen gegen die chemische Verbindung des Wärmestoffs, selbst, unter Voraussetzung dieses erdichteten Wesens. „Der Wärmestoff, sagt er *), erwärmt doch nicht bloſs einige Körper, zu denen er Wahlanziehung besitzt; sondern er bringt in allen die Modifikation hervor, welche die Empfindung der Wärme in uns erregt. Er dehnt nicht bloſs einige Substanzen aus, sondern äuſsert diese Wirkung auf alle. — Ist dieſs aber nicht ganz den chemischen Wirkungen widersprechend! Ist denn das Resultat der chemischen Verbindungen des Sauerstoffs in allen Fällen eine Säure und zwar

---

sikern, welche diese Erscheinungen zuerst bemerkten, sogleich einfiel. Das Licht verliert nämlich seine schnelle Bewegung, nimmt eine langsamere an, und zeigt sich als fühlbare Wärme, verliert auch vielleicht ganz seine Bewegung und wird verborgene Wärme. Ich möchte sagen, diese Erscheinungen dienen mehr als Beweise für die Uebereinstimmung des Lichts und der Wärme, als gegen sie, ungeachtet sie auf die meisten Hypothesen über die Bestandtheile des Lichts- oder Wärmestoffs geleitet haben.

*) S. 127 — 128.

eine und dieselbe Säure, bringt er nicht mit dem Wasserstoffe nur Wasser, mit den Metallen nur Metallkalke, mit den verschiedenen Radicalen der Säure auch verschiedne Säuren hervor? Welche mannichfaltig von einander abweichende Produkte werden nicht durch die Verbindung der verschiedenen Säuren mit den eben so verschiedenen salzfähigen Substanzen (Alkalien, Erden und Metallen) hervorgebracht! Und der Wärmestoff sollte mit allen Körpern nur Erwärmung und Ausdehnung erzeugen? — Ja, wenn ferner auch sogar specifischer, gebundener, latenter Wärmestoff angenommen wird, was ist denn dadurch hervorgebracht? Gar nichts! Wie kann er aber als ein chemisch-wirkender Körper mit einem andern Körper eine chemische Verbindung eingegangen seyn, ohne die Natur des letztern umgeändert oder überhaupt ein neues Produkt hervorgebracht zu haben! — Ist es nicht ganz etwas andres mit allen andern Stoffen? Wird nicht das Metall sehr auffallend umgeändert, wenn es sich mit dem Wärmestoffe vereinigt? Was geschieht aber, wenn das Metall Wärmestoff aufnimmt, bleibt es nicht Metall, wenn es gleich flüssig wird? Wie konnte man also so voreilig einen latenten Wärmestoff da annehmen, wo man keine Wärme empfindet?"

Ich kann mich nicht enthalten, diesen Bemerkungen noch die Aeusserungen eines andern philosophischen Naturforschers beyzufügen. Es ist so weit gekommen, dass man philosophische Gründe, in solchen Dingen vorgebracht, unter dem Vorwande, dass sie das sind, als unstatthaft abweisst. Aber der Philosophie gebührt es, zu entscheiden, was an

unsern Erkenntnissen objektiv, und was blofse Empfindung ist. Es ist also vortheilhaft, zu beweisen, dafs auch der empirische Naturforscher (denn man glaubt jetzt, dafs Philosophie der Erfahrung nichts nützen könnte) zu philosophischen Principien zurückgehen mufs, wenn er sich nicht den Fiktionen der blofs empirischen Naturlehre blindlings überlassen will.

"Die Anziehungskraft, sagt Herr Link, *) welche die Körper auf den Wärmestoff äussern, hat gar keine Aehnlichkeit mit der chemischen Verwandschaft. Hier entreifst ein Körper dem andern seinen Bestandtheil ganz, oder doch gröfstentheils, dort entzieht ein Körper dem andern nur so viel Wärmestoff, bis die absolute Elasticität des Wärmestoffs in beyden Körpern einander gleich ist. Eben so wenig kann man behaupten, dafs diese Anziehung mit der allgemeinen Anziehung einerley sey. Die letztere wirkt in die Ferne, nimmt ab, wie die Quadrate der Entfernung zunehmen, und richtet sich nach der Menge der Materie, welche von beyden Seiten ihre Ziehkraft äussern. Von allem diesen bemerken wir hier nichts, wir sehen nicht, dafs dichtere Körper den Wärmestoff stärker anziehen als minder dichte; auch nicht, dafs sich die Vertheilung des Wärmestoffs nach der Dichtigkeit desselben richte, wie man doch erwarten müfste, wenn hier blofs allgemeine Anziehungskraft im Spiele wäre."

"Es würde ein Mifsbrauch genau bestimmter Ausdrücke seyn, wenn man behaupten wollte, der

*) Ich entlehne diese Stellen aus der angef. Schrift des Hrn. Scherer. S. 138 - 140.

Wärmestoff, welcher die gröfsere Menge der specifischen Wärme in irgend einem Körper ausmacht sey darin chemisch gebunden. Dieser Wärmestoff geht aus dem wärmern in den kältern Körper, er geht eben so zu dem erstern zurück, so bald dieser wiederum kälter wird. Von allem diesen beobachten wir bey chemischen Verbindungen nichts. Deswegen trennt sich noch kein Bestandtheil von dem andern, weil er sich darin in gröfserer Menge befindet, und niemals kehrt er zu dem vorigen Körper zurück, wenn dieser Mangel daran leidet. Die chemischen Trennungen und Verbindungen zeigen sich bestimmter, sie sind Folgen einer Wahlanziehung, und lassen sich nach Verwandschaftstafeln ordnen, aber allen solchen Regeln unterwirft sich der Wärmestoff, wenigstens in diesem Falle, nicht. Gesetzt aber, es gäbe Wärmestoff, der so fest mit dem Körper verbunden wäre, dafs er sich durch einen kältern Körper nicht ausscheiden oder vermindern liefse, so würde der Ausdruck, chemisch verbunden, doch fehlerhaft seyn können, da mehrere Stufenfolgen in der Vereinigung der Körper möglich sind, die sehr verschieden unter sich, aber von der chemischen Verwandschaft sehr unterschieden seyn möchten."

Ich habe mich im Vorhergehenden über die neuerdings mehrmals schon aufgeworfene Frage: Sollte das Licht wirklich eine Materie seyn? wie ich glaube, hinlänglich erklärt. Da ich jetzt mit Herrn S. Untersuchungen „über die Immaterialität des Wärme- und Lichtstoffs" bekannt geworden bin, so trage ich hier einige Gründe nach, welche mir immer noch scheinen für die Materialität des Lichtes angeführt werden zu können.

Die Gründe, welche der Verfaſſer für ſeine Meynung vorbringt, gelten eigentlich nur gegen die Behauptung eines Lichtstoffs, nicht gegen die Behauptung einer Lichtmaterie. Dieſen Unterſchied (der bey gegenwärtiger Unterſuchung nicht ohne Bedeutung ist) habe ich im Vorhergehenden, wie ich glaube, deutlich gemacht. Ich habe gezeigt, daſs Grundstoffe überhaupt, nicht nur dieſer oder jener bestimmte Stoff, etwas völlig Imaginäres ſind. Dieſe Behauptung beweiſst ſich ſelbst, ſo bald man nur die chemiſchen Grundstoffe kennt; denn keiner derſelben ist bis jetzt in der Anſchauung dargestellt. Auch darf man nicht hoffen, ſie je darzuſtellen. Und was angeſchaut wird, heiſst nicht mehr Grundstoff, ſondern Materie. Es versteht ſich alſo zum voraus, daſs auch der Lichtstoff (d. h. nicht die Lichtmaterie, ſondern die imaginäre Urſache der Eigenſchaften dieſer Materie) eben ſo gut, aber auch nicht mehr, als jeder andere Grundstoff der Chemie, zu den chemiſchen Fiktionen gehört (die ich, innerhalb bestimmter Gränzen, ſelbst für unvermeidlich halte).

Ferner hoffe ich, daſs, wenn philoſophiſche Principien künftig mehr, als bisher, in empiriſchen Wiſſenſchaften gelten, die Vorausſetzung von Materien, die ſich durch innere (inſofern verborgene) Qualitäten von einander unterſcheiden ſollen, aus unſern Theorien völlig verſchwinden. Nach dieſen Principien ist nun freylich jede einzelne Materie bloſse Modifikation der Materie überhaupt, und alle Qualitäten der Materie, ſo verſchieden ſie auch ſeyn mögen, sind nichts anders, als verſchiedene Verhältniſſe ihrer Grundkräfte. Dies ist alſo abermals Etwas

was von jeder Materie, nicht nur vom Lichte gilt, und wenn man etwa aus dem Satz: „das Licht ist eine blofse Modifikation der Materie," feine Immaterialität beweifen wollte, fo könnte man mit demfelben Rechte die Immaterialität aller Materien beweifen — denn wo haben wir je Materie überhaupt — nicht blofse Modifikationen der Materie — gefehen?

Die Unterfuchungen, welche in der angeführten Schrift über die Materialität oder Immaterialität des Lichts angestellt sind, bedürfen alfo vielleicht nur einer philofophifchen Erweiterung, um mit den Refultaten der Philofophie völlig übereinzustimmen. Ich fchliefse dies daraus, dafs der Verfaffer felbst, um feine Theorie der Wärme zu erweifen, sich auf die Grundsätze der philofophifchen Dynamik beruft. "Wenn es erwiefen ist, fagt er, *) "dafs die Möglichkeit der Materie — als des Beweglichen im Raume — auf den beyden Grundkräften, der attraktiven und repulsiven, beruhe; wenn endlich durch die blofse Verfchiedenheit in der Verbindung diefer urfprünglichen Kräfte, die bis ins Unendliche mögliche fpecififche Verfchiedenheit der Materien erklärbar ist, was nöthigt uns dann noch weiter, die verfchiedenen Formen der Körper von einem körperlichen Verhältniffe zwifchen dem Wärmestoff und den Substanzen abzuleiten? — Kann denn die Form der Aggregation nicht blofs von dem wechfelfeitigen Einfluffe der Grundkräfte und ihrer refpektiven Intenfität abhängen?"

*) S. 164 - 166.

"Der wichtigste Einwurf, der gegen diesen Satz aufgestellt werden könnte, ist unläugbar dieser: dass doch die verschiedene Form, die wir durch Erwärmung fester Körper hervorbringen, scheinbar der Erfolg einer Verbindung des in seiner Form geänderten Körpers mit der Ursache der Wärme seyn möchte. Ich gestehe, dass dieser Umstand allerdings, dem ersten Anblicke nach, alles weitere Raisonnement überflüssig zu machen scheint, indem ja hier die gröfste Evidenz nicht zu verkennen ist. Indess wage ich es doch, zu behaupten, dass diese Evidenz erst hineingelegt ist; sie gründet sich blofs auf das einseitige Raisonnement der atomistischen Philosophie, nach welcher alle und jede Erscheinung nur in der Zusammenfügung oder Verbindung der verschieden gestalteten Grundtheile (Atome) der zusammengesetzten Körper ihren Grund haben soll, als ob ohne diese Voraussetzung keine einfachere, der Natur angemessenere, Erklärung denkbar sey."

„Es ist mir sehr wahrscheinlich, dass durch die Erwärmung eines Körpers nicht etwas an denselben tritt, sondern nur das Verhältniss der Grundkräfte gegen einander abgeändert werde, so dass die repulsive ein Uebergewicht vor der attraktiven erhalte. Wodurch wird dieses wohl hervorgebracht? Ich glaube durch den Stofs der ponderablen Theile der Luft, welche durch Erwärmung (d. h. durch die in Wirksamkeit gesetzten Grundkräfte), diesen auszuüben, fähig wird. Ich setze dieses Vermögen, während der Erwärmung der Körper in der Luft, blofs in den ponderablen Theilen der Luft, weil dieser Einfluss doch nur von der Materie — also etwas ponderablen, im Raume sich bewegenden — gelten

kann. Die Wärme ist demnach bloss die Erscheinung, die jedesmal mit dieser Kraftäusserung verbunden ist. Der Stoss wirkt, meiner Meynung nach, insofern, als dadurch die Aufhebung des Gleichgewichts zwischen den Kräften hervorgebracht wird, so wie wir demselben doch gewiss eben so allgemeine Erscheinungen, als die Bewegung u. s. w. zuzuschreiben uns genöthigt sehen. Ich nähere mich hier, wie man leicht bemerkt, den Vorstellungen eines le Sage (?) was ich auch gerne zugebe, nur glaube ich, dass hier das Reich des Mechanischen genau zu sondern seyn wird von dem Gebiete des Chemischen; dass man die Gesetze der Dynamik durchaus nicht aus den Augen verlieren müsse. Denn für jezt ist es uns noch nicht erlaubt, den Unterschied zwischen chemischen und mechanischen Kräften gänzlich aufzuheben, wie man dies schon hin und wieder auch versucht hat."

Ich habe diese Stelle angeführt, zum Beweiss, dass die jetzt so streitigen Untersuchungen in der Chemie zuletzt auf philosophischen Principien über das Wesen der Materie und den Grund ihrer Qualitäten selbst zurückzugehen genöthigt sind — nicht als ob ich mit den Aeusserungen des Verfassers (der dynamische und mechanische Physik sonderbar genug combiniren zu wollen scheint,) völlig einverstanden wäre. Denn wenn er z. B. die Erwärmung der festen Körper von einem Stoss der ponderablen Theile der Luft ableitet, so fragt sich: was denn diesen Stoss selbst bewirkt hat? (Ohne Zweifel wieder die Erwärmung; allein diese soll ja gerade erklärt werden). Ferner, wie durch (mechanischen) Stoss "das Verhältniss der Grundkräfte, (das lediglich dyna-

mifch ift,) verändert werden könne, fo dafs die repulfive Kraft vor der attraktiven das Uebergewicht erhalte." Denn ein Stofs kann felbft wiederum nur mechanifch wirken u. f. w.

Was den bisherigen Unterfuchungen über diefe Gegenftände fehr im Wege war, ift die ganz gleiche Behandlung des Lichts und der Wärme, unerachtet von der letztern nun doch lange genug erwiefen ift, dafs fie gar nichts an fich — nichts abfolutes — fondern lediglich eine Modifikation der Körper, und noch überdies etwas völlig Relatives ift. Nun ift freylich das Licht auch blofse Modifikation — aber fie ift eine Modifikation, der nicht jede Materie fähig ift, fie ift eine eigenthümliche Modifikation — Etwas, das felbft Qualitäten hat, nicht blofs Qualität ift, wie die Wärme.

Eben deswegen aber kann man auch, wenn der Urfprung des Lichts erklärt werden foll, nicht mit der allgemeinen philofophifchen Erklärung: "fie fey eine Modifikation der Materie der in Thätigkeit gefetzten Grundkräfte überhaupt" u. f. w., zufrieden feyn. Glücklicher Weife kommt uns hier die Erfahrung felbft entgegen, welche uns über die eigentliche Quelle des Lichts nicht unwiffend läfst.

Mehrere berühmte Naturforfcher (Baco's Name kann ftatt aller übrigen hier ftehen,) haben die Subftantialität des Feuers geläugnet, und das ganze Phänomen als eine blofse eigenthümliche Bewegung, in welche die Körper verfetzt werden, angefehen. Es ift aber klar, dafs diefe Bewegung nicht als blofs mechanifch bewirkt, gedacht werden konnte. Sie mufste chemifch, d. h. durch einen Einflufs auf

das Verhältniſs der Grundkräfte im Körper erklärt werden. Nur hatte die Erfahrung noch nicht Data genug gegeben, um eine ſolche chemiſche Bewegung begreiflich zu machen. Ietzt iſt die empiriſche Chemie ſo weit vorgerückt, daſs ein ſolches Unternehmen nicht mehr als unausführbar gefürchtet werden darf.

Was Herr S. hierin verſucht hat, theile ich aus der angeführten Schriſt mit, und enthalte mich aller weitern Anmerkungen darüber, da der Verfaſſer ſelbſt ſeine Erklärung bloſs als den erſten — und inſofern auch unvollkommenſten Verſuch angeſehen wiſſen will.

" Die Eigenſchaften der Körper, heiſst es, S. 286. ſind als Erfolg der in Thätigkeit geſetzten Grundkräfte der Körper zu betrachten. „

" Durch die in Thätigkeit geſetzten Grundkräfte wird eine Bewegung der Körper hervorgebracht, wodurch ſie Gelegenheit erhalten, auf einander zu wirken.

" Ieder chemiſchen Durchdringung geht die bloſse mechaniſche Berührung voraus; daher erklärt ſich die Nothwendigkeit der Formänderung, um die Affinitätsäuſserungen hervorzubringen. "

" Die verſchiedenen Formen der Aggregationen der Körper hängen von dem Verhältniſſe der Grundkräfte zu einander ab. Ie nachdem die repulſive oder attraktive Kraft ins Uebergewicht während der Stöhrung ihres beyderſeitigen Gleichgewichts geräth, wird auch eine mehr flüſſigere oder feſtere Form hervorgebracht. "

"Durch die Affinitätsäusserungen werden die Formen umgeändert, und zwar gröſstentheils die flüſſigere in eine feſtere, wobey gewöhnlich Wärme, Licht oder Feuer bemerkt wird. — Die ſimplen Auflöſungen oder mechaniſchen Verbindungen (die Vermengungen) ſind gemeiniglich mit einer Verwechslung der feſtern Form gegen die flüſſigere begleitet; daher entſtehet hierbey nur Kälte."

"Während der Entſtehung des Feuers ſind hierbey der Sauerſtoff und die oxydirbaren Stoffe thätig — es ſcheint alſo das Feuer bloſs in der Bewegung ſeinen Grund zu haben, in welche die ſich vereinigenden Subſtanzen durch die Aufhebung des Gleichgewichts ihrer Grundkräfte gerathen. Gewinnt hierbey die attraktive Kraſt das Uebergewicht, ſo entſteht Wärme u. ſ. w.; prädominirt im Gegentheile die repulſive, ſo werden dieſe Erſcheinungen entweder gar nicht, oder doch nur in einem ſehr geringen Grade bemerkt."

Noch merke ich an, daſs Herr S. einige ſehr intereſſante Bemerkungen über Wärme und Licht, inſofern beyde durch Reiben erzeugt werden, mitgetheilt hat. Nach dem, was S. 274. darüber geſagt iſt, iſt es ſchwer zu glauben, daſs die Quelle derſelben in den Körpern ſelbſt zu ſuchen iſt. Ich merke das an, weil es mir für die oben vorgetragene Theorie der Elektricität wichtig ſcheint.

Wichtiger noch in dieſer Rückſicht iſt eine Aeuſſerung Lavoiſier's, die S. 492. aus ſeinen phyſiſch-chemiſchen Schriften Th. III. S. 270. mitgetheilt wird: "Ich denke einſt, ſagt er, von den Gründen Rechenſchaft zu geben, welche mich zu glauben

bewegen, daſs die elektriſchen Erſcheinungen, welche wir wahrnehmen, nur ein Erfolg einer Zerlegung der Luft ſeyen." — (Der Hauptgrund, wie mir ſcheint, iſt wohl die Vertheilung der beyden elektriſchen Materien an die geriebenen Körper; denn ſie geſchieht nach dem Verhältniſs der nähern oder entferntern Verwandſchaft zum Oxygene) "daſs die Elektricität nur eine Art von Verbrennung ſey, bey welcher die Luft den elektriſchen Stoff eben ſo liefere, wie ſie, nach meiner Meynung, den Stoff des Feuers und des Lichts, bey der gewöhnlichen Verbrennung liefert. Man wird erſtaunen, zu ſehen, wie anwendbar dieſe neue Lehre auf die Erklärung der mehreſten E ſcheinungen iſt."

Herr S. ſtimmt dieſer Vermuthung bey. "Lange ſchon, ſagt er*), beſchäftigte mich die Vermuthung, daſs zwiſchen den Erſcheinungen des Feuers und der Elektricität eine ſehr groſse Analogie ſtatt finde. Die Verkalkung des Amalgamas während der Reibung des Glaſes der Elektriſirmaſchine an demſelben machte mich noch aufmerkſamer auf dieſe Uebe einſtimmung. Endlich konnte ich nichts wahrſcheinlicher finden, als daſs die Elektricität eine Art des Feuers ſey, deren Erzeugung auf eben den Gründen vielleicht beruhen möchte, als die des gewöhnlichen Feuers. Dieſe Muthmaſsung gewann für mich den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit theils durch den Geſichtspunkt, den Lavoiſier in der angeführten Stelle ſeiner Schriften hierüber beſtimmt, theils durch die Erfahrung eines van Marum, welche die

*) S. 493 — 494.

Uebereinkunft der Erscheinungen der Elektricität mit denen der Wärme noch in ein helleres Licht setzen."

"Höchstwahrscheinlich *) bewirken wir durch alle Manipulationen, vermittelst welcher wir die sogenannte elektrische Materie erwecken, nichts anders, als eine Zersetzung der atmosphärischen Luft. Freylich ist diese Art der Zersetzung auffallend verschieden von derjenigen, welche durch das Verbrennen und Verkalken bewerkstelligt wird, sie geschieht sehr wahrscheinlich viel langsamer, der Erfolg derselben ist aber dafür desto auffallender." — Ich glaube dargethan zu haben, dass diese Zersetzung der Luft mechanisch geschieht, dass aber dieser Mechanismus (des Reibens) wohl Phänomene der Wärme oder des Feuers, nicht aber Phänomene der Elektricität bewirken könnte ohne Mitwirkung der Heterogeneität der Körper, die dazu angewandt werden.

Aus einem Briefe des Chemisten van Mons endlich theilt Herr Scherer S. 199. die Vermuthung mit: das elektrische Fluidum könnte von einer Verdichtung der Luft herrühren. Ohne Zweifel, sagt er, werden die beyden Gasarten, welche die atmosphärische Luft ausmachen, dabey getrennt und wieder verbunden. Die Verkalkung der Metalle durch Elektricität aber erklärt er gleichfalls aus der Gegenwart des Oxygenes.

Ich habe absichtlich alles, was bis jetzt zum Vortheil der vorgetragenen Hypothese bekannt gewor-

*) S. 496.

den ist, zusammengestellt, weil ich wünsche, durch welche Mittel es auch geschehe, eine Prüfung derselben, durch angestellte Experimente, veranlassen zu können.

* * *

Noch nenne ich hier mit grossem Vergnügen eine treffliche akademische Schrift, die bekannter zu werden verdiente, als Schriften dieser Art gewöhnlich werden, in welcher der Verfasser, der Erste, so viel ich weiss, unternommen hat, die Principien der Dynamik, so wie sie von Kant aufgestellt sind, mit ächtphilosophischem Geiste, auf empirische Naturlehre, vorzüglich Chemie, anzuwenden. *)

Ueber

---

*) Principia quaedam disciplinae naturali, in primis Chemiae ex Metaphysica naturae substernenda. Auctore C. A. Eschenmayer. Tubingae, 1796.

Zum Beleg des obigen Urtheils mögen hier einige der Hauptsätze des Verfassers stehen.

„Qualitas materiae sequitur rationem mutuam virium attractiuarum et repulsiuarum.

Omnis materiae varietas hoc respectu earundem virium diuersa unice proportione absoluitur, atque adeo ad graduum discrimen redit.

Quia materia non sola existentia, sed viribus spatium implet, virium autem earundem varians unice proportio nonnisi graduale discrimen affert, omnes materiae diuersitates ad graduum diuersitatem demum redeunt. Qualitates igitur materiae sunt relationes graduales.

Operationes chemicae versantur circa mutationes gradualium relationum materiae.

Victoria

Victoria vis vel attractiuae vel repulsiuae chemices nititur motus, illarumque pace chemica quies.

Admitti debet maximum et minimum in gradualibus relationibus, quibus tanquam intermedii reliqui gradus interjecti sunt.

Naturae metaphysica vi attractiuae infinite parui, repulsiuae infinite magni, notionem applicat. Signetur vis attractiua litt. A, repulsiua litt. B, et erit A $= \frac{1}{\infty}$. B ∞. Vt igitur $\frac{1}{\infty} \cdot \infty = 1$. ita et A. B aliquid finiti dat. Cum vero materia connubio vis repulsiuae cum attractiua constet, erit A. B $=$ M, si M pro materia ponimus.

Repulsiua vis empiricae nostrae intuitioni positiuum prodit ingenium, quia spatium implet, vis attractiua vero negatiuum, qui limitationem impletionis affert.

Propositiui vel negatiui elementi praepollentia in duos ordines materiarum scala describi potest, cujus medium, quod plane exaequata vtriusque elementi potestas tenet, tanquam ad potentiam $=$ o euectum exprimi debet.

Solutio chemica duarum materiarum, dynamica duorum graduum distributione fit; vnde characteres homogeneitatis et neutralitatis prodire debent.

Admisso positiui ordinis eminente gradu in natura phlogisti, negatiui contra conspicuo gradu in basi aëris, phaenomena combustionis ex principiis propositis facile explicantur, simul autem conciliandis Phlogisticorum et Antiphlogisticorum theoriis via aperitur.

Ueber die Stoffe in der Chemie.

(Zusaz zum achten Kapitel.)

*

Auf welche Weise die schlechthin Eine und selbe Materie sich in die Mannichfaltigkeit der Formen gebiert, ist im vorhergehenden hinlänglich auseinandergesetzt. Wie sie im Einzelnen ihre Einheit nur unter der Form des Magnetismus in die Differenz bildet, eben so auch im Ganzen. Die innere und wesentliche Identität wird dadurch nicht aufgehoben und bleibt dieselbe unter allen Formen oder Potenzen, die sie in der Metamorphose empfängt. Wie sich die Blätter, Blüthen und sämmtliche Organe der Pflanze zu der Identität der Pflanze verhalten, so die sämmtlichen Verschiedenheiten der Körper zu der Einen Substanz, aus der sie durch stuffenweise Verwandlung hervorgehn. Wenn wir die Faktoren der Form allgemein als Potenzen bezeichnen, so ist es nothwendig, daſs das gröſste Uebergewicht der einen Potenz über die andre in die Extreme jener magnetischen Linie falle, und da wir (nach dem Zusatz zum sechsten Kap.) einen doppelten Indifferenzpunkt anzunehmen haben, so muſs die Materie auch nach vier verschiedenen Seiten, als vier Weltgegenden, in Pole auslaufen, so daſs nach jeder

Seite die Identität der Materie besteht, die Indifferenz der Form aber mehr und mehr aufgehoben wird.

Die Pole der absoluten Kohäsion werden sich, nach der Einen Seite durch ein Maximum der Expansion, nach der andern durch ein Maximum der Kontraktion darstellen. Die der relativen werden, weil in dem Indifferenzpunkt derselben die Kohäsion selbst als aufgelöst erscheint, sich nur im expandirten Zustand, jedoch so darstellen, daſs innerhalb desselben der Eine wieder als der kontrahirte, der andre als der expandirte Pol erscheint.

Von diesen Extremen der Materie, wo die Formbestimmungen in der gröſsten Geschiedenheit erscheinen, nimmt nun der chemische Empirismus seine Stoffe her. Wenn man untersucht, welcher Begriff ihn dabei leitet, so ist es der der Zusammengesetztheit der Materie überhaupt, und der Nicht-Darstellbarkeit einer besondern, als solcher. Alle seine sogenannten Stoffe sind nach ihm mit irgend einem andern z. B. Wärmestoff zusammengesetzt, und solcher Art, daſs, wenn sie aus irgend einer Verbindung gesetzt werden, sie sogleich in eine andre übergehn. Insofern, als diese Stoffe nicht für sich erscheinen, sind sie offenbar erdichtete Wesen, da die Empirie nicht über die Erscheinung hinauszugehen das Recht hat: man erwiedert dagegen, daſs sie doch durch das Gewicht darstellbar seyn, und daſs jene Nicht-Darstellbarkeit nur in Bezug auf die uns anwendbaren Mittel statt finde, also mehr zufällig als nothwendig sey. Man setze nun aber die wirklich geschehne und gelungene Darstellung, so würde, was vorher Stoff

war, nun in die Reihe der Materien treten, und das eigentliche Princip der Qualität, das man in dieser Materie gesucht hatte, würde noch weiter zurückweichen. Der Charakter der Nicht-Darstellbarkeit ist also zugleich ein für den Begriff von Stoff wesentlicher, im einzelnen Fall aber durchaus zufälliger Charakter. Ein wesentlicher, weil der Stoff, sobald er rein abgesondert für sich darstellbar ist, eine Materie wird, die man nun wieder weiter zusammengesetzt denken kann; ein zufälliger, da man die Nicht-Darstellbarkeit des Stoffs als zufällig annehmen muss, um nicht in der Annahme seiner Existenz über die Erfahrung hinauszugehn.

Die höchste Instanz in einem solchen Beginnen ist allerdings das Gewicht, und das einzig Reale das ins Gewicht fallende; dafür aber ist in demselben auch nicht Ein chemischer Process seinem Wesen nach begriffen. Was hier wirkt, ist nicht auf die Wage zu legen. Es ist das, wovon die einzelnen Dinge und alle Körper die blossen Organe und Glieder sind. Obgleich also jene Art der Chemie sich die pneumatische genannt hat, ist sie deswegen doch weder geistig noch geistreich, sondern handgreiflich und über das Wesen der Sache blind.

Neuntes Kapitel.

Versuch über die ersten Grundsätze der Chemie.

Nachdem wir die ersten Principien der Chemie unserer Kritik unterworfen haben, bleibt uns noch die Untersuchung übrig, ob diese Principien auch einer wissenschaftlichen Darstellung fähig sind.

Die unnachläfsliche Bedingung einer solchen Darstellung aber ist die Möglichkeit der mathematischen Konstruktion solcher Begriffe. „So lange, sagt Kant *), als für die chemischen Wirkungen der Materien auf einander kein Begriff ausgefunden wird, der sich konstruiren läfst, so kann Chemie nichts mehr, als systematische Kunst oder Experimentallehre, niemals aber eigentliche Wissenschaft werden, weil die Principien derselben blofs empirisch sind und keine Darstellung a priori in der Anschauung erlauben, folglich die Grundsätze chemischer Erscheinungen ihrer Möglichkeit nach nicht im mindesten begreiflich machen, weil sie der Anwendung der Mathematik unfähig sind.“ Sollte etwa das Resultat dieses Versuchs verneinend ausfallen, so haben die bisherigen Untersuchungen wenigstens das negative Verdienst, die Chemie in ihre bestimmten Gränzen, (der blofsen Erfahrung) zurückgewiesen zu haben.

* * *

*) a. a. O. Vorr. S. X.

Princip:

Alle Qualität der Körper beruht auf dem quantitativen (gradualen) Verhältniſs ihrer Grundkräfte.

Denn Qualität iſt nur in Bezug auf Empfindung. Empfunden werden aber kann nur, was einen Grad hat: nun iſt in der Materie kein Grad denkbar, auſser dem der Kräfte und auch dieſer nur in ihrer Beziehung auf einander. Alle Qualität alſo beruht auf Kräften inſofern ſie eine beſtimmte Quantität (Grad) haben, und, da Materie zu ihrer Möglichkeit entgegengeſezte Kräfte vorausſetzt, auf dem Verhältniſs dieſer Kräfte, ihrem Grade nach.

Erklärungen:

1) *Homogen* heiſsen ſolche Stoffe, in welchen das quantitative Verhältniſs der Grundkräfte daſſelbe iſt.

Denn Homogeneität bezeichnet gleiche Qualitäten. Nun beruht alle Qualität auf dem quantitativen Verhältniſs der Grundkräfte, alſo u. ſ. w.

Man ſieht von ſelbſt ein, daſs eine abſolute Homogeneität Identität der Qualitäten wäre. Allein man braucht den Ausdruck homogen noch in weiterer Bedeutung, da er eine bloſse Annäherung zur Identität bezeichnet.

2) *Heterogen* heiſsen zween Stoffe, wenn das quantitative Verhältniſs der Grundkräfte in einem das verkehrte vom Verhältniſs der Grundkräfte im andern iſt.

Homogen alſo können Grundſtoffe auch dann noch heiſsen, wenn das quantitative Verhältniſs ihrer Grundſtoffe verſchieden iſt, ſo lange es nur nicht entgegengeſezt iſt. Es erhellt daraus von ſelbſt, daſs es weit mehr homogene als heterogene Grundſtoffe geben muſs. Ferner iſt klar, daſs es auch ſtufenmäſsige Annäherungen zur abſoluten Heterogeneität giebt, die in der Natur vielleicht nirgends angetroffen wird.

Grundſäze:

I) Allgemeine Bedingungen eines chemiſchen Proceſſes.

1) Kein chemiſcher Proceſs iſt etwas anders, als eine Wechſelwirkung der Grundkräfte zweyer Körper.

Denn kein chemiſcher Proceſs geht vor ſich, ohne daſs qualitative Anziehung zwiſchen zwey Körpern ſtatt finde. Er iſt alſo eine Wechſelwirkung der Qualitäten. Nun iſt Qualität nichts anders, als u. ſ. w.

2) Zwiſchen *homogenen* Grundſtoffen findet *kein* chemiſcher Proceſs ſtatt.

Denn das quantitative Verhältniſs der Grundkräfte iſt in beyden mehr oder weniger daſſelbe, alſo kann auch kein Wechſel dieſer Verhältniſſe ſtatt finden, alſo auch kein chemiſcher Proceſs zwiſchen beyden.

3) Zwiſchen *heterogenen* Grundſtoffen findet allein ein chemiſcher Proceſs ſtatt.

Denn nur zwiſchen dieſen iſt eine Wechſelwirkung der Grundkräfte möglich. Da es aber ſtufen-

mäſsige Annäherungen zur abſoluten Heterogeneität giebt, ſo wird es auch zwiſchen den chemiſchen Proceſſen einen Unterſchied in Anſehung der Leichtigkeit geben, mit der ſie bewirkt werden.

4) Nur wenn das quantitative Verhältniſs der Grundkräfte im einen, das umgekehrte iſt von demſelben Verhältniſs im andern, iſt zwiſchen zween Körpern ein chemiſcher Proceſs möglich.

(Das Maaſs der Repulſivkraft iſt die Elaſticität, das der Attraktivkraft, die Maſſe. Alſo kann der Satz auch ſo ausgedrückt werden: Nur wenn ſich Maſſe und Elaſticität im einen umgekehrt verhalten wie Maſſe und Elaſticität im andern, findet ein chemiſcher Proceſs ſtatt).

Denn nur in dieſem Fall iſt ein Wechſel der Grundkräfte — eine Ausgleichung der Elaſticitäten und der Maſſen möglich.

Auf dieſen Grundsätzen beruhet die Kunſt, einen chemiſchen Proceſs zu bewirken. Denn da in der Natur keine abſolute Heterogeneität exiſtirt, da es auch Unterſchiede in Anſehung der Leichtigkeit chemiſcher Proceſſe giebt, ſo iſt es ein Gegenſtand der chemiſchen Kunſt, Proceſſe zu bewirken, die ſonſt nicht möglich wären, andere, die ſonſt nur ſehr ſchwer erfolgen würden, zu erleichtern. Dahin gehört z. B. die Erhöhung der Temperatur, die zu nichts dient, als jenes Verhältniſs der Grundkräfte, das zum chemiſchen Proceſs erforderlich iſt, in beyden hervorzubringen.

Jede chemische Bewegung ist ein Bestreben nach Gleichgewicht: um also eine solche Bewegung zu veranlassen, muss das Gleichgewicht der Kräfte in beyden Körpern gestört werden.

Daher das alte Princip der Chemie: Chemica non agunt nisi soluta — d. h. zwischen zween festen Körpern ist keine chemische Verbindung möglich. Selbst wo keine chemische Verbindung im engern Sinne des Worts vorgehen soll, müssen auch gleichartige Körper in Fluss versetzt werden, ehe sie sich mit einander verbinden. — Wo aber zwischen ungleichartigen Körpern Verbindung bewirkt werden soll, muss entweder einer derselben ursprünglich flüssig seyn, oder einer, wo nicht beyde, müssen durch Feuer in flüssigen Zustand versetzt werden. Man könnte den Satz auch so ausdrücken: Nur zwischen Extremen ist ein chemischer Process möglich. Wenigstens hat die Natur, zum Behuf der meisten chemischen Processe, Extreme, flüssige und feste Körper, aufgestellt.

Da ein chemischer Process nichts anders ist, als Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts der Kräfte, so kann man den allgemeinen Grundsatz aufstellen:

5) Soll zwischen zween Körpern ein chemischer Process entstehen, so muss die Kraft, mit der sie unter sich zusammenhangen, in beyden geringer seyn, als die Kraft, mit der sie sich bestreben, unter einander in's Gleichgewicht zu kommen.

Daraus folgt ein Hauptſatz, auf den wir ſpäterhin zurückkommen werden. Kein chemiſcher Proceſs erfolgt anders, als kontinuirlich. Die Körper müſſen mehrere Stufen durchgehen bis zu dem Punkt, wo der Proceſs ſelbſt erſt beginnt. So müſſen Metalle, um in Säuern aufgelöſet zu werden, erſt verkalkt (oxydirt) ſeyn. Nur nachdem dieſes geſchehen iſt, beginnt die Auflöſung. Hat man etwa nicht die gehörige Quantität Säure angewandt, ſo bleibt der Proceſs bey der bloſsen Verkalkung ſtehen.

Es wird nun ſo viel verſchiedene Arten einen chemiſchen Proceſs zu bewirken geben, als es Mittel giebt, das Gleichgewicht der Kräfte in einem Körper zu verändern, oder, was daſſelbe iſt, die Kohäſionskraft der Körper zu ſchwächen. Das Hauptmittel aber ſind Flüſſigkeiten, die, ihrer Verwandſchaft zu feſten Körpern gemäſs, ſich mit dieſen verbinden, und dadurch den Zuſammenhang ihrer Theilchen untereinander verändern. Dahin gehören nun die luftförmigen Flüſſigkeiten, bald als Vehikel der Wärme, bald als Vehikel desjenigen Grundſtoffs, gegen welchen alle übrigen Grundſtoffe Verwandſchaft beweiſen. Durch Feuer werden feſte Körper in flüſſige verwandelt. Dieſe Verwandlung ſelbſt ſchon wird gewöhnlich als ein chemiſcher Proceſs betrachtet, und heiſst inſofern Auflöſung, und zwar Auflöſung auf trocknem Wege. — Ein anderes Mittel, den Zuſammenhang der Körper zu verändern, iſt die Verkalkung, die auch auf trocknem Wege, durch Feuer, geſchieht, ſelbſt ein chemiſcher Proceſs, und zugleich Beförderungsmittel totaler Auflöſung.

Ferner gehören hieher die tropfbaren Flüſſigkeiten, die als Vehikel des Oxygenes dazu dienen,

feste Körper, wie die Metalle, erst zu verkalken, und dann aufzulösen. Geschieht das letztere, so heisst eine solche Auflösung, Auflösung auf nassem Wege.

6) Körper, in welchen das Gleichgewicht der Grundkräfte nicht aufgehoben werden kann, sind keiner chemischen Behandlung fähig.

Es versteht sich, dass eine solche Unmöglichkeit bloss relativ ist, in Bezug nämlich auf die vorhandnen chemischen Mittel.

II) Erfolg eines chemischen Processes.

1) Das Resultat des chemischen Processes ist das Produkt einer Wechselwirkung der Grundkräfte, die, durch künstliche Mittel in Thätigkeit gesezt, zum Gleichgewicht zurückkehren.

2) Das chemische Produkt seiner Qualität nach betrachtet, ist das mittlere dynamische Verhältniss der Grundkräfte, die beym Process in Thätigkeit gesezt werden.

Denn die Grundkräfte beschränken sich wechselseitig so lange, bis eine Identität des Grads vorhanden ist. Das Produkt aus einem elastisch-flüssigen und festen Körper z. B. kann man ausdrücken, durch das mittlere Verhältniss zwischen der Masse des festen und der Elasticität des flüssigen und umgekehrt.

3) Das chemische Produkt ist seinen qualitativen Eigenschaften nach völlig verschieden von den Bestandtheilen, aus welchen es zusammengieng.

Man kann es betrachten als die mittlere Qualität zwischen den beyden Extremen, aus welchen es entstanden ist.

4) Im chemischen Produkt muss Identität des Grads oder der Qualität statt finden.

Es versteht sich, dass, da ein vollkommner chemischer Process eine Idee ist, dieser Satz in der Erfahrung Einschränkungen zulässt.

5) Chemisch heisst nur diejenige Wirkung der Körper auf einander, wodurch *Qualitäten entstehen* oder *vernichtet* werden, nicht aber, wenn bloss der *Zustand* des einen Körpers verändert wird.

Chemische Vernichtung einer Qualität durch die andere heisst Bindung. So binden sich Hydrogene und Oxygene im Wasser — Säure und Alkali im Neutralsalz u. s. w. — Begriff von Neutralisation.

6) Alle chemische Processe lassen sich auf chemische Verbindung zurückführen.

Denn auch die chemische Scheidung geschieht nur vermittelst der Wahlanziehung eines dritten Körpers gegen den Bestandtheil des chemischen Produkts.

7) Zwischen *festen* Körpern ist keine chemische Verbindung möglich, es sey denn, dass sie vorher aufgelöset werden.

Dieſs geſchieht entweder durch tropfbare Flüſſigkeiten (Säuren) und die Körper heiſsen aufgelöſet (im engern Sinne des Worts), oder durch Gewalt des Feuers, und dies heiſst die Körper ſchmelzen. Hier iſt alſo, im erſtern Falle wenigſtens, der chemiſche Proceſs doppelt. Denn was das Schmelzen der Körper betrifft, ſo iſt es eine bloſs einſeitige Veränderung des Verhältniſſes ihrer Grundkräfte. — Es fragt ſich ferner, ob die gemeinſchaftliche Auflöſung von zween Körpern oder das Zuſammenſchmelzen derſelben ein chemiſcher Proceſs heiſsen könne? Streng genommen, kann nur ein ſolcher Proceſs chemiſch heiſsen, deſſen Produkt von ſeinen Beſtandtheilen der Qualität nach verſchieden iſt. Dieſs geſchieht aber nicht, wenn völlig homogene Körper verbunden werden. Alſo gehört hieher nur das Zuſammenſchmelzen heterogener Körper, das ſehr häufig erſt durch Vermittelung eines dritten möglich wird.

8) Zwiſchen *flüſſigen* und *feſten* Körpern findet kein vollkommner chemiſcher Proceſs ſtatt, ohne daſs beyde auf einen gemeinſchaftlichen Grad der Elaſticität gebracht werden, ſo, daſs der feſte an Elaſticität gewinne, was der flüſſige daran verliert.

Hier haben wir alſo den Begriff von Auflöſung im engern Sinne. Nach den Begriffen der Atomiſtiker iſt die Auflöſung immer nur partial, d. h. ſie erſtreckt ſich nur bis auf die kleinſten Theilchen der feſten Körper, die in dem Auflöſungsmittel in unendlichkleinen Entfernungen von einander verbreitet

sind. Allein diese Voraussetzung läſst sich nur mit Hülfe der Hypothese, daſs alle Körper Aggregate von Theilchen sind, welche ferner zu theilen physisch unmöglich ist, begreiflich machen. Denn sonst sieht man nicht ein, warum die Kraft des Auflösungsmittels (vorausgesetzt, daſs das quantitative Verhältniſs desselben zum aufzulösenden Körper vollkommen beobachtet sey,) eine Gränze habe, und die Auflösung irgendwo stille stehe.

Jene Theorie verräth sich auch dadurch schon als unnatürlich, daſs sie, um die Auflösung zu erklären, zu Unbegreiflichkeiten ihre Zuflucht nehmen muſs, z. B. daſs ein Auflösungsmittel in die innersten Poren, auch der dichtesten Körper, eindringe, (wodurch immer noch unerklärt bleibt, wie dieses Eindringen eine so groſse Gewalt haben solle, als nöthig ist, die festen Körper zu zerreiſsen,) oder gar, daſs die kleinen Theilchen Menstruums als kleine Keile wirken, die die festen Theile des Körpers aus einander treiben, u. s. w.

Indeſs sieht man eben so wenig ein, wie einige neuere Schriftsteller nach dem Beyspiel Kants *) eine Durchdringung (des festen Körpers durch den flüssigen) annehmen können, ohne zugleich anzunehmen, daſs der chemische Proceſs ein Wechsel der dynamischen Kräfte selbst ist. Denn ein Körper, in welchem die dynamischen Kräfte im Gleichgewicht sind, kann nur in Masse wirken, vermöge mechanisch-repellirender (stoſsender) Kräfte. Also

*) Man s. die oft angeführte Schrift S. 96.

müſste, wenn die Auflöſung nicht eine Wechſelwirkung der Kräfte iſt, das Auflöſungsmittel den feſten Körper mechaniſch durchdringen, d. h. es müſste ſeine Repulſivkraft auf Zero zurückbringen, was ungereimt iſt.

Man iſt alſo zum Behuf der Erklärung der Möglichkeit einer Auflöſung genöthigt, anzunehmen, daſs bey dem chemiſchen Proceſs (im engern Sinne des Worts) die dynamiſchen Kräfte ſelbſt aus dem Gleichgewichte treten, und damit eine ganz andere Wirkungsart annehmen, als ihnen im Zuſtand der Ruhe oder des Gleichgewichts zukommt. *)

Und da wir uns die Entſtehung der Materie ſelbſt nur durch einen Zuſammenſtoſs dynamiſcher Kräfte denken können, ſo müſſen wir jeden ſolchen Proceſs uns vorſtellen als das Werden einer Materie, und deswegen iſt die Chemie eine Elementarwiſſenſchaft, weil durch ſie das, was in der Dynamik nur Gegenſtand des Verſtandes iſt, Gegenſtand der Anſchauung wird. Denn ſie iſt nichts anders, als die ſinnliche — (anſchaulich-gemachte) Dynamik,

---

*) Kant (in dem angeführten Werke) hat ſich nirgends ausdrücklich über ſeinen Begriff von Chemie erklärt; aber dieſe Aeuſserung (von der Nothwendigkeit der Annahme einer chemiſchen Durchdringung) ſetzt offenbar den Begriff voraus, daſs die chemiſchen Operationen nur durch dynamiſche Kräfte, inſofern ſie in Bewegung gedacht werden, möglich ſind. — Denn eine Durchdringung zwoer Materien durcheinander iſt ſchlechterdings undenkbar, es ſeye dann, daſs aus beyden durch Wechſelwirkung (wechſelſeitige Beſchränkung) der Grundkräfte eine Materie werde.

und bestätigt so rückwärts wieder die Grundsätze selbst, von welchen sie abhängig ist.

Auch setzt jene irrige Vorstellungsart einer Durchdringung des festen Körpers durch den flüssigen den falschen Begriff von einem Auflösungsmittel voraus, den schon mehrere Naturforscher mit Recht gerügt haben *), als ob nämlich das letztere beym Process der Auflösung allein thätig, der feste Körper aber völlig leidend wäre.

Die Idee einer vollkommnen Auflösung bringt es übrigens schon mit sich, dass sie sich durch keine Erfahrungen beweisen läst. Denn dass in einer Solution, selbst mit den gröſstmöglichen Vergröſserungen, kein einzelnes Theilchen des festen Körpers mehr entdeckt werden kann, beweiset noch lange nicht, dass die Auflösung (im angegebnen Sinne) vollkommen ist; vielmehr, dass die Auflösung als unendlich gedacht werden müste, beweiset man daraus, dass sie überhaupt möglich ist, denn sie ist mechanisch nicht erklärbar, also dynamisch, durch eine Bewegung dynamischer Kräfte.

Dann aber ist nicht mehr von Theilen der Materie die Rede, denn hier wird nicht die Materie durch ihre Theile, (wie bey der mechanischen Zusammensetzung,) sondern umgekehrt, die Theile werden durch die Materie gegeben, und deswegen heiſst

*) z. B. Herr Prof. Gren in seinem systematischen Handbuche der gesammten Chemie. Erster Theil. (Halle 1794.) S. 55.

heiſst die Auflöſung **unendlich**. Denn gehe ich von Theilen der Materie zum Ganzen fort, ſo iſt die **Syntheſis endlich**. Gehe ich umgekehrt vom **Ganzen** zu Theilen fort, ſo iſt die **Analyſis unendlich**. Bey jeder Auflöſung alſo iſt mir ein chemiſches **Ganzes** gegeben, das völlig **homogen** iſt, das eben deswegen, wie jedes andere, ins Unendliche theilbar, nirgends mich nöthigt, mit der Theilung ſtille zu ſtehen, weil ich ins Unendliche fort auf homogene, alſo immer noch gleich theilbare, Partikeln ſtoſse.

Die Grundkräfte der Materien alſo, die durch einander aufgelöſet ſind, ſind jetzt gemeinſchaftliche Kräfte. Weil ihnen Maſſe und Elaſticität gemeinſchaftlich iſt, ſo erfüllen ſie, wie Kant ſagt, einen und denſelben Raum, und es läſst ſich kein Theil finden, der nicht aus dem Auflöſungsmittel und dem aufzulöſenden Körper zuſammengeſetzt wäre.

Eben deswegen, weil eine ſolche Auflöſung durch keine Erfahrung unmittelbar erweisbar iſt, läſst ſich nie behaupten, daſs die einzelne Auflöſung der **Idee** einer vollkommnen Auflöſung völlig adäquat ſeye: dies betrifft aber nicht den **Begriff** von Auflöſung, ſondern die Mittel, die wir angewendet haben, oder die wir überhaupt anwenden können.

Wenn man bedenkt, welche groſse Gewalt Flüſſigkeiten auf Metalle ausüben, wie ein Paar Tropfen Säure Metalle augenblicklich in Pulver oder pulverichten Kalk verwandeln, ſo ſieht man ſich von den gewöhnlichen Begriffen der Materie völlig verlaſſen, und iſt genöthigt einzugeſtehen, daſs die Ma-

terie für den Verſtand etwas ganz anders iſt, als für die Sinne. Dieſelbe Schwierigkeit, mit den gemeinen Begriffen von Materie auszulangen, zeigt ſich auch anderwärts. Kant erinnert bey dieſer Gelegenheit, man könne ſich einen ſcheinbar-freyen Durchgang gewiſſer Materien durch andere auf ſolche Weiſe (als Durchdringung) denken, (z. B. der magnetiſchen Materie), ohne ihr dazu offne Gänge und Zwiſchenräume in allen, ſelbſt den dichteſten Materien, vorzubereiten. In der That, wenn man die Hypotheſen eines des Cartes, Eulers u. a., die magnetiſche Materie betreffend, überlegt, ſo ſieht man recht deutlich, auf welche dürftige Vorſtellungen die Maxime, alles in der Natur mechaniſchen Geſetzen zu unterwerfen, führen muſs.

Weit fruchtbarer, und der nöthigen Erweiterung unſerer Gedanken zuträglicher iſt das Geſetz des Gleichgewichts in der Natur, wodurch das Gröſste wie das Kleinſte regiert wird, und was überhaupt erſt eine Natur möglich macht. Nur wo höhere Kräfte in Ruhe ſind, wirkt Stoſs, Druck und was noch ſonſt zu mechaniſchen Urſachen gerechnet werden mag. Wo jene in Thätigkeit geſetzt ſind, da iſt innere Bewegung in der Materie, Wechſel und die erſte Stufe von Bildung, denn damit entſtehen und wechſeln nicht Formen allein, (die der Materie auch von auſſen eingedrückt werden können) ſondern Qualitäten und Eigenſchaften, die keine bloſs äuſsere Kraft zu zerſtören vermag. — Was iſt es doch, was dem Erz, das wir Magnet nennen, die ſtete Richtung gegen die Weltpole giebt, wenn es nicht das Beſtreben nach Gleichgewicht iſt; daſs eine herrſchende Verſchiedenheit unſerer Hemiſphären auf ein ſo unanſehnliches

Metall wirke, dünkt uns wunderbar, aber unbegreiflich nur, wenn eingeschränkte Begriffe von der Natur uns vergessen machen, daſs sie selbst nichts ist, als dieses ewige Gleichgewicht, das selbst im Wechsel streitender Kräfte seine Fortdauer findet.

Doch ich kehre zurück, wovon ich ausgieng. — Es giebt verschiedene Arten von Auflösung. Die Unterscheidung zwischen Auflösung auf trocknem und nassem Wege wird hier schon vorausgesetzt. Die Unterscheidung von mechanischen (uneigentlich sogenannten) und chemischen Auflösungen ist wichtiger. Es wird nicht geläugnet, daſs auch bloſs mechanische Auflösungen möglich seyen von solchen Materien, die wirklich leere Räume enthalten und schwach zusammenhängen, daher sie, wenn eine Flüssigkeit in sie eindringt, zerstückt werden. Solche Auflösungen heiſsen mit Recht oberflächlich (superficiales), denn sie können zwar eine Materie, in gleichartige Theilchen getrennt, und in einem Fluidum von hinlänglicher Quantität allerwärts verbreitet, enthalten; allein die Wirkung, welche sie darauf ausüben, erstreckt sich bloſs auf ihre Oberflächen, auch kann die Scheidung sehr oft durch bloſs mechanische Mittel bewirkt werden.

Eine eigentlich - sogenannte Auflösung findet nur da statt, wo eine Veränderung des Grads der Elasticität, Expansibilität, Kapacität des Auflösungsmittels und des aufzulösenden Körpers erfolgt, so doch, daſs beyde auf einen gemeinschaftlichen Grad zurückgebracht werden. Daher die meisten chemischen Auflösungen mit Aufbrausen, und mit Entwicklung von Wärme und Gasarten verbunden sind.

Indefs kann auch zwifchen chemifchen Auflöfungen wieder eine Unterfcheidung gemacht werden. Sie find chemifch, entweder blofs in Bezug auf die Mittel, die man dazu angewandt hat, ohne dafs dabey eine chemifche Verbindung im ftrengen Sinne des Worts oder eine Scheidung heterogener Beftandtheile vorgegangen wäre. Ein Beyfpiel davon find homogene Metalle, die durch Gewalt des Feuers (ein chemifches Mittel) zufammengefchmelzt werden. Auch gehört hieher die Auflöfung von Salzen, z. B. des Salpeters im Waffer, der in kaltem Waffer nur fehr fchwer, in wärmerm hingegen fehr leicht auflösbar ift. Aber durch diefes chemifch-wirkende Mittel wird keine chemifche Verbindung des Waffers und des Salzes bewirkt, fondern das letztere fcheint blofs, durch Wärme aufgelöfet, im Waffer gleichförmig verbreitet zu feyn. Daher kommt es, dafs mehrere Salze, ohne dafs ihnen Waffer entzogen wird, durch blofse oft fehr geringe Entziehung des Wärmeftoffs fchon fich kryftallifiren.

Zu einer vollkommnen chemifchen Durchdringung gehört auch, dafs kein Theil der Auflöfung weniger aufgelöfet enthalte, als er enthalten könnte, d. h. dafs beyde Körper durch einander *) gefättigt find. Allein wenn man die Möglichkeit einer mechanifchen Auflöfung einräumt, fo verfteht fich, dafs auch diefe ihre Gränze habe, und alsdann ift jenes Merkmal kein folches, das der chemifchen Auflöfung eigenthümlich wäre.

*) So mufs man fich ausdrücken, fobald man das Menftruum nicht allein als thätig bey der Auflöfung annimmt.

Der Hauptgrundsatz nun für alle Auflösungen (im eigentlichen Sinn des Worts) ist folgender:

9) Jede Auflösung eines festen und flüssigen Körpers durch einander giebt das mittlere Gradverhältniſs zwischen der Elasticität des einen und der Masse des andern.

10) Verbindung zwischen gleichartigen *flüssigen* Körpern heiſst *Mischung*.

11) Die Dichtigkeit der Flüssigkeiten in der Mischung ist gleich dem mittleren Verhältniſs zwischen den Dichtigkeiten beyder vor der Mischung.

12) In der Regel wird der Raum, den eine chemische Mischung einnimmt, das mittlere Verhältniſs der Räume beobachten, welche die beyden Fluida vor der Auflösung einnahmen.

Nicht jede Mischung (auch heterogener Flüssigkeiten) ist chemisch. Chemisch kann nur diejenige Mischung heiſsen, bey welcher beyde Ingredienzen der Mischung Eigenschaften verlieren, oder neue annehmen.

Das sicherste Merkmal davon ist eine Verminderung oder Erhöhung der Kapacität, so daſs Wärme dabey verschluckt oder frey wird. So ist die Mischung von Weingeist und Wasser, noch mehr die Mischung von brennbaren Flüssigkeiten mit Säuren, der Oele z. B. mit Salpetersäure u. s. w. chemischer Art.

Dagegen können Luftarten, die an ſich völlig heterogen ſind, wie Lebens- und Stickluft, mit einander vermiſcht werden, ohne daſs die eine oder die andere ihre Eigenſchaften veränderte. Nur das ſpecifiſche Gewicht der Miſchung iſt gleich der Summe der ſpecifiſchen Gewichte beyder vor der Miſchung.

Mehrere flüſſige Körper vermiſchen ſich mit einander gar nicht ohne Vermittelung eines dritten; ſo Waſſer und Oele erſt durch Vermittelung von Salzen oder von Seife, (die letztere wirkt kraft ihres Urſprungs aus Oelen und Pottaſche). Der vermittelnde Körper heiſst (wie auch zwiſchen feſten Körpern) das Aneignungsmittel.

Flüſſige Körper unterſcheiden ſich von einander nur durch den Grad ihrer Flüſſigkeit, nicht auch durch Struktur ihrer Theile, Verſchiedenheit der Oberflächen, der leeren Räume, die ſie enthalten u. ſ. w. deswegen ſind ſie zu Experimenten über Mittheilung der Wärme am brauchbarſten.

Der Grad von Wärme, den ein Fluidum aufnehmen kann, ohne ſeinen Zuſtand (das Wort im engern Sinne genommen) zu ändern, beſtimmt ſeine Wärmefähigkeit, Kapacität. Die Differenz der Grade, welche verſchiedene Körper von gleicher Maſſe aufzunehmen fähig ſind, iſt gleich der Differenz ihrer ſpecifiſchen Kapacität.

Die Regel für Miſchungen gleichartiger, aber verſchieden-erwärmter, Flüſſigkeiten iſt die bekannte Richmanniſche, daſs die Wärme der Miſchung das arithmetiſche Mittel zwiſchen den Wärmen beyder flüſſigen iſt.

Das allgemeine Gefetz aber für Mifchungen ungleichartiger Flüſſigkeiten iſt dieſes: Um zwo ungleichartige Flüſſigkeiten zu einem gleichen Grad von Wärme zu bringen, muſs entweder das quantitative Verhältniſs der Flüſſigkeiten, oder das Verhältniſs der Quantität von Wärme, die beyden zugeführt wird, gleich feyn der Differenz ihrer Kapacitäten. — Die letztere aber muſs durch Experimente gefunden werden. — Uebrigens findet auch hier feine Anwendung, was oben bemerkt wurde: daſs keine Miſchung chemiſch heiſst, bey welcher weder Qualitäten verloren gehen, noch folche erzeugt werden. Wärme aber iſt keine permanente Qualität, fondern nur eine zufällige Eigenſchaft der Körper.

13) Verbindung zwiſchen tropfbaren und luftförmigen Flüſſigkeiten heiſst gewöhnlich *Auflöſung*.

Dieſer Satz iſt, wie bekannt, neuerdings fehr ſcharfſinnig beſtritten worden. Geſetzt auch, die Metereologie hätte ſich von ihm nichts zu verſprechen, (was bis jetzt noch nicht erwieſen iſt) ſo kann doch das Faktum nicht geläugnet werden, daſs wenigſtens ſcheinbare Auflöſungen tropfbarer Flüſſigkeiten durch die Luft ſtatt finden

Aber ich geſtehe, daſs ich, der vielen Erörterungen dieſes Gegenſtandes unerachtet, doch bis jetzt nirgends einen beſtimmten Begriff dieſer Art von Auflöſung finden konnte.

Das Wort im gewöhnlichen Sinn genommen — kann die Luft das Waſſer nicht auflöſen, ohne daſs

das letztere selbst einen verhältnissmässig höhern Grad von Elasticität erhalte. Wodurch aber erlangt es diesen? Es verbreitet sich nicht von selbst, wie starkriechende und überhaupt alle geistige Stoffe, vermöge der ursprünglichen Fliehkraft seiner Theile — durch Wärme etwa? — So ist es nicht mehr die Luft, sondern Wärme, die das Wasser aufgelöset hat. Allein dann fragt sich, was ist das Wasser geworden, Dunst oder Luft? Ich finde nichts widersinniges darin, beym Erstern stehen zu bleiben. Denn dafür sprechen wenigstens mehrere Erfahrungen. So enthält das kohlengesäuerte Gas, mit dessen Entwicklung ohne Zweifel immer auch Entwicklung von wässrigten Theilen verbunden ist, Wasser aufgelöset (die holländischen Naturforscher haben es mittelst des elektrischen Funkens zersetzt). Das grosse Volumen, zu welchem sich Wasser in Dunst- oder Dampfgestalt ausdehnt, macht begreiflich, dass es sich frey verbreitet, und die dichtere Luft durchdringt. Nun kann man ferner annehmen, dass die grössere Elasticität der Dünste, (die man voraussetzen muss, wenn sie sich in die Luft erheben sollen), durch die geringere Elasticität der Luft allmählig vernichtet wird, und dass, wenn Luft und Wasser in verhältnissmässigen Quantitäten den Raum der Atmosphäre erfüllen, beyde allmählig auf denselben Grad von Elasticität zurückkommen können. Eine unverhältnissmässige Erhöhung der Elasticität der Luft könnte dann den umgekehrten Process veranlassen, und das Wasser wieder in tropfbarer Gestalt niedergeschlagen werden. Denn, dass das Wasser aus der Luft durch eine schnelle Erkältung derselben niedergeschlagen wird, ist, den gemeinsten Erfahrungen gemäss, nicht sehr wahrscheinlich, denn obgleich man die Wärme,

die vor einem Regen vorhergeht, von einem Freywerden der Wärme aus der Luft herleiten kann, so ist damit doch dieses Freywerden selbst noch gar nicht erklärt. Das Natürlichste bleibt, eine schnelle Erhöhung der Elasticität der Luft anzunehmen, die, wie viele Processe dieser Art, lange vorbereitet seyn kann, jetzt aber plötzlich und auf Einmal erfolgt, wodurch dann die Dünste, jetzt nicht mehr gleichelastisch mit der Luft, also auch nicht mehr von ihr getragen, in Gestalt von Wolken niedergeschlagen, endlich in tropfbarer Gestalt niederfallen.

14) Der umgekehrte Process des vorigen, da sich luftförmige Flüssigkeiten mit tropfbaren verbinden, heisst *Verschluckung*, (Absorption).

Hier wird die chemische Verbindung sehr zweifelhaft. — Als Beyspiel dieses Satzes kann die atmosphärische Luft nicht so gerade zu, als gewöhnlich geschieht, angeführt werden. Denn sie wird vom Wasser nur dann verschluckt, wann eine starke Bewegung beyder vorhergegangen ist. (Priestley bemerkte sehr frühzeitig, dass, Luft und Wasser in einem verschlossnen Gefäss zusammengeschüttelt, die erstere verdorben werde. Er schloss daraus schon, das Wasser müsse Phlogiston enthalten). — Ein zuverlässigeres Beyspiel ist die Verschluckung von Kohlengesäuerten Gas durch Wasser.

15) Die Verbindung des Lichts mit verschiedenen Flüssigkeiten ist eine wahrhaft chemische Verbindung.

Denn es geschieht dabey alles, was bey jeder chemischen Verbindung geschieht. Das Licht, eine

eigenthümliche Materie, verliert ſo viel an Elaſticität, als der andere Körper gewinnt. Indem es aus den Pflanzen, aus oxydirten Körpern u. ſ. w. Lebensluft entwickelt, hört es auf zu leuchten, es verliert eine Qualität, die es vorher zeigte, ſo wie umgekehrt auch eine Scheidung des Waſſers in den Pflanzen vorgehen muſs, damit es mit dem Licht ſich verbinde. Hier geſchieht alſo alles, was bey jedem chemiſchen Proceſs geſchieht.

Das Licht nur als eine Modifikation der Materie überhaupt zu betrachten, geht deswegen nicht an, weil es ſich wirklich offenbar genug als beſtimmte Modifikation, und inſofern auch als beſtimmte Materie zeigt.

Hingegen kann es keine chemiſche Verbindung der Wärme mit irgend einer andern Materie geben, denn die Wärme iſt bloſse Modifikation der Materie überhaupt. Alſo kann zwar eine Materie der andern Wärme mittheilen, d. h. in einer andern dieſe Modifikation bewirken, nach dem bekannten Geſetz: Ein Körper theilt dem andern ſo lange Wärme mit, bis die Wärme in beyden im Gleichgewicht iſt. Allein dadurch entſteht eine bloſse zufällige Veränderung des Zuſtandes, nicht ein Produkt, das ſich durch neue Qualitäten auszeichnete. So wird das Waſſer durch Wärme Dampf, d. h. es ändert ſeinen Zuſtand, aber nicht ſeine Qualitäten. Laſſe ich aber Waſſer über glühendes Eiſen gehen, ſo ändert es nicht nur ſeinen Zuſtand, ſondern auch ſeine Qualitäten. Die Gasart, die ſich entwickelt, iſt Reſultat einer chemiſchen Anziehung, was an dieſem Proceſs Chemiſches iſt, findet bloſs zwiſchen

dem Waſſer und dem Metall, nicht zwiſchen dem Waſſer und der Wärme ſtatt.

Von chemiſchen Verbindungen zwiſchen urſprünglich-elaſtiſchen Materien (ſo nenne ich Licht, u. ſ. w.) wiſſen wir nichts Zuverläſſiges, denn die von Mehrern angenommene Verbindung des Brennſtoffs in den Körpern und des Wärmeſtoffs der Lebensluft beym Verbrennen iſt noch zweifelhaft. Das einzige Beyſpiel dieſer Art ſind die elektriſchen Phänomene, welche durch die Trennung der beyden elektriſchen Materien bewirkt werden, und aufhören, ſobald dieſe wechſelſeitig ihre Elaſticitäten aneinander vernichten. Dieſes Beyſpiel gehört aber nicht hieher, weil dieſe Materien, ſo viel wir einſehen, nicht urſprünglich heterogen, ſondern nur künſtlich entzweyt ſind.

---

16) Der umgekehrte Proceſs der chemiſchen Verbindung (gleichſam die chemiſche Rechenprobe) iſt die chemiſche *Scheidung*.

17) Eine vollkommene chemiſche Verbindung müſste alle Scheidung unmöglich machen (jene iſt alſo eine bloſse Idee, der ſich die Wirklichkeit mehr oder weniger annähert).

Denn, wenn eine chemische Verbindung zweyer Körper vollkommen wäre, so müſste zwischen beyden eine Identität des Grads und der Qualität statt finden. Wäre dies, so müſste das chemische Produkt gegen einen dritten Körper ein ganz gleiches chemisches Verhältniſs haben, d. h. er könnte nie chemisch geschieden werden.

Daſs wir hier Ideen von chemischer Verbindung, Auflösung u. s. w. aufstellen, kann niemand befremden, der sich erinnert, daſs in Erfahrungswissenschaften überhaupt nur Approximationen zu allgemeinen Grundsätzen möglich sind.

Die Mittel, welche zur Trennung verbundner Grundstoffe nothwendig sind, sind dieselben, durch welche eine Verbindung von Grundstoffen bewirkt wird. — (s. oben).

Die Kraft, mit welcher die verbundenen Stoffe zusammenhangen, muſs geschwächt, das Gleichgewicht beyder aufgehoben werden. Das letztere kann nicht geschehen, ohne ein Drittes, wodurch es gestört wird. Dieses Dritte ist entweder ein dritter Körper, der gegen den Einen der verbundenen Grundstoffe Anziehung beweiset, oder das allgemeine auflösende Mittel, Feuer.

18) Körper von absoluter Identität des Grads und der Qualität heiſsen unzerlegbare Körper. —

Gewöhnlich einfache, wie das Licht u. s. w. Von keinem Körper läſst sich zuverläſsig behaupten, daſs er unzerlegbar ist, obgleich es von vielen höchstwahrscheinlich ist, z. B. vom Licht. Nach dem gröſsern

oder geringern Grad der Wahrſcheinlichkeit, Körper zerlegen zu können, hieſsen ſie bisher unzerlegte oder einfache — beſſer unzerlegte oder unzerlegbare Körper. — Das Wort Element — auch nur von den letztern zu gebrauchen — iſt dem urſprünglichen Sinne des Worts zuwider. Das Wort im älteſten Sinne genommen, giebt es kein Element, denn nach unſrer Philoſophie giebt es keine urſprüngliche Materie.

19) Feſte Körper von feſten werden geſchieden durch Feuer und Wahlanziehung.

Was Wahlanziehung heiſse, wird als bekannt vorausgeſetzt. Gleichfalls was chemiſche Anziehung überhaupt ſeye, und worauf ſie beruhe (denn die oben aufgeſtellten Geſetze gelten auch hier). Wahlanziehung findet nur dann ſtatt, wenn zwiſchen zween Körpern beſonders (vor einem oder mehrern andern) das Gleichgewicht der Kräfte aufgehoben iſt. Das Beſtreben, dieſes Gleichgewicht herzuſtellen, heiſst Anziehung, und in dieſem Falle, Wahlanziehung.

Was einfache und doppelte Wahlanziehung ſey, iſt gleichfalls bekannt, und die oben aufgeſtellten Geſetze treffen bey der letztern doppelt ein.

Ein Beyſpiel der einfachen Wahlanziehung iſt, ſo viel man jetzt noch ſieht, auch das Verbrennen der Körper.

20) Das Reſultat der Trennung feſter und flüſſiger Körper iſt *Kryſtalliſation*, *Ge-*

rinnung, *Auffchlag* oder *Niederfchlag* der letztern.

Welches von beyden letztern erfolge, hängt vom Verhältniſs des ſpecifiſchen Gewichts des aufgelösten Körpers zu dem des Menſtruums ab.

Wäre die Auflöſung vollkommen, ſo könnte kein Niederſchlag erfolgen. Er erfolgt nur dann, wann die Auflöſung nicht vollkommen geſättigt iſt, (denn was gewöhnlich Sättigung heiſst, iſt es nur mehr oder weniger). Entweder iſt es das Beſtreben des Menſtruums, den zugeſetzten Körper aufzulöſen, oder es iſt die Anziehung, die der aufgelöſete Körper gegen den zugeſetzten beweiſst, was die Scheidung veranlaſst. Aber weder das Eine noch das Andere würde ſtatt finden, wenn die wechſelſeitige Durchdringung (die Sättigung) vollkommen wäre.

21) Auch flüſſige Körper können durch Feuer oder Wahlverwandſchaft geſchieden werden, wenn ſie eines verſchiednen Verhältniſſes zur Wärme oder zu irgend einem dritten Körper fähig ſind.

Flüſſige Körper geben Beyſpiele vollkommner Miſchung, weil ſie überhaupt ihrer Natur nach einer Identität des Grads fähiger ſind, als andere Körper.

Ob z. B. die Scheidung des Waſſers aus der Luft (beym Regen) ein Niederſchlag heiſsen könne, kommt auf Begriffe an, worüber ich mich ſchon oben erklärt habe.

Urſprünglich - elaſtiſche Flüſſigkeiten, wie das Licht, können wir bis jetzt nur durch einfache Wahlanziehung aus ihrer Verbindung ſcheiden.

III) Konstruktion der chemischen Bewegungen.

Es versteht sich von selbst, daſs das allgemeine Gesetz der Trägheit auch auf chemische Bewegungen angewandt wird.

22) Keine chemische Bewegung erfolgt, ohne Sollicitation von Aussen, und

23) In jeder chemischen Bewegung sind Wirkung und Gegenwirkung einander gleich.

Die Erörterung dieser Gesetze, insofern sie zur Mechanik gehören, wird hier vorausgesetzt. *)

Was aber ihre Anwendung auf Chemie betrifft, so sind schon die oben aufgestellten Gesetze nichts anders als Anwendungen dieses allgemeinen Gesetzes der chemischen Wechselwirkung.

24) Die chemische Bewegung, als solche, kann nicht rein-phoronomisch konstruirt werden, denn sie ist, als *solche*, keine extensive, sondern lediglich intensive Gröſse.

Dies ist der Hauptsatz, der bewiesen werden muſs, und aus welchem sich alle übrigen Sätze, die

---

*) Es ist wichtig, daſs man wisse, welche Bedeutung sie durch Kant erhalten haben. Man s. in der angeführten Schrift das 3te Hauptst. die Mechanik.

Konſtruktion der chemiſchen Bewegung betreffend, leicht ableiten laſſen.

Iede chemiſche Bewegung iſt nur ein Wechſel gradualer Verhältniſſe. Sie beſteht in bloſsen Gradveränderungen, da ein Körper dem Grade nach verliert, was der andere gewinnt, und umgekehrt.

Die chemiſche Bewegung, als ſolche, kann daher nur als intenſive Gröſse, nach den Geſetzen der Stetigkeit, konſtruirt werden.

Als intenſive Gröſse aber kann ſie nur als kontinuirliche Annäherung der Grade von beyden Seiten zum gemeinſchaftlichen Produkt vorgeſtellt werden. Die Annäherungen beyder Körper zum gemeinſchaftlichen Produkt können alſo zwar konſtruirt werden, inſofern ſie überhaupt ſtetig ſind, nicht aber inſofern ſie in jedem einzelnen Moment gradweiſe fortſchreiten, denn Grade überhaupt ſind keiner Darſtellung a priori fähig.

Es fragt ſich aber, ob ſich ein Geſetz dieſer kontinuirlichen Annäherung finden laſſe? Ein ſolches iſt das Geſetz der Beſchleunigung: Die Beſchleunigung der chemiſchen Bewegung wächſt, wie die Summe der Oberflächen, ins Unendliche. Dieſes Geſetz befolgt wenigſtens die praktiſche Chemie bey den Auflöſungen feſter Körper, indem ſie die Oberfläche des aufzulöſenden Körpers ſo viel möglich zu vergröſsern ſucht. Man ſieht von ſelbſt, daſs, da man ſich die Summe der Oberflächen eines aufzulöſenden Körpers als ins Unendliche wach-

ſend

ſend vorzuſtellen genöthigt iſt, auch die Acceleration unendlich wächſt, was (weil die Auflöſung doch in einer endlichen Zeit erfolgt,) gar nicht anders, als nach dem Geſetze der Stetigkeit, (da kein möglicher Augenblick der kleinſtmögliche iſt,) vorgeſtellt werden kann.

Eben deswegen aber iſt dieſes Geſetz, da es auf nichts weniger, als eine unendliche Theilung der Materie geht, von gar keinem konſtitutiven Gebrauch; es dient einzig und allein zum Behuf einer möglichen Vorſtellung, die man den Anmaaſsungen der Atomiſtik entgegenſetzen kann, welche die Auflöſung feſter Körper in flüſſigen als einen Rechtsgrund betrachtet, die Materie aus letzten Theilen beſtehen zu laſſen. Es ſoll alſo zu nichts dienen, als die Freyheit der Unterſuchung zu ſichern. Denn wenn die Materie aus letzten Theilen beſteht, ſo ſind dies Schranken, welche die Naturforſchung nicht anerkennt. Wollte man alſo jenes Princip konſtitutiv gebrauchen, ſo würde man damit ſelbſt in die atomiſtiſchen Vorausſetzungen verfallen. Es iſt alſo eine bloſs theoretiſche Maxime, bey der Auflöſung eines Körpers nichts anzuerkennen, was ein letzter Theil wäre, nicht aber zu behaupten, daſs, da die Auflöſung vollkommen iſt, wirklich eine Theilung ins Unendliche geſchehen ſeye. Vielmehr umgekehrt, wenn die Auflöſung vollkommen iſt, kann uns das Ganze nicht durch ſeine Theile, (denn ſonſt wäre die Auflöſung endlich) ſondern umgekehrt vielmehr, die Theile müſſen uns durch das Ganze gegeben ſeyn.

Was die Quantität der chemischen Bewegung, *als solcher*, betrift, so kann sie nicht, wie die Quantität der mechanischen Bewegung, nach dem zusammengesetzten Verhältniss der Quantität der Materie und ihrer Geschwindigkeit gemessen werden, denn die chemische Bewegung, *als solche*, muss bezogen werden auf eine bestimmte Qualität, als Produkt dieser Bewegung. Sie ist daher eine zwar kontinuirlich - wachsende aber doch nur intensive Grösse.

In der mechanischen Bewegung wird der Körper betrachtet, insofern er sich in Masse bewegt. Indem er sich in Bezug auf andere Körper bewegt, ist er, in Bezug auf sich selbst, in Ruhe (die Bewegung ist in Bezug auf seine Theile absolute Bewegung). Er ist also jetzt Materie innerhalb bestimmter Gränzen, und kann (bey gleicher Geschwindigkeit), der Quantität der Bewegung nach, mit jeder andern verglichen werden. Ganz anders ist es mit der chemischen Bewegung, als solcher. Denn da ist die Materie nicht innerhalb bestimmter Gränzen, der Körper ist im Werden, und das Resultat der chemischen Bewegung selbst erst ist ein bestimmter erfüllter Raum.

Ferner: jede Bewegung ist nur relativ vorstellbar, und insofern auch (nach phoronomischen Grundsätzen) konstruirbar. Wenn man fragt, ob chemische Bewegung, als solche, konstruirt werden könne, so heisst dies so viel: ob die chemischen Bewegungen, wechselsweise auf einander (nicht etwa auf einen Körper, der nicht in den chemischen Process fällt) bezogen, konstruirt werden können? Wird die

Frage so ausgedrückt, so sieht man sogleich ein, daſs sie verneint werden muſs — denn chemische Bewegungen, als solche, bestimmen keinen materiellen Raum, auf den ich sie beziehen könnte. Dieser materielle Raum ist selbst erst Resultat der chemischen Bewegung, d. h. er wird nicht phoronomisch — beschrieben, sondern dynamisch (durch Wechselwirkung von Kräften) erzeugt.

Nun sind aber Begriffe, die sich auf Grade überhaupt beziehen, wie Qualität, Kraft u. s. w. in gar keiner Anschauung a priori darstellbar.

Nur insofern die in Wechselwirkung gesetzten Kräfte einen Grad haben, sind sie Gegenstände einer Synthesis — zwar, aber nur — in Bezug auf den innern Sinn. Alles aber, was der Empfindung entspricht, wird nur als Einheit apprehendirt; das Ganze entsteht nicht durch Zusammensezung der Theile, sondern umgekehrt, Theile, oder besser Vielheit ist in ihm nur durch Annäherung zum Zero vorstellbar. Iede Konstruktion aber setzt eine Gröſsenerzeugung durch Theile voraus, also ist gar keine Konstruktion der chemischen Bewegung möglich, sie kann überhaupt nur nach dem Gesetz der Stetigkeit, als eine Erzeugung intensiver (nicht extensiver) Gröſse apprehendirt werden.

Die Konstruktion des chemischen Processes.

(Zusatz zum neunten Kapitel.)

Der chemische Procefs ist überall nur im Zusammenhang mit den andern Formen des dynamischen Processes zu fassen. Denn wenn uns der magnetische die Linie oder erste Dimension bestimmt, der elektrische die zweite hinzubringt, so schliefst der chemische das Dreieck, indem er die im elektrischen gesetzte Differenz durch ein Drittes Eins macht, welches zugleich in sich selbst Eins ist.

Nach diesen Gründen ist das ursprüngliche Schema des in seiner Reinheit vorgestellten chemischen Processes, ein, in der einfachsten Konstruktion, aus zwei differenten, starren Körpern und dem dritten flüssigen zusammengesetztes Ganzes. Denn da jene in sich wechselseitige und relative Kohäsionsveränderungen setzen, auf solche Weise, dafs der eine in derselben erhöht, der andre vermindert ist, und beyde zusammen sich als eine Totalität und gleich dem Magneten verhalten, von dem jeder Pol aufser sich nur seinen entgegengesetzten setzen kann, so wird in jenem Wechselverhältnifs das dritte, welches an sich gleichgültig ist, zugleich nach zwei Seiten poten-

zirt, oder polarisirt, jedoch, weil es als das Flüssige nur Indifferenzpunkt der relativen Kohäsion ist, auf solche Weise, dass im Moment der entstehenden Differenz auch die Identität beyder Pole aufgehoben, und beyde durch differente Materien dargestellt werden, welches dann in der gemeinen Ansicht als eine Zerlegung des Flüssigen erscheint.

Da nun überall alles, was Zerlegung und chemischer Process heissen kann, auf eine Wechselwirkung von Flüssigem und Festem zurückkommt, wobey beydes seinen Zustand ändert, so ist offenbar, dass das von uns angenommene Verhältniss das einfachste ist, unter welchem überhaupt chemischer Process statt finden kann.

Hinlänglich bekannt ist und jetzt angenommen, dass von jenem allgemeinen Fall der, wo das dritte Glied ein thierisches Organ ist, bloss der besondre Fall ist, indem hier eigentlich zwey Processe zugleich statt finden, der ganz allgemeine, gleichsam anorgische, in welchem das thierische Glied nur in der allgemeinen Eigenschaft eines Flüssigen eintritt, und der besondre, der sich in diesem als Kontraktion zeigt, und der zwar durch seine Bedingungen von dem ersten nicht verschieden, aber der Art der Wirkung nach durch die besondre organische Natur desselben bestimmt ist.

So wie nun alle Form des dynamischen Processes einzig dadurch bestimmt ist, dass Allgemeines, Besondres, und das, worin beyde Eins sind, als verschieden und ausser einander gesetzt sind, so kann

dieſes auch entweder unter der Form des Magnetis-mus geſchehen, wo die drei Faktoren als drei Punkte in einer und derſelben Linie liegen, oder unter der Form der Elektricität, wo die zwey Kör-per die entgegengeſetzten Faktoren, der Berüh-rungspunkt beyder die Indifferenz bezeichnet, oder endlich unter der des chemiſchen Proceſſes, wo je-der derſelben durch ein beſondres Produkt ausge-drückt iſt.

Da alſo jene Triplicität des Allgemeinen, Be-ſondern, und der Indifferenz beyder in der Identität ausgedrückt, Magnetismus, in der Differenz, Elekt-ricität, in der Totalität, chemiſcher Proceſs iſt, ſo ſind dieſe drey Formen nur Eine Form, und der chemiſche Proceſs ſelbſt eine bloſse Verſchiebung der drey Punkte des Magnetismus in das Dreyeck des chemiſchen Proceſſes.

Es kann daher nicht befremden, in der voll-kommneren Form des chemiſchen Proceſſes die To-talität aller Formen des dynamiſchen anzutreffen, ſo daſs es möglich iſt, den ſogenannten Galvanismus in der Voltaiſchen Säule, ganz als Magnetismus, ganz als Elektricität und ganz als chemiſchen Proceſs auf-zufaſſen. Dieſs hängt bloſs davon ab, welchen Mo-ment des Ganzen man fixiren will. Der Proceſs in dieſem Ganzen iſt nach den Beſtimmungen aufzufaſ-ſen, die wir von der magnetiſchen Linie gegeben ha-ben. (Zeitſchrift f. ſpekul. Phyſik Bnd. II. Hft. 2. §. 46. Zuſ.) Es iſt durch das Ganze daſſelbe ge-ſetzt, nämlich die Indifferenz, die als dieſelbe nach zwey Seiten polariſirt iſt. Was von dem Ganzen

gilt, gilt wieder von jedem Theil, ſo daſs jedes Glied für ſich poſitiv, negativ und indifferent iſt. Das Ganze iſt in's Unendliche theilbar, und alles innerhalb deſſelben bloſs relativ beſtimmbar, ſo daſs daſſelbe Glied, welches in der Einen Beziehung indifferent, in der andern poſitiv oder negativ, oder daſſelbe, welches in gewiſſer Beziehung negativ iſt, in der andern poſitiv gedacht werden kann und umgekehrt.

So beſtimmt aber als ſich in dem Voltaiſchen Ganzen das Schema des Magnetismus wiederholt, ſo beſtimmt kann der Proceſs deſſelben als Elektricität aufgefaſst werden, wie von Volta geſchieht und zwar ſo, daſs dieſe Elektricität von dem chemiſchen Proceſs unabhängig, und nicht durch ihn vermittelt iſt, indem ſie vielmehr die Vermittlerin deſſelben und die Form iſt, durch welche jener nothwendig hindurchgeht.

Faſst man den Proceſs in einen ſpätern Moment auf, und will man zugleich ihn in ſeiner Totalität ausſprechen, ſo muſs man ihn als chemiſchen Proceſs bezeichnen, indem nach unſrer Anſicht dadurch der elektriſche keinesweges ausgeſchloſſen, vielmehr ausdrücklich geſetzt wird. Ich bemerke hier, daſs meine Behauptung, der ſogenannte Galvanismus ſey der chemiſche Proceſs ſelbſt, von einigen gänzlich miſsverſtanden wurde, indem ſie dieſs ſo deuteten, als ob ich die Elektricität in demſelben als eine durch den chemiſchen Proceſs als ſolchen hervorgebrachte anſähe, welches ganz gegen den Typus mei-

ner Konſtruktion läuft, welche die Elektricität dem chemiſchen Proceſſe vorausſetzt, ſo wie es auch von der Erfahrung auffallend widerſprochen wird. Denn die Oxydation iſt ſo wenig das Bedingende der Elektricität, daſs die Erſcheinungen der letztern vielmehr in einem gewiſſen umgekehrten Verhältniſs mit ihr ſtehen, wie es nothwendig iſt, wenn der elektriſche Proceſs dem chemiſchen vorangeht und in ihm ſich verliert.

Wollte man aber, wie von einigen geſchehen, fragen, wozu das Waſſer in dem Voltaiſchen Ganzen zu den Elektricitätserſcheinungen erforderlich ſey, da nach meiner Anſicht die Elektricität durch die Berührung ſtarrer, differenter Körper an und für ſich ſchon hinlänglich vermittelt ſey, und auch durch wiederholte Addition dieſes Verhältniſſes zu ſich ſelbſt geſteigert werden müſste: ſo antworte ich, daſs zwey ſtarre, differente Körper ſich für ſich ſelbst unmittelbar durch Berührung ins Gleichgewicht ſetzen, das nur wieder durch Aufhebung der Berührung gestört werden könnte; daſs daſſelbe zwiſchen einer Reihe differenter, aus bloſs starren Körpern beſtehender Glieder geſchehen würde, und daſs, um den Proceſs lebendig und in fortwährender Thätigkeit zu erhalten, ein stets veränderliches Mittelglied, dergleichen das Waſſer, und ſogar, um dieſes in dem Zuſtand fortdauernder Veränderlichkeit zu erhalten, der freie Zutritt der Sauerſtoffluſt erforderlich ſey.

Wir wenden uns nach diesen Erklärungen zu der Betrachtung des Hergangs beim chemischen Process, als solchen, zurück.

Was wir von der Möglichkeit der Reduktion des chemischen Dreyecks auf die magnetische Linie gesagt haben, überzeugt uns schon hinlänglich, dass, was in dem chemischen Process verwandelt wird, nicht die Substanz der Materie an sich selbst, sondern die blossen Potenzen der Form oder Kohäsion sind, dass es also im Sinn des Empirismus eben so wenig eine wahre chemische Zusammensetzung als eine wahre Zersetzung giebt. Alle Zusammensetzung besteht in einem wechselseitigen Aufheben von entgegengesetzten Potenzen durch einander, so dass die vollkommenste, die gänzliche Depotenzirung ist. Alle Zerlegung dagegen, als Darstellung einer und derselben Substanz unter differenten Formen, ist Potenzirung nach verschiednen Richtungen.

Alle Materie ist daher an sich einfach, denn jede mögliche Entzweyung in ihr ist immer nur durch das Hinzukommen eines andern gesetzt. Die Säure z. B. als ein Körper, der durch die Potenz des negativen Faktors der relativen Kohäsion bestimmt ist, ist insofern einfach, und blos der hinzukommende Körper, das Metall, setzt in ihr die Entzweyung des Festen und Flüssigen, so dass jenes, indem es sich aus seiner Expansion herzustellen sucht, den hinzukommenden Körper in seiner Kohäsion vermindert und bestimmt, aus der absoluten in relative überzugehen. Mit dem geringeren Grad der Oxydation ist überhaupt ein Zerfallen der ersteren, mit dem folgenden ein gänzliches Auflösen derselben, so wie mit dem höchsten Grad, der

aber nur durch Verbrennung erreicht wird, der höchste Grad der relativen Kohäsion gesetzt.

Von dem Verbrennungsprozess ist schon oben (Zus. zum 1. Kap. 1sten Buchs) die Rede gewesen.

Schlufsanmerkung
und
Uebergang zum folgenden Theil.

—

Der letzte Endzweck aller Betrachtung und Wiffenfchaft der Natur kann einzig die Erkenntnifs der abfoluten Einheit feyn, welche das Ganze umfafst, und die fich in der Natur nur von ihrer einen Seite zu erkennen giebt. Diefe ift gleichfam ihr Werkzeug, wodurch fie auf ewige Weife das im abfoluten Verftande Vorgebildete zur Ausführung und Wirklichkeit bringt. In der Natur ift daher das ganze Abfolute erkennbar, obgleich die erfcheinende Natur nur fucceffiv und in (für uns) endlofen Entwickelungen gebiert, was in der wahren zumal, und auf ewige Weife ift.

Die Wurzel und das Wefen der Natur ift dasjenige, welches die unendliche Möglichkeit aller Dinge mit der Wirklichkeit der befondern verbindet und daher der ewige Trieb und Urgrund aller Zeugung ift. Wenn wir demnach von diefem vollkommenften aller organifchen Wefen, welches aller Dinge Möglichkeit und Wirklichkeit zugleich ift, bisher nur die getrennten Seiten, worein es fich, in Licht und Materie, für die Erfcheinung verliert, betrachtet haben, fo fteht uns nun der Zugang zu dem wahren Innern

in den Enthüllungen der organischen Natur offen, durch welche wir endlich bis zu der vollkommensten Erkenntniss der göttlichen Natur dringen, in der Vernunft, als der Indifferenz, worin in gleichem Mass und Gewicht alle Dinge als Eins liegen, und diese Hülle, in welche der Akt des ewigen Producirens sich kleidet, selbst in das Wesen der absoluten Idealität aufgelöst erscheint.

Der höchste Genuss der Seele ist: durch die Wissenschaft bis zur Anschauung dieser vollkommensten, alles befriedigenden und in sich fassenden, Harmonie gedrungen zu seyn, deren Erkenntniss jede andre so weit übertrifft, als das Ganze vortrefflicher ist als der Theil, das Wesen besser als das Einzelne, der Grund der Erkenntniss herrlicher als die Erkenntniss selbst.

Ende des zweyten Buchs.

Druckfehler.

S. 196. Z. 3. von unten: lies: verzweigt ſtatt verzwingt.
– 206. - 20. lies: Verzweigungen ſtatt Verzwingungen.



